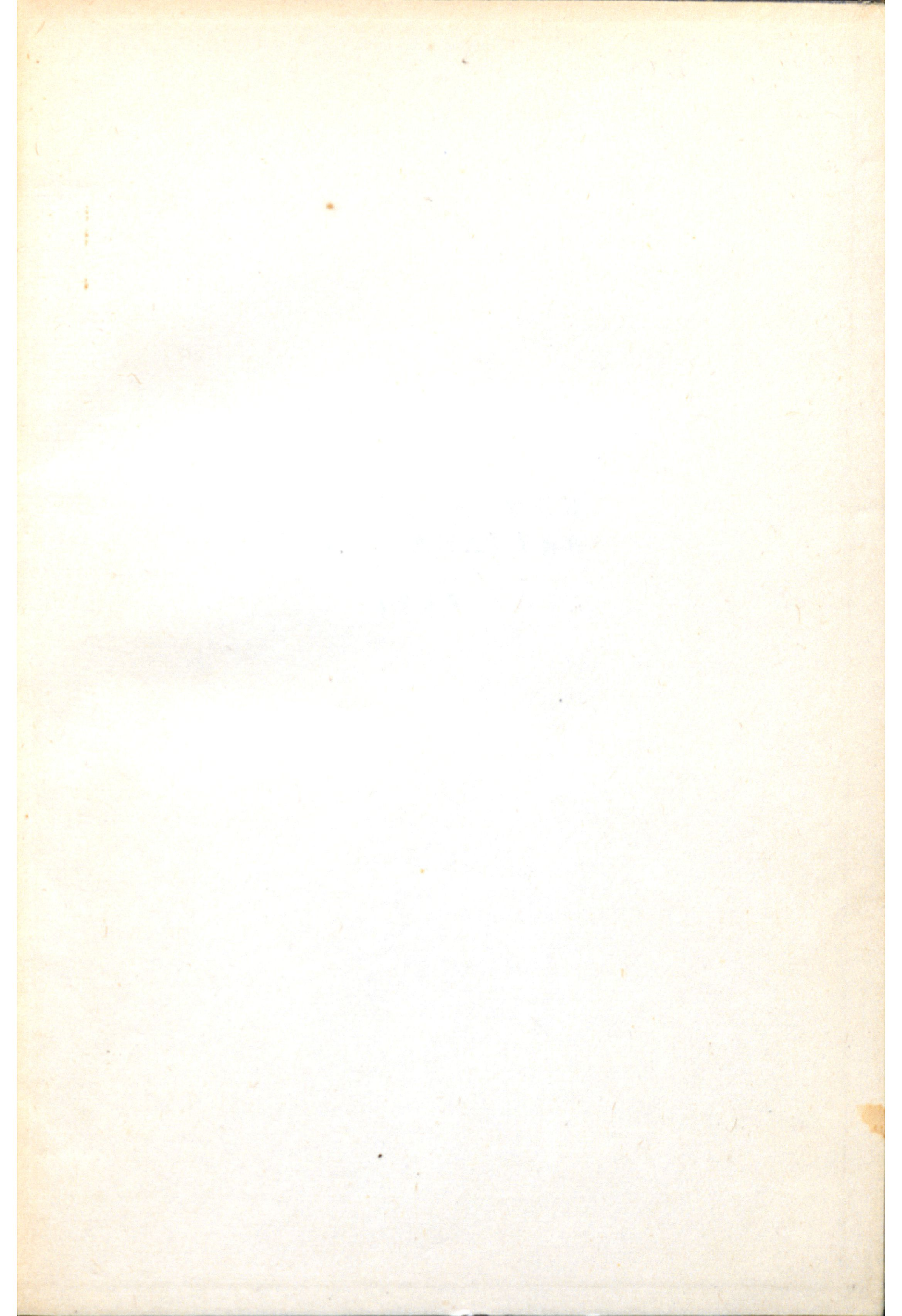
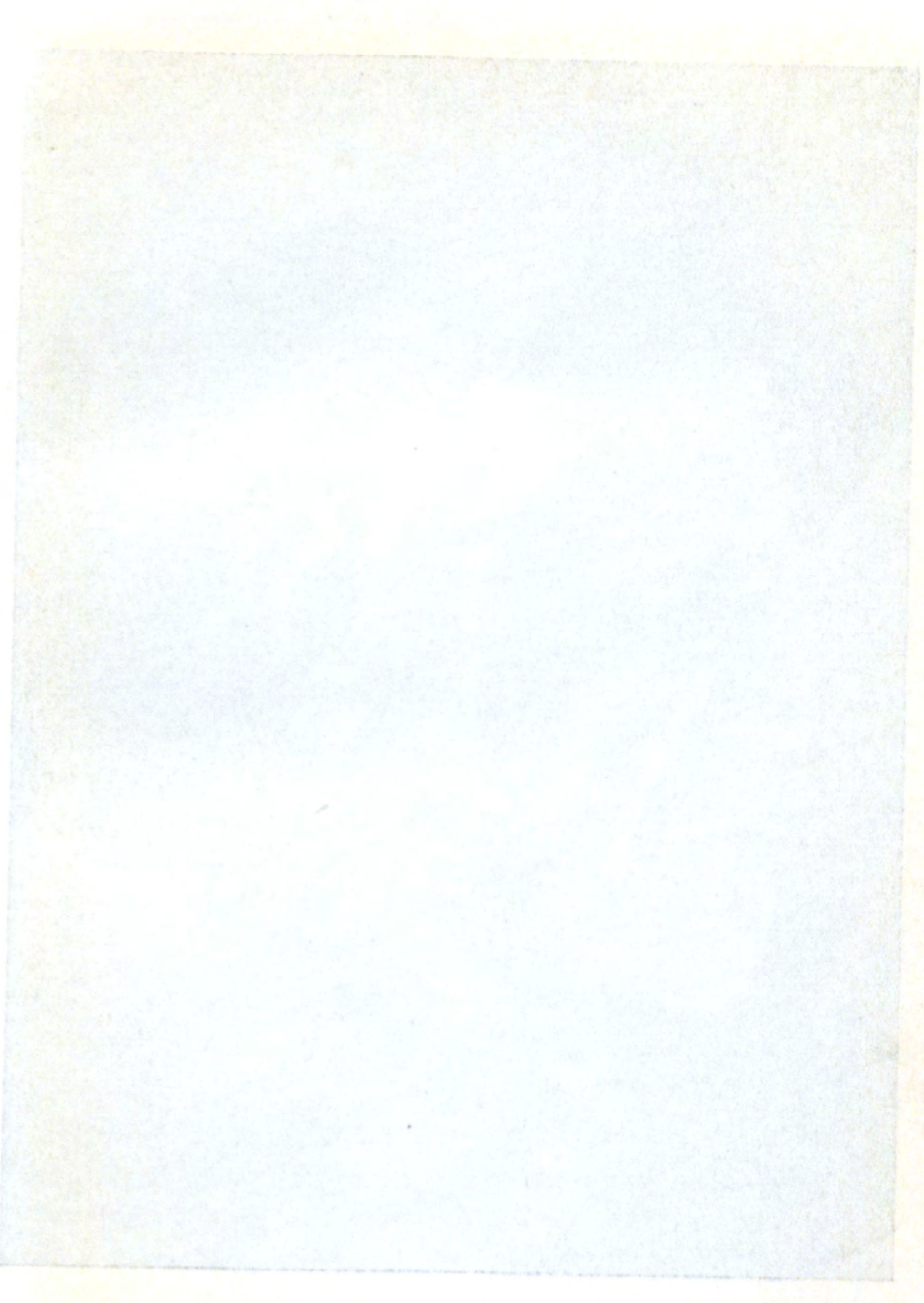
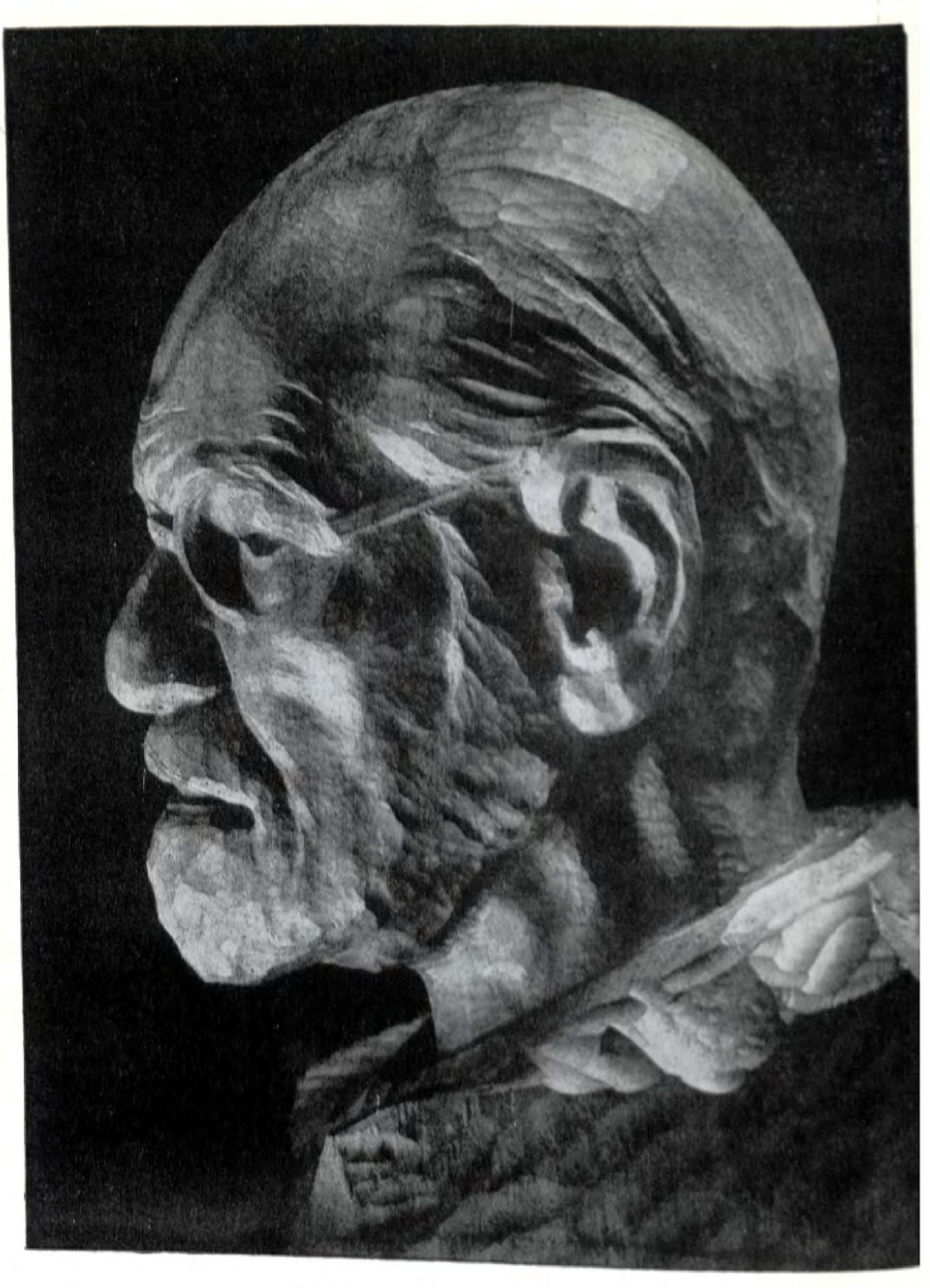
Almanach der Psychoanalyse

1933


INTERNATIONAL
PSYCHOANALYTIC
UNIVERSITY
DIE PSYCHOANALYTISCHE HOCHSCHULE IN BERLIN







Sigmund Freud (1931)
Holzplastik von O. Nemon (Brüssel)

ALMANACH DER PSYCHOANALYSE 1933

Internationaler
Psychoanalytischer Verlag
Wien

Druck von Otto Maass' Söhne Ges. m. b. H., Wien, I. Walfischgasse 10 — 1702 32

INHALTSVERZEICHNIS

Bildbeilagen

KALENDARIUM FÜR DAS JAHR

1933

	JANUAR					
Mo		2	9	16	23	30
Di		3	10	17	24	31
Mi		4	11	18	25	
Do		5	12	19	26	
Fr		6	13	20	27	
Sa		7	14	21	28	
So	1	8	15	22	29	

	FEBRUAR				
Mo		6	13	20	27
Di		7	14	21	28
Mi	1	8	15	22	
Do	2	9	16	23	
Fr	3	10	17	24	
Sa	4	11	18	25	
So	5	12	19	26	

	MÄRZ				
Mo		6	13	20	27
Di		7	14	21	28
Mi	1	8	15	22	29
Do	2	9	16	23	30
Fr	3	10	17	24	31
Sa	4	11	18	25	
So	5	12	19	26	

	APRIL					
Mo		3	10	17	24	Mo
Di		4	11	18	25	Di
Mi		5	12	19	26	Mi
Do		6	13	20	27	Do
Fr		7	14	21	28	Fr
Sa	1	8	15	22	29	Sa
So	2	9	16	23	30	So

	MAI				
Mo	1	8	15	22	29
Di	2	9	16	23	30
Mi	3	10	17	24	31
Do	4	11	18	25	
Fr	5	12	19	26	
Sa	6	13	20	27	
So	7	14	21	28	

	JUNI				
Mo		5	12	19	26
Di		6	13	20	27
Mi		7	14	21	28
Do	1	8	15	22	29
Fr	2	9	16	23	30
Sa	3	10	17	24	
So	4	11	18	25	

	JULI					
Mo		3	10	17	24	31
Di		4	11	18	25	
Mi		5	12	19	26	
Do		6	13	20	27	
Fr		7	14	21	28	
Sa	1	8	15	22	29	
So	2	9	16	23	30	

	AUGUST					
Mo		7	14	21	28	Mo
Di	1	8	15	22	29	Di
Mi	2	9	16	23	30	Mi
Do	3	10	17	24	31	Do
Fr	4	11	18	25		Fr
Sa	5	12	19	26		Sa
So	6	13	20	27		So

	SEPTEMBER				
Mo		4	11	18	25
Di		5	12	19	26
Mi		6	13	20	27
Do		7	14	21	28
Fr	1	8	15	22	29
Sa	2	9	16	23	30
So	3	10	17	24	

	OKTOBER					
Mo		2	9	16	23	30
Di		3	10	17	24	31
Mi		4	11	18	25	
Do		5	12	19	26	
Fr		6	13	20	27	
Sa		7	14	21	28	
So	1	8	15	22	29	

	NOVEMBER				
Mo		6	13	20	27
Di		7	14	21	28
Mi	1	8	15	22	29
Do	2	9	16	23	30
Fr	3	10	17	24	
Sa	4	11	18	25	
So	5	12	19	26	

	DEZEMBER					
Mo		4	11	18	25	Mo
Di		5	12	19	26	Di
Mi		6	13	20	27	Mi
Do		7	14	21	28	Do
Fr	1	8	15	22	29	Fr
Sa	2	9	16	23	30	Sa
So	3	10	17	24	31	So

Ostersonntag 16. April
Pfingstsonntag 4. Juni

ÜBER LIBIDINÖSE TYPEN

Von

Sigm. Freud

Aus dem XVII. Band (1931) der „Internationalen Zeitschrift für Psychoanalyse". (Jährlich vier Hefte im Gesamtumfang von etwa 600 Seiten. M. 28.—.)

Unsere Beobachtung zeigt uns, daß die einzelnen menschlichen Personen das allgemeine Bild des Menschen in einer kaum übersehbaren Mannigfaltigkeit verwirklichen. Wenn man dem berechtigten Bedürfnis nachgibt, in dieser Menge einzelne Typen zu unterscheiden, so wird man von vorneherein die Wahl haben, nach welchen Merkmalen und von welchen Gesichtspunkten man diese Sonderung vornehmen soll. Körperliche Eigenschaften werden für diesen Zweck gewiß nicht weniger brauchbar sein als psychische; am wertvollsten werden solche Unterscheidungen sein, die ein regelmäßiges Beisammensein von körperlichen und seelischen Merkmalen versprechen.

Es ist fraglich, ob es uns bereits jetzt möglich ist, Typen von solcher Leistung herauszufinden, wie es später einmal auf einer noch unbekannten Basis gewiß gelingen wird. Beschränkt man sich auf die Bemühung, bloß psychologische Typen aufzustellen, so haben die Verhältnisse der Libido den ersten Anspruch, der Einteilung als Grundlage zu dienen. Man darf fordern, daß diese Einteilung nicht bloß aus unserem Wissen oder unseren Annahmen über die Libido abgeleitet sei, sondern daß sie sich auch in der Erfahrung leicht wiederfinden lasse und daß sie ihr Teil dazu beitrage, die Masse unserer Beobachtungen für unsere Auffassung zu klären. Es ist ohne weiteres zuzugeben, daß diese libidinösen

Typen auch auf psychischem Gebiet nicht die einzig möglichen zu sein brauchen, und daß man, von anderen Eigenschaften ausgehend, vielleicht eine ganze Reihe anderer psychologischer Typen aufstellen kann. Für alle solche Typen muß gelten, daß sie nicht mit Krankheitsbildern zusammenfallen dürfen. Sie sollen im Gegenteil alle die Variationen umfassen, die nach unserer praktisch gerichteten Schätzung in die Breite des Normalen fallen. Wohl aber können sie sich in ihren extremen Ausbildungen den Krankheitsbildern annähern und solcherart die vermeintliche Kluft zwischen dem Normalen und dem Pathologischen ausfüllen helfen.

Nun lassen sich je nach der vorwiegenden Unterbringung der Libido in den Provinzen des seelischen Apparats drei libidinöse Haupttypen unterscheiden. Deren Namengebung ist nicht ganz leicht; in Anlehnung an unsere Tiefenpsychologie möchte ich sie als den *erotischen*, den *narzißtischen* und den *Zwangstypus* bezeichnen.

Der *erotische* Typus ist leicht zu charakterisieren. Die Erotiker sind Personen, deren Hauptinteresse — der relativ größte Betrag ihrer Libido — dem Liebesleben zugewendet ist. Lieben, besonders aber Geliebtwerden, ist ihnen das Wichtigste. Sie werden von der Angst vor dem Liebesverlust beherrscht und sind darum besonders abhängig von den anderen, die ihnen die Liebe versagen können. Dieser Typus ist auch in seiner reinen Form recht häufig. Variationen desselben ergeben sich je nach der Vermengung mit einem andern Typus und dem gleichzeitigen Ausmaß von Aggression. Sozial wie kulturell vertritt dieser Typus die elementaren Triebansprüche des Es, dem die andern psychischen Instanzen gefügig geworden sind.

Der zweite Typus, dem ich den zunächst befremdlichen Namen Zwangstypus gegeben habe, zeichnet sich durch die Vorherrschaft des Über-Ichs aus, das sich unter hoher Spannung vom Ich absondert. Er wird von der Gewissensangst beherrscht an Stelle der Angst vor dem Liebesverlust, zeigt eine sozusagen innere Abhängigkeit anstatt der äußeren, entfaltet ein hohes Maß von Selbständigkeit und wird sozial zum eigentlichen, vorwiegend konservativen Träger der Kultur.

Der dritte, mit gutem Recht narzißtisch geheißene Typus ist wesentlich negativ charakterisiert. Keine Spannung zwischen Ich und Über-Ich, — man würde von diesem Typus her kaum zur Aufstellung, eines Über-Ichs gekommen sein, — keine Übermacht der erotischen Bedürfnisse, das Hauptinteresse auf die Selbsterhaltung gerichtet, unabhängig und wenig eingeschüchtert. Dem Ich ist ein großes Maß von Aggression verfügbar, das sich auch in Bereitschaft zur Aktivität kundgibt; im Liebesleben wird das Lieben vor dem Geliebtwerden bevorzugt. Menschen dieses Typus imponieren den anderen als „Persönlichkeiten", sind besonders geeignet, anderen als Anhalt zu dienen, die Rolle von Führern zu übernehmen, der Kulturentwicklung neue Anregungen zu geben oder das Bestehende zu schädigen.

Diese reinen Typen werden dem Verdacht der Ableitung aus der Theorie der Libido kaum entgehen. Man fühlt sich aber auf dem sicheren Boden der Erfahrung, wenn man sich nun den gemischten Typen zuwendet, die um so viel häufiger zur Beobachtung kommen als die reinen. Diese neuen Typen, der erotisch-zwanghafte, der erotisch-narzißtische und der narzißtische Zwangstypus, scheinen in der Tat eine gute Unterbringung der individuellen psychischen Strukturen,

wie wir sie durch die Analyse kennen gelernt haben, zu gestatten. Es sind längst vertraute Charakterbilder, auf die man bei der Verfolgung dieser Mischtypen gerät. Beim erotischen Zwangstypus scheint die Übermacht des Trieblebens durch den Einfluß des Über-Ichs eingeschränkt; die Abhängigkeit gleichzeitig von rezenten menschlichen Objekten und von den Relikten der Eltern, Erzieher und Vorbilder erreicht bei diesem Typus den höchsten Grad. Der erotisch-narzißtische ist vielleicht jener, dem man die größte Häufigkeit zusprechen muß. Er vereinigt Gegensätze, die sich in ihm gegenseitig ermäßigen können; man kann an ihm im Vergleich mit den beiden anderen erotischen Typen lernen, daß Aggression und Aktivität mit der Vorherrschaft des Narzißmus zusammengehen. Der narzißtische Zwangstypus endlich ergibt die kulturell wertvollste Variation, indem er zur äußeren Unabhängigkeit und Beachtung der Gewissensforderung die Fähigkeit zur kraftvollen Betätigung hinzufügt und das Ich gegen das Über-Ich verstärkt.

Man könnte meinen, einen Scherz zu machen, wenn man die Frage aufwirft, warum ein anderer theoretisch möglicher Mischtypus hier keine Erwähnung findet, nämlich der erotisch-zwanghaft-narzißtische. Aber die Antwort auf diesen Scherz ist ernsthaft: weil ein solcher Typus kein Typus mehr wäre, sondern die absolute Norm, die ideale Harmonie, bedeuten würde. Man wird dabei inne, daß das Phänomen des Typus eben dadurch entsteht, daß von den drei Hauptverwendungen der Libido im seelischen Haushalt eine oder zwei auf Kosten der anderen begünstigt worden sind.

Man kann sich auch die Frage vorlegen, welches das Verhältnis dieser libidinösen Typen zur Pathologie ist,

ob einige von ihnen zum Übergang in die Neurose besonders disponiert sind, und dann, welche Typen zu welchen Formen führen. Die Antwort wird lauten, daß die Aufstellung dieser libidinösen Typen kein neues Licht auf die Genese der Neurosen wirft. Nach dem Zeugnis der Erfahrung sind alle diese Typen ohne Neurose lebensfähig. Die reinen Typen mit dem unbestrittenen Übergewicht einer einzelnen seelischen Instanz scheinen die größere Aussicht zu haben, als reine Charakterbilder aufzutreten, während man von den gemischten Typen erwarten könnte, daß sie für die Bedingungen der Neurose einen günstigeren Boden bieten. Doch meine ich, man sollte über diese Verhältnisse nicht ohne besonders gerichtete, sorgfältige Nachprüfung entscheiden.

Daß die erotischen Typen im Falle der Erkrankung Hysterie ergeben, wie die Zwangstypen Zwangsneurose, scheint ja leicht zu erraten, ist aber auch an der zuletzt betonten Unsicherheit beteiligt. Die narzißtischen Typen, die bei ihrer sonstigen Unabhängigkeit der Versagung von seiten der Außenwelt ausgesetzt sind, enthalten eine besondere Disposition zur Psychose, wie sie auch wesentliche Bedingungen des Verbrechertums beistellen.

Die ätiologischen Bedingungen der Neurose sind bekanntlich noch nicht sicher erkannt. Die Veranlassungen der Neurose sind Versagungen und innere Konflikte, Konflikte zwischen den drei großen psychischen Instanzen, Konflikte innerhalb des Libidohaushalts infolge der bisexuellen Anlage, zwischen den erotischen und aggressiven Triebkomponenten. Was diese dem normalen psychischen Ablauf zugehörigen Vorgänge pathogen macht, bemüht sich die Neurosenpsychologie zu ergründen.

DER MENSCH UND DAS FEUER

Von

Albrecht Schaeffer

Anschließend an eine Bemerkung Freuds in seiner Schrift „Das Unbehagen in der Kultur" leitet der Dichter Albrecht Schaeffer hier eine Auseinandersetzung ein, auf die sich der folgende Beitrag Erlenmeyers und die anschließende Arbeit Sigmund Freuds beziehen.

Wenn etwas Neues zum Licht will — Tat, Werk oder Gedanke, so bedarf es, außer des eigenen Werde-Triebs, eines Widerstands außerhalb seiner selbst; es bedarf eines Feindes, um so, an ihm seinen Willen zum Leben kräftigend, sich emporzukämpfen, die letzte trennende Decke zu durchstoßen — oder aus Unklarheit und Gestaltlosigkeit die lebendige und geprägte Form zu gewinnen. Die großen Männer unserer Geschichte zeigen uns, wie sie wurden; sie verdanken ihre beste Kraft ihren Feinden.

So waren es — in erheblich bescheideneren Grenzen — hypothetische Sätze über die „Zähmung des Feuers" in dem neuen Buche Sigmund Freuds über „Das Unbehagen in der Kultur", die in mir einer seit langem gehegten Mutmaßung über die Erfindung des Feueranzündens nun zu einer Festigung verhalfen, sodaß sie sich aussprechen läßt. Wenn es daher nötig ist, daß ich mich zunächst gegen die Hypothese Freuds wende, so geschehe es nicht ohne die Erklärung, daß es das einzelne Wort ist, aber nicht der Mann, das ich zu bestreiten versuche, da ich für die seltene Persönlichkeit des Vieles wissenden und durch bedeutsame Entdeckungen der Menschheit wichtigen Gelehrten nur die größte Verehrung empfinde. Wobei ich noch davon absehe, daß seine Hypothese für ihn, abseits von seinem *eigentlichen* Weg liegend, von *ihm nur gestreift* wurde und, jedenfalls innerhalb der Grenzen jener Schrift, für ihn nicht von erheblicher Bedeutung war.

Die „ersten kulturellen Taten“, so sagt er, „waren der Gebrauch von Werkzeugen, die Zähmung des Feuers, der Bau von Wohnstätten“. Und er fügt zu der im nächsten Satz wiederholten Wendung „die Zähmung des Feuers“ die folgende Anmerkung:

„Psychoanalytisches Material, unvollständig, nicht sicher deutbar, läßt doch wenigstens eine — phantastisch klingende — Vermutung über den Ursprung dieser menschlichen Großtat zu. Als wäre der Urmensch gewohnt gewesen, wenn er dem Feuer begegnete, eine infantile Lust an ihm zu befriedigen, indem er es durch seinen Harnstrahl auslöschte. An der ursprünglich phallischen Auffassung der züngelnden, sich in die Höhe reckenden Flamme kann nach vorhandenen Sagen kein Zweifel sein. Das Feuerlöschen durch Urinieren — auf das noch die späten Riesenkinder Gulliver in Liliput und Rabelais' Gargantua zurückgreifen — war also wie ein sexueller Akt mit einem Mann, ein Genuß der männlichen Potenz im homosexuellen Wettkampf. Wer zuerst auf diese Lust verzichtete, das Feuer verschonte, konnte es mit sich forttragen und in seinen Dienst zwingen. Dadurch, daß er das Feuer seiner eigenen sexuellen Erregung dämpfte, hatte er die Naturkraft des Feuers gezähmt. Diese große kulturelle Eroberung wäre also der Lohn für einen Triebverzicht. Und weiter, als hätte man das Weib zur Hüterin des auf dem häuslichen Herd gefangen gehaltenen Feuers bestellt, weil ihr anatomischer Bau es ihr verbietet, einer solchen Lustversuchung nachzugeben. Es ist auch bemerkenswert, wie regelmäßig die analytischen Erfahrungen den Zusammenhang von Ehrgeiz, Feuer und Harnerotik bezeugen.“

„Phantastisch klingend“, so nennt er eingangs entschuldigend seine Hypothese, und schon diesem Wort muß ich widersprechen — und darf es wohl grade deshalb, weil es ein Wort meines Lebens-Gebietes ist, das der Mann der Wissenschaft wählte. Ich kann nämlich diese Mutmaßung von den Anlässen zur Feuer-Zähmung unmöglich

phantastisch finden, sondern vielmehr nur phantasielos: ja, so ohne Phantasie, d. h. ohne Vorstellungskraft irgend realer Zustände oder Vorgänge, so theoretisiert, wie man es von einem Mann der Wissenschaft allerdings fordern möchte. Denn an menschliche Zustände welcher Art ist hier zu denken, welche Art Urzeit hier vorzustellen, welch ein Mensch und welch ein Feuer, dem sich „begegnen", das sich auslöschen ließ? — Ehe ich aber auf diesem Wege fortfahre, ist es nötig, die von Freud mutmaßlich geäußerte Vorstellungskette gewissermaßen ins Reale zu härten, damit wir ihr eigentliches Ergebnis erfahren. Gesagt wird:

1) Ein Mensch begegnet einem Feuer.

2) Dies darf er nicht in Besitz nehmen und zu nutzen versuchen.

3) Sondern er muß den Trieb empfinden, es mit seinem Harn auszulöschen.

4) Diesen Trieb muß er unterdrücken, um sich

5) durch solchen Verzicht die Erlaubnis zum Besitz des Feuers zu verdienen.

6) Nun darf er es wegtragen.

Wie schon gesagt, meine Vorstellungskraft scheitert hier bei jedem Versuch zuzufassen. Allein es erheben sich noch andre, mir scheint, wesentlichere Fragen, nämlich: Läßt knabenhafter Mutwille, läßt solch ein Wunsch zu einer Trieb-Befriedigung sich vorstellen, in früher Zeit, einem Wesen wie dem Feuer gegenüber, das jedenfalls eine Kostbarkeit war, gleichviel, ob eine geheiligte oder nur nützliche. Denn dies immerhin wissen wir, weil es noch heute so ist. Wir können Vieles in so ferner Vergangenheit zwar nur vermuten; das aber scheint sicher, daß in je früheren Zeiten das Feuer um so größere Ehrfurcht genoß, als ein ursprünglich vom Himmel gespendetes, furchteinflößendes und selber göttliches Wesen, wofür wir das Zeugnis der Mythen, das bekannteste in der von Prometheus haben. Etwas von dieser Ehrfurcht wird, denke ich, auch Professor Freud mir zugeben, aus demselben Grunde näm-

lich, aus dem er die religiösen Bedürfnisse der Menschheit aus ihrer Angst und Hilflosigkeit herleitet.

Unter dem Vielen, was wir nicht wissen, ist auch das: ob der Mensch als erstes ein vorhandenes, von einem Blitzstrahl entzündetes Feuer in Besitz nahm und aus ihm andre erweckte, oder ob er das Feuer nur kennen lernte aus dem Anblick, der ihm den Wunsch danach und ihn zu der Erfindung des Feuerschlagens erregte. Man mag geneigt sein, das Erste für richtig zu halten; wenn ich dagegen für das Zweite bin, so ist das freilich nur meine subjektive Empfindung, die ich mit Gründen kaum zu stützen weiß, aber die mich glauben läßt, daß den Menschen immer eine Scheu gehindert habe, die vom Himmel gefallene Flamme zu berühren. Oder sie mag ihm auch wie ein Untier erschienen sein, das er nur von fern zu erlegen gewohnt war, aber nur als Verendetes anzutasten. Einer Mythe vom feuerspendenden Blitz erinnere ich mich nicht; dagegen gibt es zu denken, daß in der Sage Prometheus keineswegs die offene Flamme, sondern nur einen einzigen Funken in der Höhlung eines Rohrs zu den Menschen brachte. War das Ei eher da oder die Henne? Der Funken scheint dagewesen zu sein vor der Flamme. Und als seinen Ursprung nennt uns dieselbe Prometheus-Mythe die große Gebärerin selbst, die Sonne, worauf an späterer Stelle zu kommen sein wird.

Gleichviel aber, wie wir die Gewinnung des ersten Feuers uns vorstellen mögen: sobald es da war, mußte es geheiligt sein. Kostbar war es auf jeden Fall. Denn wenn sein Bestand gebunden war an seine Hut oder an die Möglichkeit, von der entfernten Mutter-Flamme ein neues zu holen, so war vor Allem diese selbst, war aber auch jede andre ein Heiligtum, dessen Vertilgung dem Tilger gewiß eine ähnliche Strafe eintrug wie das Auslöschen eines Menschenlebens. Sehr wahr beginnt deshalb Johannes V. Jensen seine Sage vom Menschen der Eiszeit im „Gletscher“ mit der Verbannung dessen vom Stamm, der die Hut des heiligen Feuers versäumte. War

den Menschen aber die Kunst des Feuerzündens mit dem Quirl bekannt, so darf für gewiß gelten, daß dies zauberhafte Instrument nicht in Jedermanns Hand war; daß es geheimer und mächtiger Besitz von Einzelnen — wahrscheinlich Priestern — war, — mit der gleichen Folge für Verehrung und Behütung der lebendigen Flamme. Ganz abgesehen von solchen grundbedeutenden Heiligungen — kostbar mußte das Feuer sein als Lebens-Wecker und Lebens-Erhalter, mit seiner Wärme, seinem Licht, seiner Kraft, Nahrung zu bereiten, Ton zu härten, Metall zu erweichen.

„Wenn er dem Feuer begegnete", sagte Freud. Aber wer war es denn, und wie begegnete man einem Feuer? Herdfeuer — gab es ein andres? Oder wäre ein im Walde, vom Blitzstrahl entzündetes vorgestellt? Nach Allem, was ich gehört oder selber gesehen habe, ist es das seltenste Vorkommen, daß ein Baum vom Blitz in Brand gesetzt wird. Und nun sollte Jemand solchem Feuer begegnen und Nichts wissen, als sich in solcher Weise dazu zu verhalten? Nicht als ob ich solches Verhalten an sich in Abrede stellen wollte; ein derartiges Antworten auf die Gebärde der Flamme, ein Verlangen, derartig leibhaft mit ihr in Verbindung zu kommen, liegt nicht außerhalb des Vorstellbaren. Denn es hat Empfindungen, Bräuche, sogar Heiligungen gegeben, die nicht unsere waren, und wenn der Harn und seine Entleerung ins Feuer uns unanständig erscheint, so braucht das beim frühen Menschen deshalb durchaus nicht so gewesen zu sein. Wiederum aber ist es die Absicht des Auslöschens, die mir unverständlich bleibt, während eine Teilnahme am Lebendigen mir eher vorstellbar wäre, die es höher aufprasseln läßt, um durch gesteigertes Tanzen und Lodern wieder die Lebenslust des Entfachenden zu steigern. Alldies ganz hypothetisch gesagt, denn die Basis, das Feuer selber und die Begegnung mit ihm, bleibt unbetretbar. Unbetretbar letzthin — weshalb? Weil es Zufall wäre, was wir beträten. Aber die Zähmung des Feuers kann mit Zufälligkeit so

wenig zu tun gehabt haben wie die Entdeckung Amerikas oder der elektrischen oder der Dampfkraft oder irgend einer der großen Erfindungen und Entdeckungen, die allesamt aus dem Geist entsprangen, aber nicht aus der Realität.

Allein die gedachte Begegnung des Menschen mit einem Feuer war nur Anlaß und Anfang. Worin bestand seine Zähmung? — Nein, sagt Professor Freud, diese ist ja bereits erfolgt; weil der Mensch sich selber bezähmte, bezähmte er das Feuer. Und wenn mit diesem inneren Vorgang auch realiter Nichts geschehen ist, so halten wir doch hier eine glaubhafte Wahrheit: daß nämlich nur der Mensch zu einem Bund mit dem Feuer gelangen konnte, der erfuhr und wußte, daß Feuer ein nicht nur in der Natur außerhalb seiner selbst Vorhandenes, daß Feuer auch in ihm selber war. Und hieran werden wir uns später erinnern.

*

Ich gehe nun ohne weiteres daran, diejenigen Momente auszubreiten, die sich in meinem Denken zu verschiedener Zeit einstellten und zusammenfügten; eine Frage zuerst.

Die Frage war: wie lernte der Mensch das Feuermachen? Wie, meine ich, kam er zu der Erfindung des Feuer-Quirls, jenes Instrumentes, das bei stehen gebliebenen Völkern noch heute, soviel ich weiß, im Gebrauch ist, und das aus einem Stabe von Hartholz besteht, der zugespitzt in die vertiefte Stelle eines weichen Holzes gesetzt und nun mit den Händen oder auch vermittels einer Bogensehne gequirlt, durch seine Umdrehung in dem Weichholz Hitze, Glut, Feuer erzeugt, einen Funken, der in trocknem Laub oder Zunder aufgefangen der Keim der lodernden Flamme ist. — Ja, wie verfiel der Mensch darauf es so zu machen? Wer hat ihm gewiesen, daß geriebene Hölzer sich bis zum Brennen erhitzen? Wo in seiner Welt gab es einen Anlaß, derlei etwa zu versuchen? — Wenn ich antworte, ich sehe keinen, so kann ich gleich

hinzufügen: ich wünsche auch keinen zu sehen. Denn ich bin sicher, damit die gleiche Grundlage zu betreten, deren Gültigkeit ich bereits weiter oben bestritten habe: die des Zufalls. Die Erfindung, vor der wir noch heute bewundernd stehn, kann wie all ihre späteren Schwestern nicht erzeugt sein durch Anlaß irgend einer Realität; sondern ihrer aller Erzeuger war eine vorgefaßte Idee. Die großen technischen Entdeckungen wurden in der Theorie gemacht; oftmals erst sehr spät, oft aus einem ganz andern Hirn, folgte die Praxis.

Ideen, wie wir sie kennen, hatte der Frühmensch wohl keine. Was er hatte, war sein ganzes, ihm vermutlich unteilbar scheinendes Wesen, in dem er zwar nicht, wie wir Heutigen, Geist, Seele, Herz, Gedanke, Trieb, Willen, Verstand, Sexus, Bewußtsein und Unbewußtsein und was immer unterschied; das aber — um so besser, um so sicherer vielleicht — so beschaffen war, daß es ihm darreichen konnte, daß es aus sich entspringen ließ, was es eben bedurfte; daß es Erfahrungen sammelte, nicht in Menschenaltern, sondern in Völkerzeiten und Jahrtausenden, die sich in der unterirdischen Nacht zu Kristall preßten, bis sie blitzten; daß solches Wissen sich ihm dann darreichen konnte nach oben hin, in seine Tatkraft hinauf, wo es nun Helle wurde, nun erst eine Erfahrung, eine Schau, eine Einsicht, eine Brauchbarkeit, ein Wissen, das sich dann aus ihm löste und Gestalt empfing von seiner Hand, als eine Art Etwas zu machen oder eine neue Erfindung.

Wiederum aber, wenn sein Wesen so war, so kann es darum für ihn kein Inneres, in ihm Beschlossenes gewesen sein, in das er hätte hineinsehn oder hineinhorchen können, um Etwas darin zu erfahren oder zu erkennen; so wie wir heute meinen, hören zu können auf: die Stimme des Herzens, die Mahnung des Gewissens, eine Ahnung, eine Botschaft des Unterbewußtseins; wie schon Homer seine Helden Gespräche führen ließ mit ihrer Seele, Gespräche ihres verzagten mit ihrem tapferen

Ich, wo sie sich dann fragen: „Aber was redet denn mein lieber Geist mit mir Solches?" Sondern anzunehmen ist im Gegenteil, daß er innen aus sich Nichts erfuhr; daß er wie kein Späterer mehr in den äußeren Dingen lebte und ihrer Lebendigkeit inne war, insofern er nur von ihnen Alles erfuhr, was in ihm vorging, in ihrem Bilde sein eigenes Wesen sah und erkannte, so daß beispielsweise alles Feurige in der Welt für ihn etwas Einiges war, die Glut der Sonne auf seiner Haut, die Sonnenscheibe, der Blitz, das Feuer im brennenden Scheit und Feuer in seinem Innern, Feuer der Freude und Brand eines Schmerzes, Flammen-Qual eines Gifts oder einer Wunde und Flammen-Lust in seinem Geschlecht und die Flamme der Entehrung auf seiner Wange. All dies war Feuer eines einzigen gemeinsamen Ursprunges, und nur weil die Sonne brannte, konnte er eine Wallung in seinem Innern spüren als Brennen und ihrer gesondert inne werden und mit einem Namen bewußt. Wir sagen noch heute nicht umsonst, daß uns das Herz brennt oder das Antlitz vor Scham. Scham und Reue und Verzweiflung waren einmal wie die Lüste wirkliche Brände, dem Feuer der Sonne verwandt.

Daher, wenn eine Erfindung wie des Feuermachens möglich wurde, so lag ihr Zeugungs-Ort im Innern des Menschen, die Zeugung jedoch geschah von außen; es war ein Funke der Außenwelt, der in das Innere fiel und den Gedanken erweckte.

Denn nicht den Blitz fing Prometheus mit einem Scheit, — und wie wäre das doch leicht gewesen für den Titan? Sondern er mußte die Glut aus der Sonne selber schöpfen — weshalb?

Die Art und Weise, wie er es tat, gab mir die erste Andeutung, eine Vorantwort auf meine oben gestellte Frage. Er schwang sich nicht, wie gemeinhin vorgestellt wird, mit einem Kienspan zur Sonne empor, um ihn dort zu entzünden und mit lodernder Fackel herabzustürzen; eine Radierung von Klinger gibt solch ein Bild.

Sondern die Sage gibt etwa die Vorstellung, daß er in den Raum eindrang, in dem der Sonnenwagen bei Nacht verwahrt wurde, und daß er nicht mehr als einen Funken nahm, den er im hohlen Stengel des Akanthos oder der Narthex-Staude, mit einem Markpfropfen verschlossen, davontrug.

Einmal erhob sich mir denn hier die Frage: Warum dieser Umstand? Warum statt der offenen Flamme aus dem offenen Quell der zarte geheime Funke im hohlen Rohr? In der Mythe ist Nichts ohne Sinn, Alles vielmehr mit tiefem Grund; und welches war nun der Grund für diese geheime und mittelbare Art, das Offene aus dem Offenen zu holen? Die Lösung, die ich aus mir selber kaum gefunden hätte, zeigten mir die Schlußverse des fünften Gesanges der Odyssee.

Nachdem erzählt wurde, wie Odysseus nackend an das Ufer der Phaiaken trieb, dann im Wald sich ein Lager unter dichtem Gestrüpp machte und sich zur Erwärmung mit Laub überschüttete, heißt es dort:

> Wie wenn Einer einen Brand mit dunkler Asche verhüllte,
> Am äußersten Rand des Ackers, wo keine Nachbarn dabei sind,
> Den Samen des Feuers wahrend, damit er ihn nicht von anderswo holen müßte,
> So verhüllte sich Odysseus mit Blättern.

Samen des Feuers, heißt es, sperma pyros.

Der Mensch aber, der sich Glut unter der Asche als Samen vorstellte, für den mußte auch der prometheische Funke im hohlen Stengel Same sein — oder auch Funke der Lust im männlichen Glied. Und nun, nachdem mir die Verbindung im Sexus gegeben war, nun lag der Schluß mit der Lösung meiner Frage nach dem Feuerquirl nahe genug. Feuer war Feuer; das Feuer der sexuellen Erregung im Gliede, im ganzen ergriffenen Leib war wirkliches brennendes Feuer, dem Feuer der Sonne entstammt. Es wurde aber erzeugt durch die Reibung des Harten im Weichen, und so gibt uns der Stab von Hartholz beim Feuerquirl, der in die Vertiefung im Weichholz gesetzt wird, das genaue Bild des sexuellen Aktes, nur daß die

praktisch nicht ausführbare Bewegung des Auf und Nieder in die des Herumwirbelns verändert wurde: das war das, was die Praxis zur Schöpfung der Erfindungs-Tat beitragen konnte; die Theorie war vorgefaßt in der inneren Welt, im leiblichen Feuer, in der ausbrechenden Flamme der Lust, die auch die Seele verzehrte. Zum Ereignis aber konnte dieses nur werden durch jenes Einigkeits-Bewußtsein des Mannes mit seiner Welt. Das Feuer in seinem Leib konnte ihn zu keiner Denkverbindung mit der Entstehung von Feuer in Holz bringen, wenn er das innere nicht wie ein äußeres Feuer verstand; dies wie jenes hatte ihm Einen Ursprung — die Sonne. Nicht im Blitz konnte er sein, denn der war selten, flüchtig, ein- oder mehrmalig zuckend; grade der Blitz konnte ihn Nichts lehren, weil er offen springend die offene Flamme schlug, die kein Gutes war, keine Wohltat, sondern unbezähmbar, gierig, mörderisch, nicht zeugend oder nährend, sondern nur grausam und tödlich. Die Sonne jedoch war immer, war auch im Winter, war Jahrtausende her die unwandelbar gleiche, war der Urquell des Lichts und der Wärme, Ursprung aller Güte im Sommer, Ursprung allen Jubels im Frühjahr. Es war Sonne, die im Leibe des Mannes aufbrach durch die Umarmung des Weibes; es war auch Sonne, die im Herdfeuer brannte. Wir hätten keine Prometheus-Sage und keine Feuer des Jul und der Sonnenwende, wäre nicht da wie dort, im Herdfeuer und im eigenen Schoß für den Menschen Sonne gewesen.

Somit, scheint mir, bin ich mit meiner Hypothese — andres als das kann es nicht sein, obwohl meine Ausführungen positiven Charakter notwendig annehmen mußten, weil keine andre Darstellungs-Art möglich ist, — bin auch ich zu der gleichen Stelle gelangt wie Freud, zum sexuellen Ereignis als dem Ursprung zur Zähmung des Feuers, wenn ich ihn auch nicht so losgelöst aus der übrigen Welt, nicht so allein triebgebunden sehe, sondern vielmehr nur als den irdischen Gegenpol eines im Kosmos ruhenden Pols. Auch scheint

mir nicht unwichtig, daß ich den Ursprung der Tat nicht in einem abseitigen, wie der Psychoanalytiker sagt, infantilen Trieb, sondern in dem zentralen Ereignis selber fand, das nicht Lust allein bedeutet, sondern vor allem auch Zeugung. Wenn ich aber auch die Prägung „Zähmung des Feuers" brauchte, so wäre diese Zähmung noch zu erläutern als eine, die sich zur Flamme in keiner Weise feindlich, nicht Gewalt übend, nicht einschränkend oder unterdrückend verhält. Denn woran der Mensch sich wagte, und was er in Dienst gewann, das war ja nicht die offene rebellische Flamme, nicht Gewalt, nicht einmal Kraft; es war kein Löwe, sondern es war wie das Saatkorn im Acker; es war der schwache, kraft- und hilflose Funke, den ein Fingerdruck löschen konnte; der gefahrlose, den es nicht zu bändigen galt, sondern vielmehr erst zu beleben, anzufachen, zu nähren, zu schützen und pflegen. Es war ein Kind. Väterlich betätigte sich der Mensch an der kindlichen Flamme und mütterlich zumeist tut er es noch heute. Kindlichkeit spielt in den tanzenden Flammen; wer jemals einen Abend lang vor dem Kaminfeuer saß, hat das Kindliche des leichten Flammen-Getümmels gewiß empfunden mit dem gleichen Mannes- und Vaterbehagen, mit der es in seiner Höhle der Mensch der Frühe empfand. Kann auch aus den Spielen des goldenen Kindes sich unversehens ein ungebärdiger und wahllos zupackender Jüngling recken: der väterliche Hüter des Feuers kennt sein Maß, das er selbst ihm gegeben hat, daß er schadlos und gebändigt bleiben muß, denn er selbst hat ihn gezeugt und erzogen; er ist stärker als Jener, den er in seiner zartesten, todnahen Hilflosigkeit kannte, und den er liebt, weil er ihn gütig, weise, im reinsten und schönsten Sinn väterlich behandelte, wie es kaum jemals ein Vater sein kann gegen einen leiblichen Sohn.

Aber die sind auch unzähmbarer als die Flamme.

NOTIZ ZUR FREUDSCHEN HYPOTHESE ÜBER DIE ZÄHMUNG DES FEUERS

Von

E. Erlenmeyer

Aus „Imago. Zeitschrift für Anwendung der Psychoanalyse auf die Natur- und Geisteswissenschaften", Bd. XVIII (1932). — Jährlich vier Hefte im Gesamtumfang von etwa 560 Seiten. M. 22.—. Siehe auch die Bemerkung zu dem vorangehenden Aufsatz von Albrecht Schaeffer.

In seinem Buche „Das Unbehagen in der Natur" bringt Sigmund Freud eine Hypothese über die kulturelle Bedeutung der Feuerbezähmung.*)

Diese Vorstellungen sind nun nicht ohne Widerspruch geblieben. Am stärksten wendet sich Albrecht Schaeffer in einem Aufsatz „Der Mensch und das Feuer" gegen diese Ausführungen:

„‚Phantastisch klingend', so nennt Freud eingangs entschuldigend seine Hypothese, und schon diesem Worte muß ich widersprechen — und darf es wohl gerade deshalb, weil es ein Wort meines Lebensgebietes ist, das der Mann der Wissenschaft wählte. Ich kann nämlich diese Mutmaßung von den Anlässen zur Feuerzähmung unmöglich phantastisch finden, sondern vielmehr nur phantasielos: ja so ohne Phantasie, d. h. ohne Vorstellungskraft irgend realer Zustände oder Vorgänge, so theoretisiert, wie man es von einem Mann der Wissenschaft allerdings fordern möchte."

Diese Äußerungen Schaeffers wenden sich wohl nicht nur gegen diese spezielle Hypothese, als auch gegen die Methode, die in der Aufstellung der Hypothese zur An-

*) Siehe die Zitierung aus Freuds „Unbehagen in der Kultur" im vorhergehenden Aufsatze Albrecht Schaeffers, S. 15.

wendung kam. Die Konstruktion oder Fiktion eines Urmenschen scheint ihm gewagt. Er schreibt: „Denn an menschliche Zustände welcher Art ist hier zu denken, welche Art Urzeit hier vorzustellen, welch ein Mensch und welch ein Feuer, dem sich begegnen, das sich auslöschen ließe?"

Diese Fiktion eines Urmenschen, einer Urhorde besitzt jedoch ein ganz anderes Maß von Realität, als es etwa die „Urpflanze", die Goethe sich ersonnen hatte, besitzt. Gewiß wird es nicht immer sich ergeben, daß Vermutungen über Vorgänge in jenen Urzeiten sich mit historischen Beispielen belegen lassen.

Jedoch gerade über das Verhalten früher Menschen gegenüber dem Feuer lassen sich eigenartige, historische Belege beibringen, die, wie mir scheint, den Ausführungen Freuds direkt als Illustration dienen können.

In dem Gesetzbuch, das Dschingis-Khan den Mongolen gab, der „Jasa", findet man bei der Aufzählung der Vergehen: daß derjenige mit dem Tode bestraft werden soll, der ins Wasser oder auf Asche pißt. In dem Buche „Geschichte der Goldenen Horde in Kiptschak" von Hammer-Purgstall findet sich dieser Teil der Jasa wie folgt wiedergegeben:

„Die Todesstrafe ist über vierzehn Verbrechen verhängt, über Ehebruch, Sodomie, Diebstahl, Totschlag; weiters über Lüge, Zauberey, über den, der entlaufene Sklaven seinem Herrn nicht zurückstellt; der eine im Gefecht oder im Streifzug dem Vormann entfallene Waffe oder Beute nicht aufhebt und zurückstellt; der zum dritten Male ihm anvertrautes Kapital durchgebracht; über den, der im Zweykampf einem der beyden Kämpfenden geholfen; über den Feldflüchtigen und den Empörer; über den, der ins Wasser und auf Asche pißt, der die Tiere nach der Weise der Moslimen und nicht nach der der Mongolen schlachtet."[1]

---

[1]) Hammer-Purgstall, S. 50.

Hammer-Purgstall verweist an einer anderen Stelle des Buches auf die Verwandtschaft dieser Gesetzgebung mit den Verboten der Pythagoräer.[2]) „Wie den Pythagoräern nicht erlaubt war, gegen die Sonne zu harnen,[3] so den Mongolen, und zwar unter Todesstrafe, nicht ins Wasser und nicht in die Asche."

Die Eigenart dieser Bestimmungen spiegelt sich dann auch in ihren Sitten und Gebräuchen. „Ihre Reinigung geschah durch das Feuer und nicht durch das Wasser, denn sie wuschen sich nie und glaubten sogar, daß ein Bad im Flusse den Wetterstrahl vom Himmel rufe." Von dem Blitz heißt es dann weiter: „diesen fürchteten alle Mongolen über die Maßen: nur die vom Stamme der Uriangkut beschworen denselben. Im fürchterlichsten Gewitter schmähten sie den Blitz und den Donner mit lautem Geheul."

Diese Zitate bedeuten doch wohl, daß wirklich die Beziehungen der frühen Menschen zum Feuer, zur glutbergenden Asche, zur Sonne, jenen Spannungen unterworfen waren, die Freud in seiner Hypothese postuliert. Daß Dschingis-Khan, als er eine kleine Horde von Nomaden zur Eroberung und Begründung des größten Reiches der Weltgeschichte führte, zu den gefährlichen Trieben, die mit Todesstrafe bedroht werden mußten, jene Begierde zum Feuerlöschen zählte, welche Bedeutung er diesem Triebverzicht für die geschichtliche Entwicklung beimaß.

Die Ausführungen Freuds über die kulturelle Bedeutung dieses Triebverzichts werden jedenfalls durch diese historischen Tatsachen in eigenartiger Weise bestätigt.

---

[2]) S. 191.

[3]) „Converso ad solem vultu non mingendum" Diogenes Laertius, Pythagoras XVII.

ZUR GEWINNUNG DES FEUERS

Von

Sigm. Freud

Aus dem XVIII. Band (1932) der „Imago. Zeitschrift für die Anwendung der Psychoanalyse auf die Natur- und Geisteswissenschaften." (Siehe auch die Bemerkung zu dem Aufsatz von Albrecht Schaeffer, S. 14.)

In einer Anmerkung meiner Schrift „Das Unbehagen in der Kultur" (S. 47) habe ich — eher beiläufig — erwähnt, welche Vermutung über die Gewinnung des Feuers durch den Urmenschen man sich auf Grund des psychonalytischen Materials bilden könnte. Der Widerspruch von Albrecht Schaeffer („Die Psychoanalytische Bewegung, Jahrgang II, 1930, S. 251) und der überraschende Hinweis in vorstehender Mitteilung von Erlenmeyer über das mongolische Verbot, auf Asche zu pissen,[1]) veranlassen mich, das Thema wieder aufzunehmen.[2])

Ich meine nämlich, daß meine Annahme, die Vorbedingung der Bemächtigung des Feuers sei der Ver-

---

[1]) Wohl auf heiße Asche, aus der man noch Feuer gewinnen kann, nicht auf erloschene.

[2]) Der Widerspruch von Lorenz in „Chaos und Ritus" (Imago XVII, 1931, S. 433 ff.) geht von der Voraussetzung aus, daß die Zähmung des Feuers überhaupt erst mit der Entdeckung begonnen habe, man sei imstande, es durch irgendeine Manipulation willkürlich hervorzurufen. — Dagegen verweist mich Dr. J. Hárnik auf eine Äußerung von Dr. Richard Lasch (in Georg Buschans Sammelwerk „Illustrierte Völkerkunde", Stuttgart 1922, Bd. I, S. 24): „Vermutlich ist die Kunst der Feuererhaltung der Feuererzeugung lange vorausgegangen; einen entsprechenden Beweis hiefür liefert die Tatsache, daß die heutigen pygmäenartigen Urbewohner der Andamanen wohl das Feuer besitzen und bewahren, eine autochthone Methode der Feuererzeugung aber nicht kennen."

zicht auf die homosexuell-betonte Lust gewesen, es durch den Harnstrahl zu löschen, lasse sich durch die Deutung der griechischen Prometheussage bestätigen, wenn man die zu erwartenden Entstellungen von der Tatsache bis zum Inhalt des Mythus in Betracht zieht. Diese Entstellungen sind von derselben Art und nicht ärger als jene, die wir alltäglich anerkennen, wenn wir aus den Träumen von Patienten ihre verdrängten, doch so überaus bedeutsamen Kindheitserlebnisse rekonstruieren. Die dabei verwendeten Mechanismen sind die Darstellung durch Symbole und die Verwandlung ins Gegenteil. Ich kann es nicht wagen, alle Züge des Mythus in solcher Art zu erklären; außer dem ursprünglichen Sachverhalt mögen andere und spätere Vorgänge zu seinem Inhalt beigetragen haben. Aber die Elemente, die eine analytische Deutung zulassen, sind doch die auffälligsten und wichtigsten, nämlich die Art, wie Prometheus das Feuer transportiert, der Charakter der Tat (Frevel, Diebstahl, Betrug an den Göttern) und der Sinn seiner Bestrafung.

Der Titane Prometheus, ein noch göttlicher Kulturheros,[3]) vielleicht selbst ursprünglich ein Demiurg und Menschenschöpfer, bringt also den Menschen das Feuer, das er den Göttern entwendet hat, versteckt es in einem hohlen Stock, Fenchelrohr. Einen solchen Gegenstand würden wir in einer Traumdeutung gern als Penissymbol verstehen wollen, wenngleich die nicht gewöhnliche Betonung der Höhlung uns dabei stört. Aber wie bringen wir dieses Penisrohr mit der Aufbewahrung des Feuers zusammen? Das scheint aussichtslos, bis wir uns

[3]) Herakles ist dann halbgöttlich, Theseus ganz menschlich.

an den im Traum so häufigen Vorgang der Verkehrung, Verwandlung ins Gegenteil, Umkehrung der Beziehungen erinnern, der uns so oft den Sinn des Traumes verbirgt. Nicht das Feuer beherbergt der Mensch in seinem Penisrohr, sondern im Gegenteil das Mittel, um das Feuer zu löschen, das Wasser seines Harnstrahls. An diese Beziehung zwischen Feuer und Wasser knüpft dann reiches, wohlbekanntes analytisches Material an.

Zweitens, der Erwerb des Feuers ist ein Frevel, es wird durch Raub oder Diebstahl gewonnen. Dies ist ein konstanter Zug aller Sagen über die Gewinnung des Feuers, er findet sich bei den verschiedensten und entlegensten Völkern, nicht nur in der griechischen Sage vom Feuerbringer Prometheus. Hier muß also der wesentliche Inhalt der entstellten Menschheitreminiszenz enthalten sein. Aber warum ist die Feuergewinnung untrennbar mit der Vorstellung eines Frevels verknüpft? Wer ist dabei der Geschädigte, Betrogene? Die Sage bei Hesiod gibt eine direkte Antwort, indem sie in einer anderen Erzählung, die nicht direkt mit dem Feuer zusammenhängt, Prometheus bei der Einrichtung der Opfer Zeus zugunsten der Menschen übervorteilen läßt. Also die Götter sind die Betrogenen! Den Göttern teilt der Mythus bekanntlich die Befriedigung aller Gelüste zu, auf die das Menschenkind verzichten muß, wie wir es vom Inzest her kennen. Wir würden in analytischer Ausdrucksweise sagen, das Triebleben, das Es, sei der durch die Feuerlöschentsagung betrogene Gott, ein menschliches Gelüste ist in der Sage in ein göttliches Vorrecht umgewandelt. Aber die Gottheit hat in der Sage nichts vom

Charakter eines Über-Ichs, sie ist noch Repräsentant des übermächtigen Trieblebens.

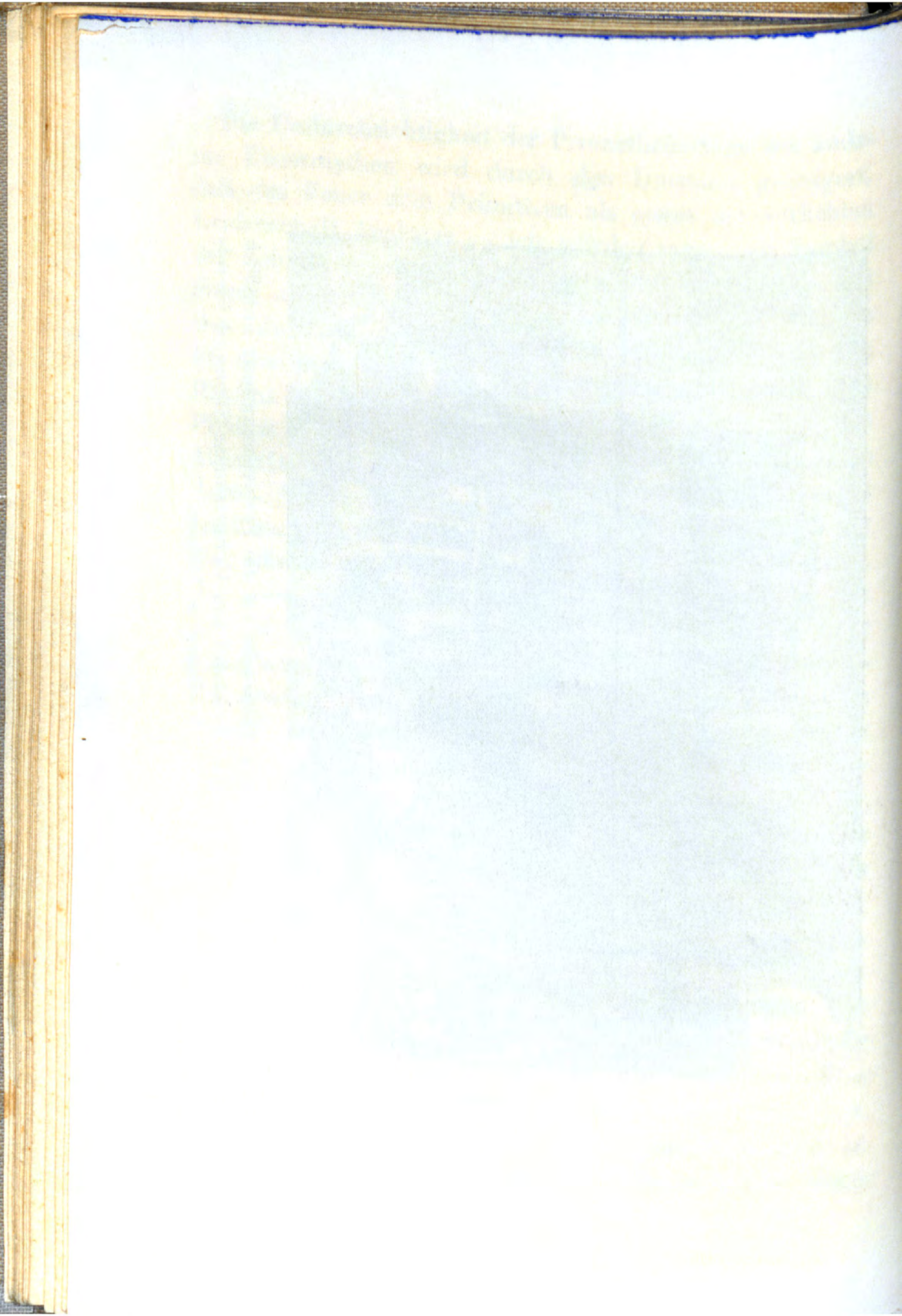
Die Umwandlung ins Gegenteil ist am gründlichsten in einem dritten Zug der Sage, in der Bestrafung des Feuerbringers. Prometheus wird an einen Felsen geschmiedet, ein Geier frißt täglich an seiner Leber. Auch in den Feuersagen anderer Völker spielt ein Vogel eine Rolle, er muß etwas mit der Sache zu tun haben, ich enthalte mich zunächst der Deutung. Dagegen fühlen wir uns auf sicherem Boden, wenn es sich um die Erklärung handelt, warum die Leber zum Ort der Bestrafung gewählt ist. Die Leber galt den Alten als der Sitz aller Leidenschaften und Begierden; eine Strafe wie die des Prometheus war also das Richtige für einen triebhaften Verbrecher, der gefrevelt hatte unter dem Antrieb böser Gelüste. Das genaue Gegenteil trifft aber für den Feuerbringer zu; er hatte Triebverzicht geübt und gezeigt, wie wohltätig, aber auch wie unerläßlich ein solcher Triebverzicht in kultureller Absicht ist. Und warum mußte eine solche kulturelle Wohltat überhaupt von der Sage als strafwürdiges Verbrechen behandelt werden? Nun, wenn sie durch alle Entstellungen durchschimmern läßt, daß die Gewinnung des Feuers einen Triebverzicht zur Voraussetzung hatte, so drückt sie doch unverhohlen den Groll aus, den die triebhafte Menschheit gegen den Kulturheros verspüren mußte. Und das stimmt zu unseren Einsichten und Erwartungen. Wir wissen, daß die Aufforderung zum Triebverzicht und die Durchsetzung desselben Feindseligkeit und Aggressionslust hervorruft, die sich erst in einer späteren Phase der psychischen Entwicklung in Schuldgefühl umsetzt.

Die Undurchsichtigkeit der Prometheus-Sage wie anderer Feuermythen wird durch den Umstand gesteigert, daß das Feuer dem Primitiven als etwas der verliebten Leidenschaft Analoges — wir würden sagen: als Symbol der Libido — erscheinen mußte. Die Wärme, die das Feuer ausstrahlt, ruft dieselbe Empfindung hervor, die den Zustand sexueller Erregtheit begleitet, und die Flamme mahnt in Form und Bewegungen an den tätigen Phallus. Daß die Flamme dem mythischen Sinn als Phallus erschien, kann nicht zweifelhaft sein, noch die Abkunftsage des römischen Königs Servius Tullius zeugt dafür. Wenn wir selbst von dem zehrenden Feuer der Leidenschaft und von den züngelnden Flammen reden, also die Flamme einer Zunge vergleichen, haben wir uns vom Denken unserer primitiven Ahnen nicht so sehr weit entfernt. In unserer Herleitung der Feuergewinnung war ja auch die Voraussetzung enthalten, daß dem Urmenschen der Versuch, das Feuer durch sein eigenes Wasser zu löschen, ein lustvolles Ringen mit einem anderen Phallus bedeutete.

Auf dem Wege dieser symbolischen Ausgleichnug mögen also auch andere, rein phantastische Elemente in den Mythus eingedrungen und in ihm mit den historischen verwebt worden sein. Man kann sich ja kaum der Idee erwehren, daß, wenn die Leber der Sitz der Leidenschaft ist, sie symbolisch dasselbe bedeutet wie das Feuer selbst, und daß dann ihre tägliche Aufzehrung und Erneuerung eine zutreffende Schilderung von dem Verhalten der Liebesgelüste ist, die, täglich befriedigt, sich täglich wieder herstellen. Dem Vogel, der sich an der Leber sättigt, fiele dabei die Bedeutung des Penis



Dr. Paul Federn bei der Ansprache an die Festversammlung anläßlich der Enthüllung einer Gedenktafel am Geburtshause Sigmund Freuds in Freiburg in Mähren



zu, die ihm auch sonst nicht fremd ist, wie Sagen, Träume, Sprachgebrauch und plastische Darstellungen aus dem Altertum erkennen lassen. Ein kleiner Schritt weiter führt zum Vogel Phönix, der aus jedem seiner Feuertode neu verjüngt hervorgeht, und der wahrscheinlich eher und früher den nach seiner Erschlaffung neu belebten Phallus gemeint hat als die im Abendrot untergehende und dann wieder aufgehende Sonne.

Man darf die Frage aufwerfen, ob man es der mythenbildenden Tätigkeit zumuten darf, sich — gleichsam spielerisch — in der verkleideten Darstellung allgemein bekannter, wenn auch höchst interessanter seelischer Vorgänge mit körperlicher Äußerung zu versuchen ohne anderes Motiv als bloße Darstellungslust. Darauf kann man gewiß keine sichere Antwort geben, ohne das Wesen des Mythus verstanden zu haben, aber für unsere beiden Fälle ist es leicht, den nämlichen Inhalt und damit eine bestimmte Tendenz zu erkennen. Sie beschreiben die Wiederherstellung der libidinösen Gelüste nach ihrem Erlöschen durch eine Sättigung, also ihre Unzerstörbarkeit, und diese Hervorhebung ist als Trost durchaus an ihrem Platz, wenn der historische Kern des Mythus eine Niederlage des Trieblebens, einen notwendig gewordenen Triebverzicht behandelt. Es ist wie das zweite Stück der begreiflichen Reaktion des in seinem Triebleben gekränkten Urmenschen; nach der Bestrafung des Frevlers die Versicherung, daß er im Grunde doch nichts ausgerichtet hat.

An unerwarteter Stelle begegnen wir der Verkehrung ins Gegenteil in einem anderen Mythus, der anscheinend sehr wenig mit dem Feuermythus zu tun hat. Die ler-

näische Hydra mit ihren zahllosen züngelnden Schlangenköpfen — unter ihnen ein unsterblicher — ist nach dem Zeugnis ihres Namens ein Wasserdrache. Der Kulturheros Herakles bekämpft sie, indem er ihre Köpfe abhaut, aber die wachsen immer nach, und er wird des Untiers erst Herr, nachdem er den unsterblichen Kopf mit Feuer ausgebrannt hat. Ein Wasserdrache, der durch das Feuer gebändigt wird — das ergibt doch keinen Sinn. Wohl aber, wie in so vielen Träumen, die Umkehrung des manifesten Inhalts. Dann ist die Hydra ein Brand, die züngelnden Schlangenköpfe sind die Flammen des Brandes, und als Beweis ihrer libidinösen Natur zeigen sie, wie die Leber des Prometheus wieder das Phänomen des Nachwachsens, der Erneuerung nach der versuchten Zerstörung. Herakles löscht nun diesen Brand durch — Wasser. (Der unsterbliche Kopf ist wohl der Phallus selbst, seine Vernichtung die Kastration.) Herakles ist aber auch der Befreier des Prometheus, der den an der Leber fressenden Vogel tötet. Sollte man nicht einen tieferen Zusammenhang zwischen beiden Mythen erraten? Es ist ja so, als ob die Tat des einen Heros durch den anderen gutgemacht würde. Prometheus hatte die Löschung des Feuers verboten, — wie das Gesetz der Mongolen —, Herakles sie für den Fall des Unheil drohenden Brandes freigegeben. Der zweite Mythus scheint der Reaktion einer späteren Kulturzeit auf den Anlaß der Feuergewinnung zu entsprechen. Man gewinnt den Eindruck, daß man von hier aus ein ganzes Stück weit in die Geheimnisse des Mythus eindringen könnte, aber freilich wird man nur für eine kurze Strecke vom Gefühl der Sicherheit begleitet.

Für den Gegensatz von Feuer und Wasser, der das ganze Gebiet dieser Mythen beherrscht, ist außer dem historischen und dem symbolisch-phantastischen noch ein drittes Moment aufzeigbar, eine physiologische Tatsache, die der Dichter in den Zeilen beschreibt:

„Was dem Menschen dient zum Seichen,
Damit schafft er Seinesgleichen.“ (Heine.)

Das Glied des Mannes hat zwei Funktionen, deren Beisammensein manchem ein Ärgernis ist. Es besorgt die Entleerung des Harnes, und es führt den Liebesakt aus, der das Sehnen der genitalen Libido stillt. Das Kind glaubt noch, die beiden Funktionen vereinen zu können; nach seiner Theorie kommen die Kinder dadurch zustande, daß der Mann in den Leib des Weibes uriniert. Aber der Erwachsene weiß, daß die beiden Akte in Wirklichkeit unverträglich miteinander sind — so unverträglich wie Feuer und Wasser. Wenn das Glied in jenen Zustand von Erregung gerät, der ihm die Gleichstellung mit dem Vogel eingetragen hat, und während jene Empfindungen verspürt werden, die an die Wärme des Feuers mahnen, ist das Urinieren unmöglich; und umgekehrt, wenn das Glied der Entleerung des Körperwassers dient, scheinen alle seine Beziehungen zur Genitalfunktion erloschen. Der Gegensatz der beiden Funktionen könnte uns veranlassen, zu sagen, daß der Mensch sein eigenes Feuer durch sein eigenes Wasser löscht. Und der Urmensch, der darauf angewiesen war, die Außenwelt mit Hilfe seiner eigenen Körperempfindungen und Körperverhältnisse zu begreifen, dürfte die Analogien, die ihm das Verhalten des Feuers zeigte, nicht unbemerkt und ungenützt gelassen haben.

DER KRANKE HAT IMMER RECHT

Von

Lou Andreas-Salomé

Aus dem Buche „Mein Dank an Freud. Offener Brief an Professor Sigmund Freud zu seinem 75. Geburtstag". Das 109 Seiten starke Werk erschien 1931 im Internationalen Psychoanalytischen Verlag und kostet in Leinen gebunden Mark 5.—, geheftet Mark 3.20.

Über dem schönsten Beruf steht Ihr Arztwort:

„Der Kranke hat immer Recht! — Die Krankheit selbst darf ihm nichts Verächtliches sein, vielmehr ein würdiger Gegner werden, ein Stück seines Wesens, das sich auf gute Motive stützt, aus dem es Wertvolles für sein späteres Leben zu holen gilt."

Dies Wort nimmt vom Kranken die Isolierung, worin er wie inmitten einer Leere dasteht, es nimmt das Mißverständnis einer Schande von ihm und öffnet den Kontakt von Mensch zu Mensch. Es begründet den Kontakt auf der Gleichheit menschlicher Beschaffenheit und verneint ihn deshalb gleichzeitig in jedem Sinn individueller Bindung.

Vom Analysanden her erscheint diese allerdings individuell begründet: ruht doch die ganze Analyse auf der „Übertragung". Um deren Sondercharakter sicherzustellen, haben Sie, von Beginn an beinahe, darauf aufmerksam gemacht, daß der Analysand seine Affekte, sowohl die pro wie die kontra den Analytiker, auf ihn nur „überträgt" aus der eigenen ältesten Affektvergangenheit, ihn mit diesen Stücken nur behängt wie einen ihm bereitwillig hingehaltenen Kleiderständer, und daß er dies Verfahren bis zuletzt auf zweierlei Weise übe: teils an der Hand seiner, analytisch aus Verdrängungen heraufgehobenen Erinnerungen, teils, wo diese stocken, in unwissent-

lichen und unwillkürlichen Aktionen pro und kontra — somit indirekt, in agierendem Verhalten — das Unterdrückte zur Kenntnis des Andern bringe. Aber auch darauf haben Sie ja hingewiesen, wie etwas von diesem Ursprung unsern Affekten und Bindungen überhaupt eigne, wie ihr Wurzelgrund am Frühesten und Ältesten unserer Eindrücke hafte und aus dieser Vergangenheit auch die Gegenwart noch aufbaue — wie demzufolge das letztlich Unterscheidende der Übertragung während der Analyse erst gegeben sei durch das Reagieren des Analytikers darauf: indem er sie nicht zu erwidern, sondern zu verwenden hat, auszubeuten hat als Heilmittel, gleichviel ob sie sich störend dagegen einstellt: sei es durch ein Schönfärben des Erinnerungsmaterials im Werben um Zuneigung, sei es im gegnerisch gesinnten „Widerstand". Erst mit zunehmender Einsicht des Analysanden in diesen inneren Tatbestand beginnt die volle Gemeinsamkeit der Arbeit, die Erforschung von Zusammenhängen im Unbewußten, also dessen, was B e i d e n sich erst daran erschließt.

Dies Moment ist es ja, was die Tiefenforschung so vollgültig von den Praktiken der Beichte einerseits, der Hypnose (von der sie ursprünglich ausging) andererseits trennt — von dem, was auf bewußte Motive des Handelns fahndet, um sie erziehlich zu beeinflussen, sowie von dem, was seelische Autonomie herzustellen strebt, bis die Suggestibilität gegenüber dem Hypnotiseur das Bewußtsein überrumpelt hat. Von beiden, Hynose wie Beichte, kann fälschlich was in die Tiefenforschung hineingeraten, sobald ihre Methodik nicht streng genug befolgt wird, sobald der Wunsch, suggestiv zu wirken, die innern Bewegungen, die im Analysanden vor sich gehen, verwischt — undeutlich macht, was daran selbsttätig oder eingeflüstert sei. Solche Überaktivität geschieht leicht ohne jede Absicht dazu, je nachdem, ob im Analytiker allzuviel „Führertum" vorherrschen möchte, oder auch allzuviel drängende Teilnahme: denn die „mit dem goldenen Herzen" verwechseln nicht minder irrtümlich Psychoanalyse mit Sa-

maritertum. Aber auf der anderen Seite müssen wir uns auch sagen, daß der Bogen der Neutralität und Objektivität ebenfalls überspannt werden kann und es nicht selten auch wird: in einer ganz vorwiegend intellektuellen Einstellung, die auf Schonung der Nerven vor dem Aufreibenden des Berufes abzielt und darüber zu vergessen geneigt ist, bis zu welchem Grade bereits das Hineinhorchen und Sich-Einfühlen in die fremden Seelenäußerungen ein volles Hinhalten des eigenen Unbewußten voraussetzen, und daß „aktiv“ und „passiv“, beides, sich dafür zusammentun müssen, was nicht gelingt, wo wir mit uns „sparen“. Nicht weniger als unserer ganzen Zusammenfassung zu solchem Dienst bedarf es, damit Helfer und Hilfsbedürftiger sich tief genug treffen in ihrem beiderseitigen Mühen, nämlich dort, wo wir uns ja bloß darum treffen und helfen können, weil wir gleichen Menschentums sind.

Denn das wollen wir uns doch klar machen, wir alle Arbeitenden an diesem Beruf, an dieser Berufung: unsere Überlegenheit besteht von Fall zu Fall doch nur in einem Doppelten: einmal in dem uns durch die Freudsche Methodik erarbeiteten Wissen und sodann in der simplen Tatsache, daß wir der Zweite sind, der dem Münchhausen beisteht, sich am eigenen Schopf aus dem Wasser zu ziehn, und dessen, gegebenen Falles, auch der gewiegteste Analytiker nicht entraten könnte. Dies gewinnt noch an größter Wichtigkeit dadurch, daß der Erkrankte seine Krankheit ja gleichsam selber wie einen Zweiten in sich trägt, als eine Abspaltung von seiner Persönlichkeit, die ihm in seinem Genesungswillen dreinspricht, seine bewußtesten Bemühungen, ihm unbewußt, wie ein listiger Betrüger, ausnützt und hintertreibt. Im Kampf dieses Zweierlei in ihm kommt es erst allmählich wenigstens bis zu der Einsicht: mit dem Leiden nicht identisch, sondern damit nur behaftet, ablösbar verknüpft zu sein; aber noch mitten in letzter Ablösung bleibt jede krankhafte Reaktion von der gleichen feindseligen Tücke — ein Patient beschrieb es lebhaft: wie in einem in hundert Splitterchen zer-

schmetterten Spiegel erkennt man noch im letzten Splitter das ganze Antlitz des Feindes vollständig. Bis der Haß wider diesen Eindringling sich ebenfalls so kondensiert hat, am Glück der Genesung zu ebenso ungeteiltem Zorn wird, als einst passives Gewährenlassen statthatte. Denn mit den lösenden Erinnerungen steigt auch die an die Urängste auf, an deren Unentrinnbarkeit die Neurose sich ansetzte, und läßt sie gegenüber der nun freigelegten Realität in ihrer grausigen Gespenstigkeit erscheinen. Auch dies äußerte ein Patient wie eine neue, ihn stark ergreifende Erwägung: zu denken, daß dergleichen hinter dem Menschen liegt — hinter jedem Menschen, in der Hilflosigkeit erster Erlebnisse, und vor der Entscheidung, ob sie sich gesund bewältigen lassen würden, — das ergäbe ein Grundwissen Menschlichem gegenüber, das jeden Einzelnen, möge er uns später als noch so trivial vorkommen, der bloßen Banalität enthöbe.

In der Tat scheint es mir von Analyse ebenso unabtrennbar, daß sie den Einzelnen zerpflückt und zerfasert, wie auch, daß sie ihm eine Grundbedeutung, jenseits von Scham wie von Stolz, zur Fühlbarkeit bringt, die auch durch Krankheit nicht zweifelhaft, sondern von ihr nur bestätigt wird. Ein Zufall wars ja nicht, daß es der Arzt gewesen, der zur Tiefenforschung den Weg fand. Vor Ihnen nahmen Psychologen zum Ausgangspunkt fast nur den sogenannten gesunden Menschen, oder das Pathologische wurde dem Mystischen angenähert. Es war meistenteils etwa so, als ob, am Rande eines Gewässers, über die darin unsichtbar schwimmenden Fische Meinungen getauscht würden: entweder philosophisch über sie fabelnd oder aber was davon herausangelnd, um es toter Beute zuzuwerfen, die schon bereitlag zur exakt vor sich gehenden Zerlegung. Erst jetzt wird der wunde Fisch vom Angelhaken genommen, um so — untersuchbar an seiner Verwundung wie ein Totes — dennoch vom Fisch-Wesen zu künden, ehe er wieder untergeschlüpft ist in sein Element. Das ist, wie mir vorkommen will, bedeutungsvoll geworden

für unsere Art, überhaupt die Begriffe von Gesetzmäßigkeit und Kausalität praktisch anzuwenden. Daß mit der Determinationsfrage die Psychoanalyse stehe oder falle, ist Ihre klare Äußerung darüber. Aber es vollzog sich daran von selbst das Determinieren in einem Doppelsinn: zugleich in Anwendung der verstandesgemäßen Diagnose am Einzelstück, und auch von immer neuen Begründungen und Bedingungen angeschlossen ans Gesamte lebendigen Wesens, je tiefer hin es sich noch der Verstandesmethode nähern läßt. Am frappantesten hatte es sich Ihnen in der Traumwelt aufdrängen müssen, wie, von Schicht zu Schicht, an den jeweilig sich ändernden Lageverhältnissen der Einzelheiten das kausal Erfaßte sich „überdeterminiert" sah, indem Bewirkendes und Bewirktes sich immer tiefer kreuzten: schier unerschöpflich selbst für die Deutungsarbeit eines ganzen Menschenlebens. Was aber nahmen Sie da mit Ihrem „Überdeterminierungs"begriff einfach vorweg? Etwas von dem, was seither im wissenschaftlichen Betrieb längst anstatt der „Kausalitätsreihe" den „Konditionalismus" einführte und weiter der Auffassung Raum gab, daß nur in willkürlich geschlossen gedachten Systemen mit erkannten Bedingungen auszukommen sei. Denn unsere, logisch zu bewältigenden Außenerfahrungen, sich wissenschaftlich mehrend und ausnutzbarer von Tag zu Tag, mögen sich ebensoweit erstrecken ins noch Unerfindliche, wie unsere Innenerfahrungen tief und tiefer gehen.

Für uns Psychoanalytiker folgt daraus aber drum auch genau dieselbe Notwendigkeit nur um so determinationsstrengerer Handhabung unserer Technik und Methodik, wie für die Naturwissenschaft die ihre. Lediglich am jeweilig erschlossenen Stück schützen wir uns vor dem Unzulässigen und Unzuverlässigen subjektiver Mutmaßungen, die sich in die Wissenschaft nisten wollen, und wiederum sie hemmend hineinmischen in die Voraussetzungslosigkeit frei flutender Erlebniseindrücke. Wo unsere Gegner — oder uns bloß „Wohlwollende" — so gern mit ihrer

Synthetik anrücken, womit sie die Psychoanalyse ergänzt wissen möchten, begehen sie damit nur derartige Verunreinigungen — indem sie sich als Ratgeber pädagogischer, moralischer, religiöser oder sonst welcher Sorte hinzugesellen. Anstatt des überheblichen Vertrauens, das sie damit sich selber zollen, sollten sie lieber dem unbewußten Besserwissen eines wahrhaft Gesundeten vertrauen, der, wie der seinem Element zurückgegebene Fisch, keinen Wegweiser im Wasser braucht, und den man damit nur auf fremdem Boden *aufhält*. Noch ganz abgesehen davon, wie sehr damit wieder angeknüpft würde an die Ursachen seiner Erkrankung: an die eben erst abgetragene Hörigkeit seiner Infantilität.

Mit Recht haben Sie darauf hingewiesen, wie normal es sei, wenn der Analysand seines Analytikers nicht mehr viel gedenke, so wie der Gesunde seiner Medizinflasche nicht weiter anhänge. Hingegen kann ich es mir nur schwer vorstellen, daß dies sich umkehre: schwerlich vergäße der Analytiker seines gewesenen Analysanden, eben wegen des unwiederholbaren Schauspiels, das er ihm bot. Denn worin besteht, genauer betrachtet, das jedesmal Einzige der seelischen Situation? Darin, daß nur innerhalb ihrer dem Forscher in uns sich ein Material bietet, wie es, so intim und lebensnahe, selbst dem nächststehenden Freunde noch entginge, und daß dennoch gerade seiner rein forscherischen Zuwendung dazu sich die Tiefe unseres Allmenschentums auftut, als ob sie sich seiner eigenen Selbsterkenntnis erschlösse. So handelt es sich um ein Doppelergebnis von Geben und Nehmen, indem das Forschungsziel nur erreichbar wird auf Grund eines *Erlebens* von Mensch zu Mensch, und dies Erleben seinerseits doch nur als der Erfolg forscherischer Objektivität. Sieht der Analytiker dann, am Ende seiner Arbeit, wenn sie wahrhaft erfolgreich war, den Davonschreitenden vor dem eröffneten Tor, das ins Leben des Tages zurückführt, dann stellt er sich wohl einmal die stille Frage: „würdest auch du das haben überwinden und leisten

können?“ um so mehr, als ihm aufgehen mußte, wie oft ein Sturz ins Neurotische seine Voraussetzungen in feinsten seelischen Ehrgeizen und Überanstrengungen hat. Im letzten Gruß bei der Trennung liegt deshalb zugleich etwas vom ernstesten Respekt, den der Mensch dem Menschen schuldet.

Wissen Sie aber, woran mich dies auf das stärkste erinnert? An ein Kolleg von Ihnen aus dem Wintersemester 1912. Daran, wie Sie, nachdem Sie uns einen Neurosefall ein paarmal rückwärts, Schicht um Schicht, klargelegt hatten, — ihn plötzlich, mit leichter Hand, fast wie man einen Kuchen aus seiner Blechform stülpt, mit einem Griff in unversehrter Ganzheit vor uns zur Sichtbarkeit hoben. Was in jenem Augenblick mich — uns — erschütterte, war die unausweichliche, von Ihnen absolut nicht beabsichtigte, Empfindung, Gewißheit: Menschenleben — ach! Leben überhaupt — *ist* Dichtung. Uns selber unbewußt leben *wir* es, Tag um Tag wie Stück um Stück, in seiner unantastbaren Ganzheit aber lebt es, dichtet es *uns*. Weit, weitab von der alten Phrase vom „Sich-das-Leben-zum-Kunstwerk-machen“ (von welcher Selbstbespiegelung am sichersten, ja eigentlich allein, Psychoanalyse heilt); wir sind nicht *unser* Kunstwerk.

Aber mir wurde daran vollends klar, was sich mir schon oft aufgedrängt hatte: warum in der erwähnten Gegenübertragung des Analytikers auf den Analysanden, in der Art seines Interesses für ihn, etwas überraschend Analoges sich findet vom Verhältnis des Dichters zu seinen Gestaltungen. Es ist jener Grad von Objektivität, Neutralität bei restloser Drangabe, die, unterirdisch, unwissentlich, ganz und gar auf letzter menschlicher Gleichheit beruht. Deshalb unberührt bleibt vom Umstand, ob sich da etwas gestaltet, was, bei individueller Wahlfrage, abgelehnt würde, ob nicht geradezu abstoßende Züge, eifrig aufgedeckt und eingezeichnet, sich daran kundtun, — von uns selber, ganz rücksichtslos in bezug darauf, bleibt jene affektlose Verbundenheit, die z. B. macht, daß man empört Jemandem an die Gurgel springen möchte, der von einer so ge-

schaffenen, beschaffenen Gestalt angewidert, äußern wollte, sie sei ihm lediglich verächtlich. Man könnte die zwei Arten der Bezogenheit zum Objekt — bei Analytiker und Dichter — als unvergleichbar ansehen, trotz diesem gleichen Absehen vom „bitte recht freundlich" des Photographen, trotz diesem zuversichtlichen Sichhineinversetzen in die innere Lage eines Menschen, gleichviel wie sie sei, als läge sie in jedem Fall richtig zu einem selber; man könnte an der Gegensätzlichkeit der beiden Methoden Anstoß nehmen, als einer möglichst analytisch und einer möglichst synthetisch gerichteten. Und dennoch besagt deren Gegensätzlichkeit im wesentlichen nur, daß das eine Mal ein Gewebe nach seiner Linksseite betrachtet wird, auf den Verlauf der einzelnen Fäden, deren Verschlingungen und Knotenpunkte — und das andere Mal auf das Totalmuster der Rechtsseite und dessen übersichtlichen Eindruck.

Nicht nur im Erkrankungsfall ist es, daß das „Muster rechts", der Gesamteindruck, nicht voll sichtbar wird, es gibt auch eine Art des Gesundseins, die davon abhält, indem jemand mit einem zu Wenigen seiner Wesensmöglichkeiten vorlieb nahm. Nicht ganz selten, z. B. bei „Lehranalysen", im Suchen nach dem persönlichsten Punkt, woran die „Lehre" praktisch aufgehen kann, kommt einem die Frage: „bliebst du nicht zu gesund?" anstatt der gewohnteren: „woran erkranktest du?" Und da kann man an Stelle der zwei üblichen „Widerstände" in der Analyse — dem Festhalten am Verdrängerischen und dem Festhalten an der Symptomatik des Verdrängten — einen dritten Widerstand erfahren, der zunächst sehr berechtigt erscheint, so sehr, wie die wohlbewahrte Gesundheit des Betreffenden selber: gilt sie doch der Unlust, Einbrüche in sein wohlgezimmertes untadeliges Häuschen und seine Siebensachen darin, gutzuheißen — gewissermaßen die Einheitlichkeit seiner Person antasten zu lassen. Es handelt sich dabei um die uneingestandene Furcht, die allzu früh und fest um uns gebauten vorsichtigen Gewöhnungen

könnten plötzlich gleichsam transparent werden unter der Durchleuchtung weiterer, größerer Bauumrisse, als wir bei unserm zu engen Plan berücksichtigten, — ja, sie könnten in ein Grenzenloseres verzittern, als wir jemals riskiert hätten. Gesund und „gesund" ist deshalb wohl zu unterscheiden, will man nicht der Mißdeutung Vorschub leisten, die uns manchmal vorwirft, wir überschätzten das Gesundmachen, und manche Krankhaftigkeit erschlösse die fruchtbareren Möglichkeiten. Krank heißt uns das Funktionsgestörte, gesund kann aber falsch definiert werden als das an Substanz Verkürzte, innerhalb davon aber Intakte. Was man „Masse Mensch" zu nennen pflegt und vor individuell Vorragenden abzuheben, fällt mit diesem Begriff nicht zusammen; der an individueller Entwicklung durch Umstände Behinderte kann den vollen Zugang zu seinem Urgrund haben, als zu dem, was vom Unbewußten lebensschöpferisch in ihm emporströmt; andererseits kann der Entwickelteste diesen Zugang mißachtet haben, als unvorteilhaft für das, was Verstand und Praktik aus seinem Schicksal machen möchten. Solche bloße Ausnutzung und bewußte Kombinierbarkeit des Allgemeinsamen, anstatt des Sichüberlassens der eigenen Tiefe, stellt ihn als um vieles Verkürzten dar, trotz aller Erfolge auf der Oberfläche.

Wo eine Analyse sich voll auswirkte, da wird sie deshalb dem Genesenen zu einer verstärkten Vision von seiner eigenen Gestaltungsmöglichkeit. Die Heimkehr zu sich vollzieht sich ihm als zu etwas, was wohl er ist, aber auch mehr ist als er: das erhebt sich ihm gestalthaft, um aus Vergessenstem, Urvertrautestem, in ihm nun erst Auftrieb zu werden zu persönlichem Eigenleben. Darum anders, als bloßer Vorsatz fühlbar würde, oder Entschluß, bloße Einsicht ins Krankmachende oder nur dessen Verurteilung — nein, befreiter Triebausbruch muß sich darin wandeln zu erneuter Liebesseligkeit. Mit Bedacht wähle ich dies starke Wort: Genesung ist eine Liebesaktion. Einkehr in sich wird erst Heimkehr im Gefühl eines Emp-

fangenwerdens, Beschenktwerdens im Insgesamten; wird erst daran eigener Impuls zur Betätigung, an Stelle des alten In-sich-Stecken-Bleibens und Ins-Leere-Gehens. Durch Psychoanalyse wurde ja nichts — wie ein aus der Luft gegriffenes Ausgedachtes — geschaffen, es wurde nur etwas auf gegraben, ent-deckt, aufgedeckt, bis — wie unterirdisches Gewässer, das man wieder raunen hört, wie aufgehaltenes Blut, das man wieder pulsen spürt, — Zusammenhang sich uns lebendig bezeugen kann. Psychoanalyse ist nichts als das Entblößungsmanöver, das, vom noch Kranken als Entlarvung gemieden, vom Gesunden als Befreiung erlebt wird; deshalb sogar dann noch, wenn die inzwischen unverändert gebliebene Außenrealität ihn mit Schwierigkeiten noch so umdrängt: denn zum ersten Male gelangen Wirklichkeit und Wirklichkeit damit zueinander, anstatt Gespenst zu Gespenst.

ODYSSEUS FREUD

Von

Arnold Zweig

Aus der „Weltbühne“ vom 19. Januar 1932, mit Genehmigung des Verfassers und des Verlags abgedruckt im IV. Jahrgang der „Psychoanalytischen Bewegung“.

Die Mythologie der Griechen hat, wie uns alle Pauker belehrten, allgemein-menschliche Gültigkeit — wie sehr, wie tief und wie durchbohrend freilich, weiß man erst seit den wissenschaftlichen Expeditionen in den Hades, die der einsame Sigmund Freud angestellt hat. Nur um auf seine mächtige Gestalt wieder einmal hinzuweisen, wende ich mich für einen Augenblick von meiner Arbeit weg. Im Psychoanalytischen Verlag ist eben ein Band „Theoretischer Schriften“ erschienen, die Gedankenarbeit jener

fünfzehn Jahre zusammenfassend, die zwischen den Arbeiten der Mannesjahre und den herrlichen letzten des greisen Meisters stehen. Dies sind, in zwanzig Jahren nehme man mich beim Wort, Naturbeschreibungen der Menschenseele, jener wilden, erhabenen und grausigen Unterwelt, die wir alle in uns tragen. Ununterbrochen gehen von ihr die Taten der Menschen aus, von ihr nicht allein bestimmt, aber immer mitbestimmt und überwiegend von ihr bestimmt bei Primitiven, Kindern und Neurotikern ... Es ist unmöglich, auch nur aufzuzählen, was die zukünftige Psychologie — für uns die gegenwärtige — diesem Band von 400 Seiten entnehmen wird. Die Beschreibung des Narzißmus, der Verdrängung, die große Darlegung des Unbewußten — dies nur als Beispiele; die 70 Seiten „Jenseits des Lustprinzips", die 110 Seiten „Massenpsychologie und Ich-Analyse", und jene Schrift „Das Ich und das Es", ohne die man nicht weiß, wer man ist. Längst ward ja klar, wer heute als mißverstandenster Denker der Welt gelten darf, wer in dieser Beziehung, und nicht nur in dieser, den Friedrich Nietzsche unsrer Jugendjahre abgelöst hat. Ja, Sigmund Freud, hier spricht er als der Denker; aus dem naturforschenden Arzte hat er sich zwanghaft, unlustig, fast mit Widerwillen dazu entwickelt. Daher er als Schriftsteller des Denkens die Schmucklosigkeit selbst ist — und ein Meister. Denn die Wortkargheit, die ihn überall dazu treibt, Satz für Satz mit Bedeutung vollzupressen, einen auf den anderen zu mauern, die herrliche Dichte und Folgerichtigkeit seiner Theorie aus ihnen erstehen zu lassen wie einen Quaderbau aus gewichtigen Steinen: das hat heute nicht seinesgleichen. Die Wahrheit ist das Kennzeichen ihrer selbst und des Falschen, prägt Spinoza seinen Grundbeitrag zum Problem der Evidenz. Noch nie, so lange die Menschheit über sich nachdenkt, hat eine wissenschaftliche Lehre das Innere des Menschen so in sich zusammenhängend ausgedeutet wie die Freudsche, im Menschen gleichsam einen organisierten Raum auf-

hellend. Tief ins Irrationale hinein macht sie die Gesetze von Ursache und Folge geltend, benennt eine begrenzte Anzahl von Prinzipien, eines aus dem anderen durch Beobachtung entwickelt, und dies nicht etwa in kontemplativer Schau, sondern am lebendigen Objekt festgestellt, am realen Menschen, der durch diese Erkenntnisse verändert ward, erleichtert, geheilt. Der Leser dieser Studien, Bemerkungen und Aufsätze muß den Eindruck haben, daß diese Naturerforschung der menschlichen Seele, diese dynamische Kraft, mit der Schicht für Schicht ihres Aufbaues abgetastet wird, nicht einen erdachten Menschen betrifft, sondern den wirklichen, den von heute und immer. Und wenn gar dieser Denker den Widerstand der Welt gegen seine Lehre als zum System dieser Triebe gehörig aufdeckt, gilt der Satz des Spinoza wiederum, nur einmal umgekehrt: das Falsche bestätigt die Wahrheit und seine eigene Irrigkeit. So mögen sich also die Geisteswissenschaftler von 1932 angegrault von diesen apollinischen Berichten über die Urgründe des Dionysischen abwenden; es ist zu lange her, daß sie die Gründe ihrer Meinungen erlebten. Dieser Band „Theoretische Schriften" aber heißt nur darum nicht „Philosophische", weil der Mann dieses Wort nicht liebt, der heute vor drei Kontinenten die Herme des europäischen Denkens darstellt. Mit 75 Jahren noch herrlich umkämpft, darf er die Gewißheit hegen, daß die Leistung seines Lebens die Grundlagen unsrer Welt mit einer gesünderen Kanalisation versehen wird, einer adäquateren Erkenntnis der Menschennatur, dank jener Reinigung der Leidenschaften, die das befreiende Wort der Analyse neben das gestaltende der Dichtung reiht.

DER MYTHOS VOM FORTSCHRITT

Von

M. D. Eder

Ansprache des Verfassers an die Medical Section der British Psychological Society, anläßlich seiner Wahl zum Vorsitzenden dieser Gesellschaft. Abgedruckt aus dem British Journal of Medical Psychology, ol. XII, Part I, 1932. Übersetzt von Walter Eck.

Als Toren geboren,*) erwerben wir später Sittlichkeit und werden endlich dumm und unglücklich. Dann sterben wir. Dieser Ablauf — die Geschichte des Menschen in der Zivilisation — ist unserer Eigenliebe so wenig angenehm, ist, bei allem Wechsel in den Grundlagen der Kultur, bei aller Vielfalt ihrer Formen, in seiner offenkundigen Strenge für unsere Eigenliebe so quälend, daß die Menschheit immer wieder im Mythos Zuflucht in ihrer Unsicherheit und Trost in ihrem Leid gefunden hat.

Die Geschichte der Kultur ist zu einem großen Teil Bericht über diese Mythen, über die der Vergangenheit und über die unserer Tage. Unter Mythos ist hier eine Konstruktion gemeint, die von den Anhängern einer großen sozialen Bewegung — oder wenigstens einer Bewegung, die sie für groß halten — angenommen wird. Diese Bewegung darf man sich als einen großen Kampf zwischen den Anhängern des Mythos und ihren Gegenspielern vorstellen, als einen Kampf, in dem jene ihres endlichen Sieges gewiß sind. Ein Mythos muß nicht falsch und muß durchaus nicht ohne Wert für die Menschheit sein. „Religion", sagt Renan, „ist notwendiger Betrug. Auch die plumpste Art, Sand in die Augen zu streuen, darf nicht verachtet werden, wenn man es mit so törichten Lebewesen wie den Menschen zu tun hat, mit Lebewesen, die für den Irrtum geboren sind und die, wenn sie die Wahr-

*) Im Englischen: we are born mad.

heit einsehen, sie doch nicht aus den rechten Gründen einsehen; man muß ihnen auch da noch falsche geben."[1])

Doch es kommt die Zeit, da der Betrug erkannt wird und dann wird der Gedanke an diesen großen Kampf und an den Sieg derer, die ihn kämpften, aufgegeben oder er geht verloren — ein Mythos verschwindet und ein anderer tritt an seine Stelle. Solange der Glaube aber lebendig und wirksam ist, so lange treibt auch die schwerste Niederlage seine Anhänger nicht zur Verzweiflung oder auch nur zur Mutlosigkeit. Georges Sorel, von dem ich diese Auffassung vom Mythos übernehme,[2]) exemplifiziert sie an den Ideen des Urchristentums, an denen, die die französische Revolution zum Sieg geführt und die Mazzini und die Seinen angefeuert haben; man könnte noch auf die verweisen, die Marx im 19. und die Lenin im 20. Jahrhundert vertraten. Aber nicht von diesen Ideen will ich heute sprechen, sondern von jenen, die die Kultur unserer Tage beherrschen, von der Idee des Fortschritts. „Wir halten", sagt Bury, „ständigen Fortschritt für so gesichert, sind uns der ständigen Fortschritte in Wissenschaft, Kunst, Organisationswesen und in nützlichen Einrichtungen aller Art so stolz bewußt, daß wir versucht sind, den Fortschritt als ein Ziel anzusehen, das wir, wie etwa die Freiheit oder einen Weltbund, erreichen können, wenn wir nur recht wollen. Aber obwohl aller Zuwachs an Macht und Wissen von Menschenkraft abhängt, ist der Fortschrittsglaube, dem all diese einzelnen Errungenschaften erst ihre Bewertung verdanken, mit einer Tatsachenfrage verknüpft, die die Wünsche des Menschen und seine Bemühungen ebenso wenig beeinflussen können, als sie etwa imstande sind, das menschliche Leben über das Grab hinaus zu verlängern." [3]) Es handelt sich hier um den Glaubenssatz, daß die mensch-

---

[1]) Histoire du peuple d'Israel V, 105 f.

[2]) Introduction à l'économie moderne.

[3]) The Idea of Progress p. 1 f.

liche Kultur sich stets in einer erwünschten Richtung entwickelt hat, sich in dieser Richtung weiter entwickelt und weiter entwickeln wird.

Es ist wichtig, einzusehen, daß dieser Glaube oder dieser Mythos, wie ich ihn nennen will, ein ganz „moderner" ist. Bury, der die Geschichte des Fortschrittsgedankens behandelt, hat gezeigt, wie er mit der Entwicklung moderner Wissenschaft und dem allmählichen Verlust des Glaubens an Himmel und Hölle des Christentums zusammenhängt. Die griechischen Philosophen sind über den Fortschrittsglauben nicht gestolpert; sie haben sich das All in zyklischer Bewegung gedacht, alles Seiende nur als Wiederholung von allem Gewesenen und als das Vorbild alles Künftigen. Wenn es also den Anschein hat, daß ich Ihnen in meinen Ausführungen nichts sage, was sie nicht schon bei zahllosen Gelegenheiten gehört haben, will ich mich bei der Annahme zu beruhigen versuchen, daß Sie Phythagoräer seien, die diesen Vortrag in einem der früheren Zyklen schon vernommen haben und daß sich seine Grundlagen auch heute nur in getreuer Wiederkehr des oft abgelaufenen Zyklus haben zusammenfinden können.

Als Jesaias die Völker ihre Schwerter in Pflugschaare umschmieden hieß und ihre Speere in Sensen, als er verkündete, daß Volk nicht mehr das Schwert erheben sollte gegen Volk, daß man das Kriegshandwerk nicht mehr lehren sollte, war das eine Voraussage von dem, was kommen würde, wenn die Völker dem Willen Gottes gehorchten. Für die jüdische Kosmogonie hat die Entartung der Welt begonnen, als Adam als vollkommenes Wesen geschaffen war. Wie Jesaias hat auch das Mittelalter den Gedanken der Entartung dieser Welt mit dem Mythos von einer anderen Welt verbunden, die denen offen steht, die von Gottes Gnade erfüllt sind. Dante drückt den Glauben aus, der den Geist der Menschen beherrschte: Dank der göttlichen Gnade und auf Grund im Leben erworbener Verdienste gibt es die Hoffnung

auf ein Jenseits, gibt es die sichere Erwartung der Seligkeit.

„Die mittelalterliche Lehre“, sagt Bury, „versteht die Geschichte nicht als einen natürlichen Entwicklungsablauf, sondern als eine Reihe von Geschehnissen, die durch göttliche Eingriffe und göttliche Offenbarung geordnet werden. Hätte man die Menschen ihren eigenen Weg gehen lassen, so würde er sie zu einem höchst unerfreulichen Ziel hingeführt haben; alle Menschen hätten das Schicksal ewig dauernden Elends ertragen müssen, von dem übernatürliche Einwirkung eine Minderzahl befreit hat.“ [4])

Dies wäre der Platz, den allmählichen Niedergang dieses Glaubens in der westlichen Welt zu schildern. Obgleich es keine ausdrückliche Veränderung der theologischen Definition von Himmel und Hölle gab, hat sich doch offenbar der geistige Gehalt dieser Vorstellungen in der Auffassung der Laien entscheidend verändert. Diese Darstellung aber würde mich, obgleich sie an mein Thema eng anschließt, doch von meinem nächsten Ziel zu weit wegführen.

Der Glaube an den Fortschritt als an etwas Unverlierbares und ständig Wachsendes war namentlich unter Philosophen, Gelehrten und Politikern bis zum heutigen Tag verbreitet; er wird von der großen Mehrzahl aller anderen Menschen geteilt, auch wenn sie — als Anhänger einer herkömmlichen Religion — zugleich an entgegengesetzte Vorstellungen glauben.

Der Fortschrittsglaube begann im Kreise der französischen Enzyklopädisten klare Gestalt anzunehmen, und obgleich in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts unter dem Eindruck der Enttäuschung der Revolution eine Reaktion gegen die rosige Ansicht der eben abgelaufenen Zeit um sich griff, ist bald darauf der Glaube zu neuem Leben erwacht, daß der Fortschritt völlig gewiß

---

[4]) l. c. p. 21.

sei, und man versuchte, die Gesetze des Fortschrittes, die Gesetze der Kultur zu entdecken.

Die Entdeckungen der Physik und die von diesen abgeleiteten Naturgesetze legten den Gedanken nahe, ähnliche grundlegende Prinzipien im Aufbau der Gesellschaft nachzuweisen. August Comtes zahlreiche, in dem „Lehrgang einer positiven Philosophie" gipfelnde Werke mögen heute wenig gelesen sein und waren vermutlich nie wirklich verbreitet; den Gedanken aber, daß es in der Geschichte der Menschheit Gesetze zu entdecken gibt, haben sie in weite Kreise getragen.

Marx hat seine materialistische Auffassung auf diese Idee aufgebaut: „Die aus der kapitalistischen Produktionsweise hervorgehende kapitalistische Aneignungsweise, daher das kapitalistische Privateigenthum, ist die erste Negation des individuellen, auf eigene Arbeit gegründeten Privateigentums. Aber die kapitalistische Produktionsweise erzeugt mit der Notwendigkeit eines Naturprozesses ihre eigene Negation. Es ist die Negation der Negation." [5]) Vor wenigen Tagen habe ich gelesen, daß der Kommunismus in der Kulturentwicklung nicht zu vermeiden sei. „Er muß die Welt endlich erfassen, nicht als Ergebnis von politischen oder anderen Bestrebungen, die von einer Gruppe von Leuten ausgehen, sondern weil nach einem Gesetz der Entwicklung die alte Ordnung der neuen zu weichen hat." [6]) Den Kommunisten aber ist es offenbar nicht gegönnt, sich dieses Arguments uneingeschränkt zu freuen, denn auch die konservative Weltanschauung rechnet nicht weniger mit der Sicherheit des Fortschrittes als die sozialistische. „Der Konservatismus", sagt Lord Hugh Cecil, „hat den Fortschritt sinnvoll, wirksam und den allgemeinen Bedingungen angepaßt zu gestalten. Fortschritte in der Wissenschaft, in der Staatskunst oder im sozialen Leben setzen eine gewisse Bereitschaft voraus,

---

[5]) Kapital, 4. Aufl. 1890, I, 728.

[6]) Ethel Mannin, What I believe, The New Leader, vom 15. I. 1932.

über die Erfahrung hinauszugehen und es mit Neuerungen zu versuchen." Aber auch dieser Autor zweifelt nicht an der Naturnotwendigkeit des Fortschritts.[7])

Wie schon gesagt, ist der Fortschrittsgedanke um die Mitte des vorigen Jahrhunderts den Philosophen, Soziologen und Dichtern vertraut geworden, aber erst seit Darwins „Abstammung der Arten" ist er allgemein, geläufig und populär, und obgleich die „Gesetze" des Fortschritts immer noch unentdeckt bleiben, sind doch die modernen Vorstellungen von Kultur überhaupt beinahe bis in die jüngste Zeit darauf gegründet, daß diese Gesetze nicht zu umgehen seien.

Ferrière gelangt 1915 zum Schluß, daß Fortschritt notwendig und organisch sei. „Der Mangel an Einsicht, der Egoismus, die intellektuelle Kurzsichtigkeit des Menschen mögen ihn verzögern; sie werden ihn nicht aufhalten."[8])

Mit schönem Optimismus stellt Ferrière diese Worte an das Ende eines vor dem Krieg begonnenen, aber erst 1915 beendeten Buches. Er beschließt es mit dem Aufruf an die Jugend, die Fehler der alten Generation zu verbessern, ohne daran zu zweifeln, daß es zu dieser Verbesserung kommen werde.

In einem so großen und bedeutenden Werk wie dem — 660 Seiten starken — von Ferrière findet man kaum bessere Argumente für die Notwendigkeit des Fortschritts als in unseren alltäglichen Maximen und Aussprüchen. Eine Annahme ist es, wie die, auf die die Finanzminister ihre Budgets aufbauen; es müsse im nächsten Jahr besser werden, da doch die gegenwärtige Lage so unangenehm sei. Einst haben die Nationalökonomen — oder doch einige von ihnen — schlechte Zeiten mit den schwarzen Flecken in der Sonne in Zusammenhang gebracht, heutzutage scheinen sie wirtschaftliche Katastrophen mit den schwarzen Flecken im Herzen der Menschen in Zusammenhang

---

[7]) Lord Hugh Cecil, Conservatism, p. 13 f.

[8]) La loi du progrès, Paris 1915, p. 661 f.

bringen zu wollen, womit sie vielleicht der Wahrheit etwas näher kommen und sich etwas weiter von dem Glauben an die Unverlierbarkeit des Fortschritts als an ein Naturgesetz entfernen.

Natürlich muß die Medizin den philosophischen Tagesanschauungen Rechnung tragen, muß versichern, daß auch sie eine fortschreitende Wissenschaft sei und daß unvermeidlichermaßen „unser alter konstitutioneller britischer Husten, unser Halsweh und unsere geschwollenen Wangen" eines Tages verschwinden werden. Auch für den Psychoanalytiker hält es schwer, eine Zukunft ohne Fortschritt auszumalen. So glaubt auch Freud, daß „die Stimme der Vernunft zwar leise" ist, „aber sie ruht nicht, ehe sie sich Gehör geschafft hat. Am Ende, nach unzählig oft wiederholten Abweisungen, findet sie es doch. Dieser ist einer der wenigen Punkte, in denen man für die Zukunft der Menschen optimistisch sein darf, aber es bedeutet an sich nicht wenig. An ihn kann man noch andere Hoffnungen anknüpfen. Der Primat des Intellekts liegt gewiß in weiter, aber doch nicht in unendlicher Ferne." [9])

In einem späteren Werk aber entschlägt sich Freud aller Voraussagen: „Ich habe mich bemüht, das enthusiastische Vorurteil von mir abzuhalten, unsere Kultur sei das Kostbarste, was wir besitzen oder erwerben können, und ihr Weg müsse notwendigerweise zu Höhen ungeahnter Vollkommenheit führen . . . ich beuge mich vor dem Vorwurf, daß ich ihnen (meinen Mitmenschen) keinen Trost zu bringen weiß, denn das verlangen sie im Grunde alle, die wildesten Revolutionäre nicht weniger leidenschaftlich als die bravsten Frommgläubigen." [10]) Ja, das ist es, was man verlangt. Der Fortschrittsgedanke, die Suche nach Kulturgesetzen, die Gründe, die Comte in zwanzig Bänden, Herbert Spencer in seinen monumentalen Werken, und die eine gigantische, soziologische Literatur

---

[9]) Die Zukunft einer Illusion, S. 87.

[10]) Das Unbehagen in der Kultur, S. 135 und f.

in diesem unserem Jahrhundert vorbringt, sind im letzten Verstande doch nur Versuche — oft bemerkenswert mutige Versuche — Beweise für eine Illusion zu finden; für die Illusion von der Vollkommenheit; Vollkommenheit, wenn nicht für diese, so doch für die nächste oder für die beste der kommenden Generationen.

Auf älteren Kulturstufen hat der Mythos einer überragenden Gottheit gegolten, die für Gerechtigkeit und dafür sorgen sollte, daß die, denen in dieser Welt Glück versagt blieb, gewiß sein durften, es in einer anderen zu finden. Als sich aber diese Hoffnung als trügerisch erwies, das tausendjährige Reich vergeblich auf sich warten ließ, fanden die Menschen in den materiellen Vorteilen, die ihnen die Wissenschaft vermittelt hat, Trost, und begannen ihre Zuversicht und ihr Glück auf den gesicherten Fortschritt der Wissenschaft zu gründen. Glück für sich selbst haben sie freilich dabei in der Welt von heute nicht erlangen können, aber sie konnten den Boden vorbereiten für das Wohl von Kind und Enkel.

Die Herkunft dieses Mythos ist schon oben angedeutet worden: Wir werden als Toren geboren, geboren, wie Ferenczi das vor vielen Jahren gesagt hat,[11]) in der glücklichen Täuschung, allmächtig zu sein, und suchen immer von neuem die Bedingungen wieder herzustellen, auf die dieser Größenwahn gegründet war. Eingeengt durch die äußere Welt, in der wir aufwachsen, unfähig, etwas von dem Glück zu verwirklichen, das wir in der Kindheit halluzinierten, haben wir uns im ganzen Lauf der Geschichte, soweit wir ihn kennen, durch mancherlei Hoffnungen zu entschädigen gesucht. Zum Teil waren sie anspruchsvoll, zum Teil sinnvoller, — dann, wenn versucht wurde, die Illusionen der Vernunft, den Bedingungen der Außenwelt anzupassen. Wir können uns einbilden, daß eines Tages all dies Glück unser sein, daß die Wissenschaft uns eines Tages alle ihre Geheimnisse preisgeben wird,

[11]) Entwicklungsstufen des Wirklichkeitssinnes. Bausteine zur Psychoanalyse, Int. pa. Verlag. 1927, I.

daß Lamm und Wolf eines Tages friedlich beisammen liegen werden und die Menschheit aufwachen wird, befreit von ihren aggressiven Instinkten. Es gibt ja Ethnologen und Historiker genug, die uns versichern, daß der Mensch einst im Paradies geweilt hat, daß die Sage von einem friedlichen vor-kainischen Menschen ein historisches Faktum sei und nicht ein Mythos primitiver Völker, die eine Erklärung für ihre Welt suchen. Daß diese Forscher organisierten Krieg, ein Produkt der Kultur, mit dem ursprünglichen Aggressionstrieb zu verwechseln scheinen, muß wohl nur beiläufig angedeutet werden. Wie dem auch sei, die meisten von uns glauben, daß — wenn es schon keine gute alte Zeit in der Vergangenheit gibt — die Menschheit dafür sorgen wird, daß es eine gute, neue in der Zukunft gebe.

> *Yet I doubt not thrò the ages one increasing purpose runs*
> *And the thoughts of men are widen'd with the process of the suns.*

Obgleich die optimistische Auffassung seiner Jugend Tennyson in seinen späteren Jahren nicht erhalten blieb, ist er doch dem Mythos seiner Zeit treu geblieben.

Eine echte Kritik des Mythos vom Fortschritte sollte die Bedingungen aufdecken, die diese Form von Illusion ermöglicht und jene älteren religiösen Formen verdrängt haben, die die Menschheit seit den ersten Anfängen der Kultur beherrscht zu haben scheinen. Die späteren Religionen haben Männern und Frauen nicht mehr Glück gebracht als die älteren, an deren Stelle sie traten. Die ersten Ansätze der Naturwissenschaft im 17. Jahrhundert schienen der Menschheit eine neue Zuversicht zu bringen; die Geschichten und Träume der Magier schienen erfüllt und neue Welten waren zu erobern. Schnell sind die Errungenschaften der Wissenschaft in das tägliche Leben eingedrungen und das hatte zur unausweichlichen Folge, daß sich die Menschheit bald an die Wissenschaft und an wissenschaftliche Berater wandte, um von ihnen zu dem Glück zurückgeführt zu werden, um das die Kultur sie

betrogen und das zu vermitteln sich die Religion als unfähig erwiesen hatte.

Ich will auch die Annehmlichkeiten durchaus nicht herabsetzen, die uns die Wissenschaft gebracht hat, die materiellen Errungenschaften, die uns — wenigstens potentiell — vom halben Hungertod retten und einen großen Zuwachs an Bequemlichkeit, auch für die Zukunft, in Aussicht stellen. Ich ziehe das elektrische Licht der armseligen Kerze vor, die mir in rauchiger Hütte geleuchtet hat; ich freue mich an der drahtlosen Telegraphie; Fliegen ist angenehmer als weite Strecken zu fahren. Die Geschichte der wissenschaftlichen Entdeckungen muß die Phantasie, auch der Trockensten unter uns anregen, aber aus den unleugbaren Vorteilen, die die Erfindungen und der wissenschaftliche Spürsinn uns gewährt haben, darauf zu schließen, das Zeitalter der Wissenschaft habe uns auch mehr Glück gewährt und werde uns künftig noch mehr gewähren — weil es uns mehr Komfort gegeben hat — das hieße einem neuen Mythos auf die Beine helfen; denn von den Mythen scheint zu gelten, was vom Fortschritt nicht gilt: daß sie unvermeidlich sind.

Unsere Phantasie kann es nicht zugeben, daß nicht alle unsere Wünsche erfüllt werden sollen, ganz ebenso, wie es zum Beispiel keine Ungerechtigkeit in der Welt geben darf: Ich bin allen anderen Kindern gleichberechtigt, es ist nur die harte Mutter, der harte Vater — Gott — der mich hindert, alles, was ich will, zu erlangen. Marx und Engels haben die Gewißheit, daß die alte bürgerliche Gesellschaft mit ihren Klassen und Klassengegensätzen durch eine Vereinigung ersetzt werden muß, in der die freie Entwicklung des Einzelnen zu einer freien Entwicklung aller führen wird. Das narzißtische Ich — das Ich mit seiner unvollkommenen Wahrnehmung der Umwelt — ist überzeugt, was es wünscht, erlangen zu können, oder es muß ein böswilliges Wesen geben, das die Erfüllung seiner Wünsche vereitelt.

Im Epilog von Burys Buch heißt es: „In der Revolution der Jahrhunderte wird ein Tag kommen, da eine neue Idee als Leitgedanke der Menschheit die Stelle des Fortschritts usurpieren wird. Kleinere, heute unbemerkte oder unsichtbare Sterne werden am Firmament der Vernunft aufsteigen; die Menschen werden ihre Gefühle dem Einfluß dieser Gedanken unterwerfen und ihre Pläne diesem neuen Führer anvertrauen. Diese Ideen werden den Maßstab abgeben, mit dem dann der Fortschritt und alle anderen Ideen werden beurteilt werden. Mit anderen Worten: Legt nicht der Fortschritt selbst den Gedanken nahe, daß der Wert der Fortschrittsideologie nur ein relativer ist und nur einer bestimmten, nicht sehr entwickelten Stufe der Kultur entspreche; ganz ebenso, wie die Vorsehung in ihren Tagen ein Gedanke von relativem Wert war und einer etwas weniger hohen Kulturstufe entsprach?“ [12])

Burys Buch ist 1920 erschienen. Seither können wir meiner Meinung nach vielleicht schon in schwachen Umrissen die neue Idee erkennen, die am Firmament des Verstandes aufzusteigen im Begriffe ist, um den Platz des Fortschrittsgedankens einzunehmen.

Der neue Gedanke stammt von den Gelehrten selbst, die seit einigen Jahren und besonders seit dem Krieg ihre Ungeduld mit den Ergebnissen eines Jahrhunderts wissenschaftlicher Arbeit offen zugegeben haben. Die Wissenschaft, die der Menschheit eine neue Kultur gebracht hatte, schien sich anzuschicken, sich selbst und die Kultur, die sie erzeugt hat, zu zerstören. Man hat eingesehen, daß Wissenschaft an und für sich die Menschen noch nicht irgend glücklicher machen kann, als die abgedroschene Vorstellung von der gütigen Vorsehung. Damit eine wissenschaftlich begründete Kultur befriedigend sei, muß nach Bertrand Russels Forderung der Zuwachs an Wissen von einem Zuwachs an Weisheit begleitet sein. „Ich meine

---

[12]) loc. 352.

unter diesem Zuwachs an Weisheit eine richtige Vorstellung vom Ende des Lebens. Das ist etwas, was Wissenschaft selbst nicht vermitteln kann. Zuwachs an Wissen an sich bietet daher noch keine Gewähr für eigentlichen Fortschritt, obgleich er eines der Elemente sichert, die zu allem Fortschritt erforderlich sind." [13]) Es wird nicht klar, was die Weisheit ist, die Russel als Kontrolle der Wissenschaft herbeiwünscht und wie sie von ihr abgeleitet werden soll. Wie sollen wir eine richtige Vorstellung vom Ende des Lebens erlangen? Ich fürchte, daß die, die Russel richtig scheint, dem Papst, dem Präsidenten Hoover oder Stalin höchst verkehrt vorkommen mag.

Wie so viele andere, ist Aldous Huxley mit unserer Kultur unzufrieden, und wie Russel sieht auch er es als ein Übel an, daß die wissenschaftlichen Grundsätze im Leben nicht durch die richtigen Leute vertreten werden. Auch er fordert, daß Weisheit die Anwendung wissenschaftlicher Errungenschaften im Leben leite. Weisheit aber besitzt der „Humanist", den er folgendermaßen beschreibt: „Man hat viele Definitionen einer idealen menschlichen Gesellschaft vorgeschlagen. Die, die meiner Meinung nach die Mehrzahl moderner Männer und Frauen am ehesten anzunehmen geneigt wären, möchte ich — in Ermanglung einer besseren Bezeichnung — humanistisch nennen. Der Humanist glaubt, daß unsere menschliche Natur als Ganzes harmonisch entwickelt werden kann und soll — daß die Opfer, welche die Menschen immer bringen müssen, in ihrem eigenem höchsten Interesse gebracht werden sollen, und nicht einer außerhalb des Menschen gelegenen Macht zuliebe — nicht im Namen einer anderen Sache als der menschlichen selbst. Für den Humanisten ist daher die ideale Gesellschaft eine, in der alle Glieder physisch, intellektuell und moralisch auf höchster Stufe stehen, in der kein Individuum ungerecht behandelt oder genötigt wird, seine Talente zu ver-

---

[13]) The Scientific Outlook.

graben oder zu zersplittern, eine Gesellschaft, die ihren Gliedern das größte mögliche Ausmaß individueller Freiheit und zugleich die höchste Prämie für altruistische Bemühungen gewährt; nicht eine statische Gesellschaft, sondern eine, die bewußtermaßen nach vorwärts schreitet und danach strebt, die höchsten menschlichen Ziele zu erreichen. Die Wissenschaft kann dem Aufbau einer solchen Gemeinschaft ein Hilfsmittel bedeuten, aber bloß unter bestimmten Bedingungen, wenn nämlich die Macht, die das Wissen verleiht, von zutiefst humanistisch gesinnten Führern ausgeübt wird."[14])

Ohne Huxleys Lehre vom Humanismus kritisieren zu wollen, kann ich mir nicht vorstellen, daß nicht alle unsere religiösen und politischen Führer bereit wären, seine Gesichtspunkte anzunehmen und zu unterschreiben. Alle würden sie behaupten, selbst Humanisten zu sein. In der Tat ist es das Prinzip der britischen Regierung, daß die Kabinettsmitglieder Humanisten sind, die die Arbeit der wissenschaftlich geschulten Fachleute überwachen.

Wir müssen daran festhalten, daß Huxley, unbefriedigt von den Ergebnissen eines Jahrhunderts wissenschaftlicher Entwicklung, sich hoffnungsfreudig — hoffnungsfreudiger als Russel — auf den Humanismus stützt. Er ist davon überzeugt, daß die menschliche Natur als Ganzes harmonisch entwickelt werden kann. Es scheint fast, als sollte der Fortschritt auf Grund wissenschaftlicher Einsicht durch einen Fortschritt auf Grund humanistischer Einsicht ersetzt werden. Ein wenig schwierig ist es, wie schon gesagt, festzustellen, wer diese Humanisten seien, die nun die Rechtgläubigen und die Gelehrten ablösen sollen, die seit ein paar tausend Jahren den Weg zum richtigen Leben suchen.

Da die Religion ihre Trostesbotschaft nicht erfüllt hat, ist der Glaube an den Fortschritt zum Mythos geworden,

---

[14]) Science the double edged tool. The Listener, Jan. 20th 1932.

zu dem die Menschheit aufblicken kann; im 19. Jahrhundert gestützt auf die Wissenschaft; da die Wissenschaft versagt, soll, wie wir hören, jetzt der Humanismus — die Weisheit — als Leitstern der Erkenntnis uns dem Glück, das uns bisher versagt blieb, zuführen.

Die Menschheit kann ihre Illusionen nicht aufgeben: Im Augenblick, da die eine zusammenbricht, tritt eine andere an ihre Stelle.

Wir verschließen uns der Einsicht, daß dieser Mythos nur die Rückkehr zu kindlichen Phantasien bedeutet, die nun in unserem Ueberich thronen. Einst war es eine introjizierte Autorität — jetzt tritt es uns als etwas Unabhängiges entgegen — als Gott, als Fortschritt, als unser höheres Ich. So zieht sich durch den ganzen Kreislauf der Verwandlungen, die den Moden der Zeit entsprechen, nur immer dieselbe blinde Verleugnung der Wurzel, aus der unsere Enttäuschung stammt. Solange unsere aggressiven Tendenzen nur niedergehalten, aber nicht aufgegeben oder umgewandelt werden, müssen wir einsehen, daß aller Wechsel in der Benennung der überwachenden Mächte den Kern des Problems in keiner Weise berührt. Denn die Aggression muß eine dauernde Bedrohung für die Kultur bleiben, da niemand dem Menschen Glück gegeben hat oder auch geben kann. Es ist beinahe eine intellektuelle Unredlichkeit, zu behaupten, daß sich die Menschen nach Glück sehnen. Was sie suchen, ist Macht, Reichtum, Herrschaft, Brocken von Wahrheit; einige suchen nach ästhetischer Befriedigung und Schönheit. Wenn wir aber nach dem Betragen der Menschen urteilen, so müssen wir einsehen lernen, daß sie alles andere suchen, nur nicht Glück.

Mehr als einmal hat man im Laufe der Geschichte versucht, die soziale Organisation der Menschen auf Liebe zu gründen, und ich kann den Verdacht nicht unterdrücken, daß man auch hinter Russels Weisheit und Huxleys Humanismus Liebe finden wird. Das Christentum hat sich auf die Liebe als auf einen Grundpfeiler

gestützt. Paulus tat den berühmten Ausspruch: „Wenn ich die Sprachen der Menschen redete, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz und eine klingende Schelle.“ Aber im selben Brief, einige Seiten weiter, fällt Paulus harte Urteile über die, die er mißbilligt.

Keine Religion war imstande, in der Praxis und gewöhnlich auch in der Theorie auf Feindschaft und Haß zu verzichten.

Aggression und Liebe sind primäre Impulse; es hat bisher keine Kultur und keine Religion gegeben, in der der Liebe nicht ein Gegengewicht von Haß entsprach, obgleich man oft annimmt, daß der Haß fehle. „Ist es Dummheit oder moralische Feigheit“ — schrieb Herbert Spencer vor beinahe 60 Jahren — „die die Menschen dazu bringen, immer wieder einen Glauben zu predigen, der die Selbstaufopferung zur höchsten Forderung erhebt, während sie zugleich darauf drängen, daß die, die sich gegen uns vergehen, hingeopfert werden.“ [15]) Die Psychologie antwortet, daß es weder Dummheit ist, noch moralische Feigheit, sondern lediglich der unbefriedigende Versuch der Menschen, ihre Aggressivität durch die Aufrichtung einer äußeren Autorität — in psychoanalytischer Terminologie durch die Aufrichtung eines Ueberich — zu beherrschen, weil ihr Ich zu schwach ist, um ihre Triebe zu lenken oder, wie ich an anderer Stelle ausgeführt habe, weil sie, unfähig, sich neuen Situationen schnell genug anzupassen, im Ueberich einen festen Halt gegen ihre Triebe gefunden haben.

Es ist den Menschen offenbar beinahe unmöglich, sich von ihren primären aggressiven Tendenzen zu befreien. Wir beginnen erst einzusehen, welcher bedeutende Anteil diesen Tendenzen bei der Bildung des Ich zukommt. Kants Gedanke, daß die Welt besser wäre, wenn der Mensch als soziales Wesen nicht im Kriege wäre mit dem Menschen als natürlichem Wesen, enthält eine wichtige

---

15) The Study of Sociology, 19th edition, p. 201.

Einsicht. Wenn sie angenommen würde, würde es den Wert aller Mythologie über das menschliche Leben aufwiegen.

Der Aufbau der Kultur liegt weitgehend in der Hand des Menschen als eines sozialen Wesens. Der verstorbene Hobhouse behauptete, „daß es keine andere Ursache des Fortschritts gebe als den menschlichen Geist und den menschlichen Willen".[16]) Er hat Burys Gedanken, daß der Fortschritt von den Wünschen und Bemühungen der Menschen unabhängig sei, abgelehnt, doch hat er einbekannt, daß er fest daran glaube, daß in der Ethik das Gute und in der Wissenschaft das Wahre die Oberhand behalten werden. Seine intellektuelle Rechtschaffenheit zwang ihn zuzugeben, daß das Gute wiederholt mißachtet worden sei, aber das Vorhandensein jener unbewußten aggressiven Tendenzen, die allen sozialen Ideen, denen er anhing, widersprechen, hat er nicht anerkannt und nicht berücksichtigt. Eine Kultur, die danach strebt, eine echte Kultur zu sein, wird sich auf die wissenschaftliche Kenntnis des Menschen selbst ebenso zu stützen haben, wie auf die Kenntnis der Umwelt und auf jene Entdeckungen, denen wir so viel Annehmlichkeiten verdanken. Die Versuche, die man bisher mit der Bildung des menschlichen Charakters gemacht hat, erinnern an die Erfahrungen Thomas Day's. Der Verfasser von „Sandford and Merton" adoptierte eine junge Waise in der Hoffnung, sie zu seinem Ideal von Weiblichkeit heranzubilden. Er mußte erfahren, daß es unmöglich war, sie einem drohenden Schmerze oder einer drohenden Gefahr gegenüber standhafter zu machen. Er ließ schmelzendes Siegelwachs auf ihre Arme tropfen, aber sie konnte es nicht ertragen, ohne mit der Wimper zu zucken. Er feuerte blind geladene Pistolen auf sie ab, sie schrak zusammen und schrie auf, und Day war einsichtig genug, den Plan, Sabinas Charakter zu ändern und sie zu heiraten, aufzugeben. Viele Er-

---

[16]) Social Development, 1924, p. 338.

zieher haben noch nicht die gleiche Einsicht erworben und alle unsere sozialen Einrichtungen scheinen auf dem gleichen Gedanken zu beruhen, wie Thomas Day's Versuch.

Es wäre müßig, wollte ich behaupten, daß die Kenntnis der Beweggründe des menschlichen Handelns, die wir der beharrlichen Erforschung des Unbewußten während der letzten 40 Jahre danken, von den Humanisten oder Gelehrten schon angenommen ist oder angenommen werden könnte. Kants oben angeführter Satz könnte nur wahr werden, wenn wir bereit wären, uns diese Einsicht zu eigen zu machen und einzusehen, daß der Mensch als species naturalis von starken aggressiven Tendenzen beherrscht wird, die meiner — wie ich glaube, nicht von allen meinen psychoanalytischen Kollegen geteilten — Meinung nach ursprüngliche sind und aus der Verbindung mit libidinösen Tendenzen heraustreten können.

Von der Biologie her gesehen, entspricht der Trieb dem Prinzip der Selbsterhaltung und in Verbindung mit anderen Teiltrieben drückt er sich in der Herrschaft der Menschen über die Natur aus, in jenen Tendenzen, die ihn zur Herstellung von Waffen und zur Anfertigung von Werkzeugen gebracht haben, vom primitiven Flechtwerk zum Luftschiff. Ein himmlischer Beobachter könnte glauben, daß der menschliche Aggressionstrieb sich in diesen gewaltigen Wandlungen habe hinreichend ausleben können, auch wenn man annimmt, daß zwanzig- oder gar sechzigtausend Jahre nötig waren, um sie zu vollenden. Jeder von uns könnte aber mit einem Minimum an historischer Kenntnis diesen himmlischen Beobachter eines besseren belehren. Den einzelnen Beispielen könnten wir hinzufügen, daß wir die Eroberung der Luft durch den größten Ausbruch und die umfassendste Vernichtung vom Menschenleben gefeiert haben, von der die Geschichte zu berichten weiß; und vielleicht schicken wir uns eben an, unsere letzte wunderbare Eroberung, die Möglichkeit Bild und Ton zu übertragen und die Luft selbst zur Erleichterung

der Lebensmittelproduktion heranzuziehen, durch Unterernährung und Entbehrungen für viele Millionen von Menschen, also durch eine noch furchtbarere und gründlichere Vernichtung menschlichen Lebens im nächsten Jahrzehnt zu feiern. Derselbe Gott, den im letzten Krieg die Alliierten — und ohne Erfolg die Deutschen und ihre Verbündeten — angerufen haben, wird jetzt von Christen und Juden hier und anderwärts angerufen, daß er die anderen Völker entwaffne. Aber es könnte beinahe scheinen, als stehe Gott nicht nur auf der Seite der stärkeren Truppen, sondern als erzeuge er selbst ihre Waffen.

Man könnte glauben, daß es nicht sehr schwer sei festzustellen, wer Waffen erzeuge und wie man sie mache. Aber es ist weit leichter, Gott zu bitten, daß er unsere Herzen bessere, als sich selbst an die Arbeit zu machen und sie selbst zu ändern oder dem Psychoanalytiker Gehör zu schenken, der geistlichen oder weltlichen Bittstellern versichert, daß sie selbst die Urheber des Krieges seien und nicht der Gott, den sie anrufen.

Ich weiß nicht, ob das tiefe Verständnis der menschlichen Seele, die Einsicht, daß Haß uns zur Vernichtung des eigenen Lebens und Liebe zur Erhöhung unseres Glücks führen können, je imstande sein wird, Früchte zu tragen, den Menschen zu einem sozialen Wesen zu machen, ihn zum Verzicht auf alle selbsterfundenen Tabus und Verdrängungen und zum Aufbau einer ausschließlich auf Liebe gegründeten Kultur zu veranlassen, die von allen anderen verschieden wäre, auch von denen, die die Autoren von Utopien bisher haben ausdenken können. Ich weiß es nicht.

Doch ehe ich schließe, möchte ich zu dem neuen Stern zurückkehren, der den Fortschrittsgedanken von seinem Platz zu verdrängen scheint. Der Standpunkt der Naturwissenschaft ist offenbar im Begriff, sich entscheidend zu verändern. Statt an Naturgesetze und die Lehre vom Fortschritt — die Grundgesetze, in denen ich aufgewachsen bin — suchen uns die Physiker von heute an ein Univer-

sum zu gewöhnen, in dem der Zufall herrscht. Das Prinzip vom Indenterminismus scheint im Begriffe zu sein, den Mythos vom Fortschritt zu ersetzen; vielleicht ist es noch Zeit, auch dieses Prinzip als Mythos zu erkennen. Man sagt uns, daß das ganze Universum unwiderruflich und sicher seinem Untergang entgegengeht. Zum Abschluß seiner Rede über die Ausdehnung des Universums suchte Eddington das Datum des kosmischen Kalenders festzustellen, an dem es Sternen, Planeten und Atomen bestimmt ist, unterzugehen. „Wir wandern auf der Bühne des Lebens als Schauspieler eines Dramas, das zur Erbauung des kosmischen Zuschauers tragiert wird. Während des Fortschritts der Handlung bemerkte er, daß die Schauspieler kleiner werden und der Ablauf der Handlung schneller vor sich geht. Wenn am Beginn des letzten Aktes der Vorhang aufgeht, sieht man zwerghafte Schauspieler in frenetischer Hast ihre Rollen durchjagen, kleiner und kleiner, schneller und schneller. Ein letzter mikroskopischer Nebelfleck in ungeheuerster Erregung, dann nichts mehr.“ [17])

Eine Lehre wie diese ist ein überraschender Rückschlag gegen die Idee des Fortschritts, gegen die Idee der Entwicklung, die im letzten Teil des abgelaufenen Jahrhunderts maßgebend war. Nehmen wir an, daß Eddingtons Auffassung zu Recht besteht, daß die mathematischen Tatsachen gut gesichert, die Schlußfolgerungen zwingend sind, so wissen wir, daß in einer bestimmten Zeitperiode nicht nur dieses, sondern jedes Universum, jede Weltordnung aufhören wird zu bestehen; das All, das sichtbare wie das unsichtbare, wird in das Nichts zurückfallen, aus dem es dem Anschein nach stammt. Diese Ansicht hat man einen pessimistischen Glauben genannt, und ein pessimistischer Glaube müßte jene berühren, die ihn annehmen. Soweit ich urteilen kann, sind aber weder die Vertreter dieser neuen wissenschaftlichen

---

[17]) The expanding universe, Presidential address to the Physical Society.

Lehre, noch die Tausende von Lesern, die Sir James Jeans oder Sir Arthur Eddingtons Schriften gelesen haben, durch diese neue Auffassung des Weltalls erschüttert worden. Das zeigt, wie unsere unbewußten Impulse und unsere bewußten Überlegungen voneinander getrennt sind. Kein Mensch vermag die Idee des eigenen Todes oder die, daß seine Welt zum Untergang bestimmt sei, in seinem Unbewußten anzunehmen. Unsere eigenen unbewußten Phantasien werden durch diese kosmischen Tragödien nicht berührt; wir sind besorgt über die Einkommensteuer, über den Fall oder das Steigen des englischen Pfunds, über Eingriffe in die Erziehung, die wir unseren Kindern zu geben wünschen; unser Unbewußtes gestattet es uns, ohne Rücksicht auf die Lehren der Physiker, der Missionäre und Weltverbesserer uns unserer eigenen Unsterblichkeit gewiß zu fühlen. Die Vernunft sagt nein, aber die Phantasie sagt ja — wir sind allmächtig, wir können die Welt nach unserem Herzenswunsche umgestalten.

Wie die messianische Hoffnung auf ein irdisches Himmelreich, die die Enzyklopädisten, die Humanisten des 18. Jahrhunderts, vertraten, in den optimistischen Zielen des wissenschaftlichen Denkens im 19. Jahrhundert fortleuchten, so spiegelt sich der Zusammenbruch dieser Hoffnungen im 20. Jahrhundert mit seinem gesteigerten Völkerhaß und Klassenkampf, die im Weltkrieg und seinen Ausstrahlungen gipfeln, in dem wissenschaftlichen Denken von heute; wie vor einem Jahrhundert Canning die neue Welt aufrief, um das Gleichgewicht der alten wieder herzustellen, so ruft jetzt eine einsichtsvolle Minorität nach dem neuen Humanismus, um ein Gegengewicht gegen die Mißstände des alten zu gewinnen. Die neue Welt — Canning meinte die südamerikanischen Republiken — hat zum Ausgleich dieser Schwierigkeiten nichts beigetragen und ich teile nicht die Hoffnung derer, die nach einem Helfer suchen, der das Übel beseitigen könnte, das uns eine wissenschaftliche Epoche gebracht hat.

Man muß sich völlig klar machen, daß der Weg des Menschen zur Freiheit schwierig und mühsam ist. Heroische Disziplin ist nötig, um diesen Weg zu finden und ihn zu gehen. Diese heroische Disziplin erfordert zunächst die Einsicht — ich wiederhole es, die vollständige und vollkommene Einsicht — in unsere unbewußten destruktiven Tendenzen. Hat man sich zu dieser Einsicht entschlossen, so muß man sich weiter klar machen, daß Freiheit nicht durch Verdrängungen und nicht durch die Überwachung infolge des Gehorsams gegenüber einer traditionellen Moral erreicht werden kann. Die herkömmliche Norm, ihr Dekalog, ihr Gebet um Errettung von der eigenen Unwissenheit und Trägheit muß verschwinden, durch die Verbreitung der Bildung, durch Einverständnis, nicht durch neue Gewalttaten. Ich habe meine Ausführungen mit der Behauptung begonnen, daß wir als Toren geboren, später Sittlichkeit erwerben und dann einfältig werden. Als Toren geboren — das soll andeuten, daß wir bei der Geburt nur mit der Fähigkeit zu sehr unvollständiger Wahrnehmung der Außenwelt ausgestattet sind. Statt dem Kinde zu erleichtern, seine ersten Impulse der wachsenden Wahrnehmung der Umwelt anzupassen und es dabei zu unterstützen, statt zu gestatten, daß diese Regungen durch den Kontakt mit der Welt umgestaltet werden, so daß eine starke und feste Persönlichkeit heranwachse, stellen wir die Triebregungen der sich bildenden Persönlichkeit unter die Norm der Religion, unter ethische Normen, die aus der Frühgeschichte des Menschen stammen, unter Vorschriften, die vermutlich auch der elementaren Organisation der Primitiven kaum angepaßt waren; Vorschriften über Ethik und Theorien über das Weltgeschehen, die nicht nur von der kultivierten Menschheit geglaubt werden, sondern auch in einem Widerspruch stehen zu Tun und Gehaben dieser Gesellschaft selbst und der Individuen, die sie bilden.

Ich weiß nicht, ob die Menschheit imstande ist, die heroische Einsicht aufzubringen, die nötig zu sein scheint; manchmal könnte man glauben, daß sich eben ein

schmaler Zugang öffnet und daß aus Angst vor einem völligen Zusammenbruch, der die westliche Welt bedroht, die Erkenntnisse der psychoanalytischen Schule — so abstoßend sie auch jener kompakten Majorität erscheinen mögen, die nach Ibsens Ausspruch immer im Unrecht ist — da und dort geprüft und als Leitschnur des Handelns angenommen werden könnten.

Sollte ich auf dieser unzureichenden Grundlage einen anderen Mythos aufbauen — einen psychologischen Mythos — würde auch er vermutlich nur Ausdruck derselben existentiell bedingten Einstellung sein, die das Gewissen in die Welt setzte und all unser Weh!

DAS SCHULDGEFÜHL

Von

Ludwig Jekels

Vortrag, gehalten am 14. Januar 1932 im Akademischen Verein für medizinische Psychologie in Wien als Einleitung zum Zyklus über das Schuldproblem. Erschienen in der Zeitschrift „Psychoanalytische Bewegung" VI. Jahrg. 1932. Jährlich sechs Hefte im Gesamtumfange von etwa 560 Seiten. M. 10.—.

Wie sehr der am heutigen Tage beginnende Vortragszyklus über das Schuldproblem gerade hier, im Akademischen Verein für medizinische Psychologie, am Platze ist, dies mögen Sie aus der nachstehenden, sonst wenig beachteten Anmerkung Nietzsches in der „Genealogie der Moral" ersehen: „Anderseits ist es freilich ebenso nötig, die Teilnahme der Mediziner für diese Probleme (vom Werte der bisherigen Wertschätzungen) zu gewinnen" und weiter: „Alle Gütertafeln ... warten auf eine Kritik der medizinischen Wissenschaft."

Nun ist der providentielle Mann aus der Reihe der Ärzte, den Nietzsche rief, tatsächlich erschienen; er hat — ganz von ihm unbeeinflußt — das Schuldgefühlproblem, das seit Nietzsches Zeiten in einen Dornröschenschlaf verfiel, zu neuem Leben geweckt und damit in das fast undurchdringliche Dickicht der moralphilosophischen Theoreme eine gewaltige Lichtung geschlagen.

Die Folgen zeigen sich bereits. So, wenn der namhafte Philosoph Schlick in seinen „Fragen der Ethik" die Forderung erhebt, daß nur eine empirische Wissenschaft von den Gesetzen des Seelenlebens berufen und im Stande sei, eine Kausalerklärung des ethischen Verhaltens — als der zentralsten Frage der Ethik — zu liefern. So auch, wenn ein Arzt, Dr. Kant (Tübingen), in seiner soeben erschienenen „Biologie der Ethik" das Schuldgefühl zum Zentrum der Problematik macht.

Und so scheint mir denn, daß trotz aller Abweichungen und Abwegigkeiten der Autoren dennoch durch die genetische und strukturelle Aufhellung des Schuldgefühls durch Freud für die sogenannte empirische oder natürliche Ethik ein kaum mehr verrückbarer Ausgangspunkt gewonnen wurde.

*

Die Psychoanalyse hat ja schon zur Zeit, als sie sich bloß auf Libidoforschung eingeschränkt hat, das Problem des Schuldgefühls niemals aus den Augen gelassen. Mit ihrem Fortschritt aber, mit der Aufrollung der Ichpsychologie, ist diese Frage derart in den Vordergrund gerückt, daß von der psychoanalytischen Auffassung der Neurose füglich dasselbe gilt, was Ibsen von der Dramaschöpfung meint: sie sei nichts als Gerichtstag über sich halten.

Seelische Phänomene und Sachverhalte lassen sich nicht leicht in die Form einer Definition pressen; es pflegt stets ein Rest zu verbleiben, der irgendwie nicht aufgeht. Ich halte es daher für ungleich opportuner, anstatt die Bestimmung des Begriffes Schuldgefühl nach Art einer These vorauszuschicken, die man dann zu beweisen sucht, Ihnen das Phänomen an zwei klinischen Fällen zu demonstrieren, um dann seine Wesenheit daraus abzuleiten.

Ein schwer erkrankter Kollege übergibt mir eine etwa 39 jährige Frau zur Weiterbehandlung, da er durch seinen Gesundheitszustand verhindert ist, die bereits einige Monate währende Kur fortzusetzen. Nach der ersten Unterredung mit mir erklärt sich die Patientin damit voll einverstanden. In der Behandlung bei mir benimmt sie sich in einer Weise, die mir alsbald sehr auffällt. Sie tut nämlich so, als ob ein Arztwechsel gar nicht stattgefunden hätte; weiht mich kaum in ihre äußeren Lebensumstände ein; wohl aber erzählt sie lauter Träume, überquillt förmlich von freien Einfällen und Assoziationen, überbietet sich selbst in Sinnfindungen und anscheinend sinngemäßen Deutungen.

Da ereignet sich etwa in der 5. oder 6. Sitzung folgender sonderbare Vorfall. Von der für die Patienten bestimmten Stunde waren erst etwa 40 Minuten verflossen; da springt die Kranke plötzlich auf und will sich von mir verabschieden. Ich ziehe die Uhr und verweise darauf, die Stunde sei noch lange nicht zu Ende. Darauf die Patientin: „Sie haben doch gesagt, jetzt ist es genug." Ich frage, ob sie denn sicher sei, sich nicht getäuscht zu haben, und sie schließt eine derartige Möglichkeit aus. Sie erlag also einer halluzinatorischen Täuschung, — die ich mich bewogen fühlte mit ihrem sonstigen Benehmen in Zusammenhang zu bringen. Von Anfang an zweifelte ich nämlich nicht daran, daß die Patientin deshalb so freigebig mit Träumen und deren Deutungen war, weil sie so lange als möglich der Erzählung irgendwelcher Peinlichkeiten ihrer Lebensgeschichte ausweichen wollte. Wie Sie bald hören werden, fand ich diese meine Vermutung nach einigen Wochen bestätigt. Inzwischen vermochte ich aber tiefere Einblicke zu gewinnen in das bunt durchwirkte Seelenleben dieser Frau. Eine Südländerin, deren starkes, an Triebhaftigkeit grenzendes Temperament bis in die späte Jugend hin von dem frommen, in den Ketten starrer Konvention dahinlebenden Milieu eingeengt wurde. Kein Wunder nun, daß, als das alternde Mädchen heiratete, sie in der Ehe frigid war. Und sie blieb es auch, als ihr der völlig haltlose, stark perverse Gatte zu einer Reihe von bacchantischen Erlebnissen geradezu verhalf.

In diese nach erotischer Sensation gierende Lebensperiode fiel nun folgendes Ereignis: Sie ist eines Morgens während der zweitägigen Abwesenheit ihres Mannes im Parterrezimmer ihrer Wohnung, in dem sie schlief, von einem Einbrecher überrascht worden. Sie bewog zwar den übrigens gar nicht aggressiv auftretenden Mann zur Rückgabe des gestohlenen Gutes, schlug aber weder Lärm, noch hieß sie ihn, sich zu entfernen, vielmehr lud sie ihn in das Wohnzimmer, ließ ihn dort Platz nehmen neben sich und händigte ihm sogar einen Geldbetrag ein. Und

all dies angeblich aus der Absicht heraus, ihn zu bessern. Wenige Minuten, nachdem er sie dann zur Tür verlassen, kehrte er zum Fenster zurück und stürzte sich auf die auf dem Bett Sitzende. Sie gab sich ihm zweimal hin, ohne Spur irgendwelcher Abwehr, anscheinend und angeblich aus Angst, von ihm erwürgt zu werden, und wiewohl sie reichlich und wiederholt die Möglichkeit hatte, Alarm zu schlagen. Nachdem sich der Bursche entfernt hatte, zog sie sich sehr rasch an, eilte zu ihrer Schwägerin, erzählte daselbst den Vorfall in höchster Erregung und brach in einen lang anhaltenden Schreikrampf aus. Auch dem rückgekehrten Gatten — der die Sache ruhig und liebevoll aufnahm — erzählte sie die Begebenheit, ohne ihm auch nur das Geringste zu verheimlichen. Auf seinen und der Angehörigen Rat wurde die Anzeige an die Behörde und der Bursche stellig gemacht. Zweimal mußte sie als Zeugin aussagen; vorerst vor dem Staatsanwalt. Schon der Argwohn und die Fragestellung des gewiegten Menschenkenners rüttelten mächtig an den Verschanzungen, hinter denen sich ihre wirkliche Einsicht verbarg, daß sie nämlich das Abenteuer gewollt, ja gesucht habe. Und so schloß sie dann die Schilderung, die sie mir von dem zweiten Verhör, vor dem Untersuchungsrichter, gab, mit den Worten: „Ich kann Ihnen gar nicht schildern, welch vernichtenden Blick er mir zugeworfen hat, als er das Verhör mit den Worten abbrach: „Jetzt ist es genug." Und noch bevor ich den kleinen Vorfall in der Analyse, der Wochen vorher stattfand, hervorheben konnte, verwies die Patientin auf ihn und daß sie mir die Worte des Richters in den Mund gelegt, mich an die Stelle des Richters gesetzt habe.

Noch einige ergänzende Mitteilungen zu diesem Fall. Fast bis zum Ende des dritten Dezenniums ihres Lebens bestand ihre ganze Welt aus ihren Eltern und der unverehelichten Schwester der Mutter; in diesem, für sie äußerst einprägsamen, puritanischen Milieu war sie als einziges

Kind der Mittelpunkt und erfreute sich großer Liebe und Fürsorglichkeit aller. Zur genannten Zeit starben kurz nacheinander die beiden Frauen. Wenige Monate später soll eine Wandlung in der Lebensführung des Witwers eingetreten sein. Bis dahin ganz Familienmensch, soll er dann viel um Frauengunst geworben und sie auch genossen haben — so daß besorgte Freundinnen sogar zur Internierung des alternden Mannes rieten.

Nun aber erinnern Sie sich, bitte, daran, wie die Patientin nach dem Erlebnis mit dem Einbrecher gar kein Bedenken trug, nicht den geringsten Anstoß daran nahm, es all den näheren und ferneren Angehörigen mitzuteilen, und erinnern Sie sich auch daran, daß die einzige affektive Reaktion, in der sie sich darnach verausgabte, bloß in einem Schreikrampf bestand — gleichsam einem Nachholen dessen, was sie während des Überfalles eben unterließ. Kein Zweifel nun, daß sie eifrigst bemüht war, das Ereignis als ein rein äußerliches über sie hereingebrochenes Ungemach zu empfinden — zu dem man nichts beigetragen und für das man demzufolge nichts vermag. Die recht naive und ganz unpsychologische Ansicht ihrer Angehörigen, die in derselben Richtung lief, bestärkte sie natürlich in dieser Haltung, die also letzten Endes darauf hinauslief, sich zur Wahrheit nicht zu bekennen und ihre innere Stimme, die Stimme ihres Gewissens ja nicht laut werden zu lassen. Sie erstarb förmlich in Angst vor diesem moralischen Anteil ihrer Persönlichkeit und dessen Verdammungsurteil. Und dies ist es, was uns ihr Benehmen in der analytischen Situation weitgehend verständlich macht. Denn sie projizierte ja gleich anfangs nicht bloß etwa den wirklichen, sondern mit diesem oder richtiger in diesem, ihren inneren Richter auf mich. Damit zugleich aber auch die große Angst, die sie vor ihrem Gewissen hatte.

Und diese Angst war es, die sie förmlich dazu zwang, sich in Träumen und deren Deutungen zu ergehen, um im krassen Gegensatz zu ihrer großen Mitteilsamkeit bald

nach dem Vorfall mir diesen eminent konfliktuösen Vorfall zu verheimlichen.

Nun aber zum zweiten Fall, den ich für ungleich illustrativer halte.

Da erscheint in meiner Sprechstunde ein etwa 45 jähriger Mann in hoher amtlicher Stellung in einem der Nachfolgestaaten. Etwas über mittelgroß, breitschultrig; in dem übrigens gar nicht markant geprägten Gesicht fällt mir der unsichere, unstete, flackernde Blick auf; die Stimme, mit der er spricht, gedämpft. Alles zusammen der Eindruck nicht nur eines gedrückten, vielmehr eines stark verängstigten und mit seiner Angst mühsam ringenden Menschen. Stockend erzählt er, was ihn zu mir geführt. Er lebe seit Wochen in furchtbarer Angst. Seit vielen Monaten unterhalte er eine intime Liaison mit der Frau eines seiner Freunde; alles spreche dafür, daß dieser um das Verhältnis gewußt und es ohneweiters toleriert habe. Vor ein paar Wochen sei der verhältnismäßig noch junge und rüstige Mann eines Morgens leblos in seinem Bette aufgefunden worden. Die Todesursache sei bis heute ungeklärt; man wisse nicht, sei es Selbstmord oder natürliche Todesursache gewesen. Seit dieser Zeit sei der Patient einfach von Sinnen vor Angst, in die Sache verwickelt und für schuldig an dem Tode des Mannes, zumindest aber für mitschuldig befunden zu werden. Denn es sei ihm sogar der abstruse und jeglichen Anhalts entbehrende Gedanke gekommen, die Gattin habe den Freund umgebracht, wo sie doch ohnehin ihm, dem Patienten, mit Erschießen gedroht habe, falls er sie einmal verlassen sollte. Nun habe er sich durch den tragischen Vorfall erst recht von der Frau seelisch sehr entfernt und möchte von ihr loskommen; aber außer der ersten Angst hindere ihn auch die Furcht, von ihr meuchlings getötet zu werden, daran — so daß jetzt sein ganzes Dasein von diesen Ängsten erfüllt sei.

Diese seine Gemütsverfassung verlieh aber auch der analytischen Situation und seiner Beziehung zum Arzt

ein plastisches Gepräge. Vorerst in seiner äußeren Haltung. Er lag da zusammengekrümmt, sich förmlich klein machend; die Beine verkrampft, die Hände bezeichnender Weise stets auf dem Rücken und dessen Verlängerung, all dies, wie wenn er sich vor Schlägen schützen wollte, worauf nicht etwa ich den Patienten, vielmehr dieser mich aufmerksam machte. Dabei war er kaum im Stande, irgend etwas ohne Störung des Zusammenhangs zu erzählen, stammelte häufig, — offenbar in heilloser Angst, daß ja nichts Verräterisches das Gehege seiner Zähne verlasse.

Ich würde mich kaum verwundern, bei der Schilderung dieses Falles Ihrem Einwand zu begegnen, der Zusammenhang mit dem Schuldgefühl sei hier weder gegeben, noch ersichtlich, denn der Patient sei nicht etwa wie die vorhin geschilderte Patientin in einem wirklichen Konflikt mit seinem Gewissen, er fühle sich sogar innerlich völlig frei von jedem Verschulden an dem Tode seines Freundes, und sohin gehöre der Patient in die Reihe der Angstkranken. Nun aber bin ich in der Lage, diesen Einwand wirksam zu entkräften, und zwar durch die Mitteilung, daß es im Leben unseres Patienten tatsächlich eine Situation gab, die mit der den Ausbruch der Neurose veranlassenden eine weitgehende Ähnlichkeit, wo nicht Analogie aufwies. Damals, in seiner späteren Kindheit, gab es gleichfalls die Frau eines anderen Mannes, nämlich die Mutter, in die der Patient mit der Glut seines ungestümen Temperaments verliebt war; es gab aber auch den Gatten dieser Frau, an dessen Tode sich Patient schuldig fühlte. Denn als 14 jähriger Junge war er Zeuge, wie der dem Trunke ergebene und dabei die Familie, besonders aber den Patienten, aufs Brutalste behandelnde Vater, der sozial und wirtschaftlich immer deroutierter wurde, Vorbereitungen zum Selbstmord traf, dem er auch am nächsten Morgen erlag. Der Junge merkte es, wie der Vater nächtlicher Weile an die im ersten Stocke im Bette liegende Mutter einen Brief schrieb, las sogar

dessen Aufschrift: „Liebe Riecke"; er nahm die Mahnungen des Vaters entgegen, daß er alles dazu tue, um Mutter und Schwestern eine Stütze sein zu können; merkte es schließlich, daß der Vater irgend ein Getränk braue, das er dann zu sich nahm, — und all dies mit „scheinbarer" Verständnislosigkeit. Erst viele Monate nach Beginn der Behandlung, unter deren Einfluß eine sehr beachtenswerte Entfaltung des Ichs stattgefunden hat, wobei der Analytiker von der Stufe eines, man könnte fast sagen, materiell erlebten Vaters, ähnlich wie im ersten Falle zur Repräsentation des Gewissens erhoben wurde, — trat die Verwandlung der primitiv-infantilen Züchtigungsangst in echtes Schuldgefühl ein, — das bis dahin sorgsam vom Bewußtsein ferngehalten wurde, und dessen Platz bis dahin eben jene Angst eingenommen hat.

Und so ist denn dieser Fall, wie ich es bereits eingangs angedeutet habe, besonders illustrativ für die Genese und den Werdegang eines Anteils der menschlichen Persönlichkeit, den man füglich als den Brennpunkt derselben bezeichnen kann. Er ist der Psychoanalyse zufolge nicht allein völlig autonom, sondern dem übrigen Ich weitaus übergeordnet, weshalb sie ihm die Bezeichnung des Über-Ichs verliehen hat. Sein Werdegang, in flüchtiger Eile rekapituliert, besteht darin, daß dieser „innere" Mensch in uns, um mit den Worten des Apostels Paulus an die Römer zu sprechen, seine Genese und Entfaltung einem Verinnerlichungsvorgang verdankt. Diesen, von Freud später ganz selbständig erschlossen, hat schon Nietzsche genial vorausgeahnt. Er erblickt in ihm die Folge der Zusammenfassung der Individuen in einen Gemeinschaftsverband, sohin die untrennbare Begleiterscheinung der kulturellen Entwicklung. Mit dieser Verinnerlichung verknüpfte er sogar fast den Beginn der Seelenbildung, die er als Folge der durch die Gemeinschaft behinderten freien Abfuhr der Triebe auffaßte.

Diesem Verinnerlichungsprozeß ist der Mensch zunächst

als Kind unterworfen; stellt er doch für dieses den einzigen Ausweg dar aus der Ödipussituation, jener seelischen Belastung mit den widerspruchsvollsten Triebtendenzen, die letztlich untragbar wird. Und was da mithin verinnerlicht wird, nämlich die Eltern, die Beschützer, aber zugleich auch die ersten Vertreter der Gesellschaft mit ihrem „Du sollst" und „Du darfst nicht", — dies stellt gleichsam den Keim des Über-Ichs dar.

Indem nun von hier aus die Spurweite der Verinnerlichung immer größer wird und diese immer weitere Kreise einbezieht, führt sie zur allmählichen Entfaltung der Persönlichkeit, zugleich aber zu deren unlöslicher Milieu- und Umwelt-Gebundenheit. Es wird uns daher kaum verwundern, daß uns dieses Über-Ich sowohl den Niederschlag als auch den Widerhall all derjenigen Normen bedeutet, welche die Beziehungen der Individuen zur Gemeinschaft regeln, und daß wir seine Funktion darin erblicken, daß es Sachwalter all der Schöpfungen ist, die den Bestand der Gemeinschaft sichern und verbürgen sollen.

Und da drängt sich mir der Gedanke auf, daß es namentlich für die Religionspsychologie eine besonders lockende Aufgabe sein müßte zu untersuchen, ob sich denn nicht auch in der Menschheitsgeschichte eine ähnliche Zuordnung der Form der Schuldhaftigkeit zum jeweiligen Entwicklungsstadium der Gottheitsvorstellung aufzeigen ließe, wie wir sie in Betreff der Beziehung zum Über-Ich aufzufinden vermochten. Ich stelle mir das so vor, daß das der Gottheitsvorstellung anhaftende Ausmaß von Anthropormorphie, über das gemildert Materielle bis zu ihrer völligen Loslösung vom Stofflichen und Abstraktion zur Idee, irgendwie bestimmend sein dürfte für die drei Ausdrucksformen, in denen wir dem religiösen Erlebnis begegnen, nämlich als Angst, Sündhaftigkeit und Schuldgefühl. Man braucht hier bloß an die rein auf Furcht basierte Beziehung der Antike zu ihren ganz vermenschlichten Gottheiten zu denken,

weiters an die innigste Beziehung, in die bereits die Untersuchungen Kierkegaards die Sündhaftigkeit zur Angst gebracht haben, ferner daran, daß die Sünden ursprünglich Verletzungen der materiell gedachten Tabuverbote, demnach Entsühnungen, Reinigungen waren, derart, daß die Konzeption der Gedankensünde und ihrer Tilgung durch Gebet bereits einen normalen Fortschritt bedeutet — und schließlich an die rein abstrakte Auffassung der Gottheit durch manche Philosophen; denkt man an all dies, so dürfte man die Möglichkeit einer derartigen Korrelation kaum als unsinnig von der Hand weisen. Zu ihrem stringenten oder auch nur näheren Nachweis fehlt es mir indes nicht allein an Zeit; ungleich mehr noch an Kompetenz.

Bloß das eine sei mir noch gestattet besonders hervorzuheben, daß doch den Angaben der Religionspsychologen zufolge die Götter ursprünglich Dämonen waren, die den Menschen Angst und Entsetzen einflößten, — wie dies z. B. Volz für Jahve überzeugend erörtert. („Das Dämonische im Jahve.") Aber auch umgekehrt soll, man kann es wohl sagen, jede Angst irgend einem Dämon zugeordnet worden sein. Welche Erwägung uns mitten hineinführt in die Betrachtung der Beziehung des Ichs zu seinem Über-Ich, — wie sie uns in den beiden obenerörterten klinischen Fällen deutlich entgegentritt. Bei beiden kaum zu verkennen: die Angst.

Und dies ist wohl kaum verwunderlich: denn genau so wie in der Kindheit der Menschheit die der Gottheit zugeschriebene Aggression es war, die sie zum Dämon stempelte, ebenso erlebt auch das kindliche Ich sein keimhaftes Über-Ich, die introjizierten Eltern in aggressiver und schreckeinflößender Gestaltung. Wozu mir nicht schlecht der Umstand zu passen scheint, daß die Dämonen als die wiederkehrenden Seelen der abgeschiedenen Vorfahren aufgefaßt wurden.

Nun behauptet ja die Analyse, daß es die eigene, als Reaktion auf den erzieherisch erzwungenen Triebverzicht

sich einstellende Aggression des Kindes sei, die, an der Abfuhr verhindert, dem Über-Ich zuströmt und dieses dann dem Ich so bedrohlich erscheinen läßt. Und der ganz analoge Vorgang, daß die eigene Feindseligkeit gegenüber den Abgeschiedenen in diese hineinverlegt und sie dadurch eben zu Dämonen gestempelt wurden, ist gewiß geeignet, den von der Psychoanalyse beim Über-Ich behaupteten Hergang kräftig zu stützen.

Was befürchtet aber das Ich von seiten des Über-Ichs? Was ist denn der Inhalt seiner Angst? Erfahrungsgemäß wechseln die Angstinhalte je nach dem Stadium der Ich-Entwicklung. Aber all diesen spezialisierten Inhalten der Angst ist ein übergeordneter Sinn gemeinsam, nämlich die drohende Gefahr des Liebesverlustes. Ist doch die Keimanlage des Über-Ichs in der Beziehung des Kindes zu seinen leibhaften Eltern gegeben; die Versagung von Liebe wäre hier Vernichtung. Und dieses imperative Verlangen nach Liebe erhält sich als Grundzug der Beziehung des Ichs zum Über-Ich bis zu dessen höchstentwickelten und ganz vergeistigten Gestaltungen. Daß auf diesen Höhen sich das Liebesverlangen kaum in seinem ursprünglichen, vielmehr in einem korrelaten Ausdruck äußern wird, ist wohl selbstverständlich.

Sicher indessen ist, daß eine der sehr häufigen Formen, unter denen wir letztlich diese Angst vor Liebesverlust zu suchen haben, wohl die Angst vor dem Alleinbleiben, vor der Vereinsamung ist. Besonders oft bei kleineren Kindern, wird sie auch bei größeren nicht selten angetroffen und auch bei erwachsenen Neurotikern nicht vermißt; auch die Agoraphobie, die Angst vor Plätzen mit ihrer die Empfindung der Einsamkeit weckenden Weite wollen wir hierherrechnen. Man kann das Wesen dieser Angst auch so bestimmen, es sei die Angst des Ichs, die Verbundenheit mit seinem Beschützer, dem Über-Ich, zu verlieren, von diesem verlassen zu werden.

Hören Sie, bitte, was mir jene Patientin in der ihrer Beichte nachfolgenden Sitzung unter strömenden Tränen berichtete: „Ich habe gestern abend das Gefühl gehabt, daß Sie mich verlassen haben"; wenige Minuten später: „Ich hatte gestern abend das Gefühl: ich habe Sie gar nicht mehr, ich weiß nicht, wo Sie sind, ich bin zu schlecht für Sie."

Womöglich noch plastischer drückt sich dieser Sachverhalt in einer den früher besprochenen männlichen Patienten betreffenden Episode aus. Nach mehrtägiger Unterbrechung erscheint er bei mir an einem Montag zur gewohnten Stunde, ohne mich jedoch, wie verabredet, verständigt zu haben; wird daher von mir nicht empfangen. In der nächsten Behandlungsstunde sagt der — übrigens verheiratete — Patient, Vater einer heranwachsenden Tochter: „Ich habe mich am Montag einsam gefühlt wie ein Waisenknabe."

Dieses Gefühl, von seinem Über-Ich verlassen, eigentlich verstoßen zu sein, ist es auch, das die schwere Verstörtheit ja den oft desolaten Gemütszustand erklärt, in den die Patienten über alle rationellen Motive hinweg geraten, wenn der Analytiker irgendwie gezwungen ist, die Behandlung selbst für kürzere Zeit zu unterbrechen. Daß in einem solchen Falle bei psychopathisch ohnehin Verstimmten oder gar Depressiven eine ganz besondere Vorsicht geboten ist, — dessen sollte der Analytiker stets eingedenk sein.

Der Ausweg, den die Neurotiker aus der hier dargelegten Situation finden, dürfte uns m. A. nach im psychologischen Verständnis näherbringen. Entsinnen wir uns, daß der Phobiker, um seine Gehhemmung zu überwinden, sich an eine Begleitperson klammert. Der oben erwähnte Patient aber, der mit seiner Gattin seit vielen Jahren weder in zärtlichen noch in sexuellen Beziehungen stand, sie vollkommen ablehnte, zögerte nicht, sich zu ihr ins Bett zu legen, wiewohl er sie an diesem Tage noch frem-

der empfand als sonst. Denn er mußte sich einem Menschen nahefühlen, wer immer es auch sei. Von mir abgewiesen, sohin von seinem Über-Ich verstoßen, sucht er, der Unreife seiner Persönlichkeit entsprechend, Ersatz in einer Liebe, wie er ihrer eben habhaft werden kann.

Beide, sowohl der Agoraphobiker wie auch mein Patient versuchen also, wie wir sehen, aus ihrer Seelennot sich zu retten, indem sie sich an ein Du wenden, eine wenn auch noch so flüchtige, lose und dürftige Gemeinschaft herstellen. Halten wir uns indessen vor Augen, daß die Situation der Analyse, die Beziehung zum Arzt nichts absolut Andersartiges und vom sonstigen Verhalten der Menschen zueinander nichts völlig Verschiedenes beinhaltet; nur, daß die gewollte Entpersönlichung des Analytikers die wahre Natur der Beziehungen der Patienten zu den Menschen reiner, plastischer und greller auf diesem Auffangsschirm in Erscheinung treten läßt. Darnach ist sicher die Ansicht vertretbar, der ich bereits öfter Ausdruck gegeben habe, unser Verhältnis zum Du sei in hohem Maße der Beziehung des Ichs zum Über-Ich nachmodelliert.

Für eine der wichtigsten sozialen Relationen, das Mitleid, vermochte ich in einer eigenen Studie an der Hand klinischer Analysen den, wie ich glaube, stringenten Erweis zu erbringen, habe auch dort hervorgehoben, daß dieser mein empirischer Weg mich zum identischen Ergebnis mit den spekulativen Befunden von Nietzsche und Eduard von Hartmann geführt hat. Die Veröffentlichung weiterer einschlägiger Beobachtungen steht bevor.

Nach all dem Vorhergesagten hätten wir also zahllose Ichs, die nicht aus freiem Liebesverlangen sondern aus ihrer ängstlichen Spannung heraus bald den ungezählten Du's — als dem Über-Ich, wie man es haben möchte — liebeheischend nachjagen, bald sich ihnen — als das der-

artig phantasierte Über-Ich anbieten; das ist *re vera* und zum wesentlichen Teile der libidinöse Aspekt der Gemeinschaft, der Anteil der Libido an der Gemeinschaftsbildung. Hier ist auch die Triebfeder und zugleich die Erklärung des selbst von Freud als rätselhaft befundenen Vorgangs zu suchen, daß Eros so unablässig bemüht ist, die Menschheit zu Verbänden zusammenzufassen. Wie Recht hatte doch der große Metaphysiker Schopenhauer mit seinem *principium individuationis,* wenn er meint, wir sähen die Welt durch den Schleier der Maja; aber die *individuatio,* die Vielheit, sei bloß scheinbar, nur eine Täuschung; das Ding an sich aber nur Eines und identisches Wesen.

Und wenn Sie mir noch gestatten, die eben entworfene Skizze in einen weiteren Rahmen zu spannen, so ergibt sich uns das Bild, wie die Kollektivität als Ersatz für den vermißten Einklang mit dem Über-Ich eintreten kann. Der Versuch, eine verlorene Bindung durch eine andere zu ersetzen. Ein gewiß folgerichtiger Vorgang, das verloren geglaubte, kollektive Prinzip der Individualseele, das Über-Ich, durch die reale Kollektivität zu ersetzen.

Diese kleine Untersuchung hat, wie Sie sehen, zu einem recht überraschenden Ergebnis geführt, das m. A. nach keineswegs unterschätzt werden sollte. Denn auf einmal finden wir in dem Schuldgefühl, das wir bis jetzt bloß als Quelle der Pein, höchstens noch als masochistische Befriedigungsart kannten, den Träger einer und noch dazu sehr hohen sozialen Funktion. Sie besteht darin, die Herstellung der menschlichen Verbundenheit aufs Intensivste zu betreiben, die bestehende zu festigen, deren Institutionen zu sichern und zu schirmen.

Wäre es nicht so tragisch, so müßte er wahrlich als beschämend empfunden werden, der Schleppschritt des erkennenden Geistes, dem es verwehrt ist zu schauen, was die Wahrsager der Menschheit, die großen Dichter, bereits vor Jahrtausenden wußten. Hat doch das Er-

gebnis dieser meiner Kleinarbeit Aeschylos bereits in seinen „Eumeniden“ klar zum Ausdruck gebracht. Der Muttermörder Orestes wird von den Dämonen, Erinnyen wütend verfolgt: Pallas Athene entreißt ihn den Rächerinnen; um die darob Verzweifelnden zu beschwichtigen erhebt sie sie zu:

„Erinnyen nicht mehr, heilige Eumeniden“, und so wird dies „Moiras Nachtgeschlecht“ zu

„Ordnenden Göttinnen des Rechts, Genossen
Jedwedem Haus, machtvoll zu jeder Zeit,
Gerechten Bundes Heiligtum bewahrend,
Der Götter tief verehrteste Gewalt“.

Aber auch das schwere Opfer, das der Einzelne der Gemeinschaft bringen muß, nämlich die Mehrung seines Schuldgefühls, die Freud aufzeigt, sind ihm nicht minder gut bekannt.

Denn die Erinnyen werden heilig und zu Eumeniden bloß für die Gemeinschaft; bloß für sie „lacht aus der Unterweltnacht — Sonnenschein.“ Dem Einzelnen aber bleibt „Moiras Nachtgeschlecht“ — schwer zu rührende Dämonen, das durch die eigene gedrosselte Aggression tyrannische grausame Über-Ich, des' Amt ist

„Aller Schuld der Menschen nachzuspüren.“

*

Nach alledem wäre das Ergebnis dieser Untersuchung, daß das Schuldgefühl nicht allein Folge, sondern zugleich wieder ein Antrieb für neuerliche Erosbestrebungen in seinem Kampf mit dem Todestrieb ist, daß er es zustande bringt, nicht allein die Aggression zu bändigen, sondern sich sogar ihrer dann als Vorspanns für seine Zwecke zu bedienen. Dadurch scheint ja der Sieg des Eros und damit der Fortbestand der Menschenart gesichert, allerdings, wie bereits hervorgehoben, um den sehr hohen Preis der stetigen Abnahme individueller Glücksmöglichkeit. (Wobei das Seelische genau den Spuren biologischer

Gesetzmäßigkeit folgt, wonach das Individuum für die Art bedenkenlos geopfert wird.)

So stünden wir denn vor einem *circulus vitiosus* in voller Rat- und Ausweglosigkeit?

So gewagt es auch scheinen mag, meine ich, das nicht. Denn gerade die gegenwärtige Kulturschwingung, die wir — die einen ängstlich erschauernd, die anderen fasziniert — mitmachen, scheint mir zumindest die Möglichkeit eines Ausweges zu eröffnen. Das, worauf ich hier verweisen will, ist gewiß keine Offenbarung, vielmehr ein von der Menschheit seit unvordenklichen Zeiten begangener Weg, auf den übrigens von psychoanalytischer Seite in der letzten Zeit wiederholt verwiesen wurde. Bloß, daß ich ein wenn auch nur spärliches Streiflicht auf ihn werfen will.

Ich meine das Problem der A r b e i t, das vielleicht wie kaum früher zum Brennpunkt der gegenwärtigen Kulturperiode wurde. Sowohl durch die Betonung des A n s p r u c h e s auf Arbeit als auch der kategorisch auferlegten, bis zum Zwang gesteigerten V e r p f l i c h t u n g zur Arbeit für jeden Einzelnen innerhalb der Gemeinschaft, — wobei ich gar nicht übersehe, daß das Bewegende hiebei der imperativste aller Triebe, der Nahrungstrieb ist. Da ich aber meine, daß die Arbeit auch für die hier aufgerollte Frage von hervorragender Bedeutung ist, möchte ich diesem Problem die letzten Minuten meines Vortrages widmen, ohne den Anspruch zu erheben, es mehr als oberflächlich gestreift zu haben, zumal es nicht nur triebpsychologisch außerordentlich komplex ist, sondern auch eine enorme Mannigfaltigkeit der Erscheinungsformen aufzeigt.

Wir müssen vor allem von dem Begriff Arbeit den der B e s c h ä f t i g u n g abtrennen. Denn es gibt sehr viele Beschäftigungen, die kaum noch etwas von Arbeit an sich haben; es knüpft sich an diesen Begriff der Beschäftigung die Vorstellung von etwas Episodischem, situativ Bedingtem, kaum die Persönlichkeit in vollem Aus-

maße und intensiv in Anspruch Nehmendem. Triebmäßig ist es nun, der Psychoanalyse zufolge, vor allem der Bewältigungs- oder Aggressionstrieb, der bei der Arbeit — gewiß bei manueller, aber ebenso, bloß aufs Geistige verschoben, auch bei intellektueller, zum Teile auch künstlerischer — in Anspruch genommen wird. Den gewiß wichtigen, wenn auch sehr variablen Beitrag der Libido wollen wir für unser Teilproblem vernachlässigen. Sohin ist die Arbeit nicht nur die wichtigste sondern überhaupt die e i n z i g e s o z i a l z u l ä s s i g e A b f u h r m ö g l i c h k e i t f ü r d i e A g g r e s s i o n; sie schützt den Nächsten vor ihr, macht die Verdrängung überflüssig und beugt derart der Verstärkung des Schuldgefühls vor. Ein kleiner Beleg aus meiner Praxis: Ein junger Bildhauer befindet sich im Zustande besonders gesteigerter Angst vor der phantasierten Gefahr, von mir entmannt zu werden. Groß ist darob seine Wut, der aber die Angst den Ausweg versperrt. Da bringt er einen Traum: er schneidet Einstein das Haar. „Ein Stein", so hart wie dieser, bin ich. Am nämlichen Tage begann aber der junge Künstler, der bis dahin nur in Ton gearbeitet, eine Mannesfigur in Stein zu hauen. Recht bezeichnend, wie ich meine. Zum Überfluß erzählt er am nächsten Tage wieder einen mit dem ersten gleichsinnigen Traum, daß er an der Figur eine Kante abhaut; d. h. mich *en revanche* entmannt.

Den Zusammenhang zwischen Arbeit und Aggression konnte man schon in einer Episode des kürzlich so sensationell aufgenommenen russischen Films „Der Weg ins Leben" beobachten, — dessen Wirkung übrigens über alle ästhetischen Motivationen hinweg hauptsächlich aus der narzißtischen Befriedigung der Zuschauer ob der Befriedigung eines bestimmten Kulturideals zu erklären ist. Ich meine die Episode, wo es den in der Kolonie eifrig arbeitenden Jungen plötzlich an zu verarbeitendem Material fehlt, weil solches nicht nachgesandt wurde. Da beginnen die Jungen bedenkenlos die Maschinen und die Einrichtungen des Hauses zu demolieren.

Überdies aber: die Arbeit kann dem Arbeitenden auch narzißtische Befriedigung verschaffen, sei es durch die soziale Notwendigkeit des Produktes, sei es durch Würdigung der Leistung; dieser Fall ist besonders dort gegeben, wo es irgendwie um Gestaltung geht, wobei der Arbeitende gleichsam in seiner Allmacht bestätigt wird.

Außerdem scheint mir die Arbeit auch die Bedeutung einer Strafe, einer Entsühnung zu besitzen. So könnte man es vielleicht erklären, warum, wie Freud klagt, sich die Menschen zu ihr gar nicht drängen, es sei denn notgedrungen. Dies ist der Eindruck, den ich von einem allerdings noch lange nicht weit genug analysierten Falle davongetragen habe, weshalb ich ihm keine volle Beweiskraft beimesse. Immerhin aber weisen das „im Schweiße deines Angesichtes sollst du arbeiten", sowie die Zusammenstellung von Arbeit mit Gebet in dem *„ora et labora"* entschieden nach der Richtung der Entsühnung.

Und noch ein kleines, wenn auch gewiß nicht entscheidendes Detail für die seelisch entlastende Bedeutung der Arbeit: Daß sie nämlich so oft von Gesang begleitet wird. Es ist eben das Ich, das sich nicht mehr ducken muß, das laut werden darf und das Lied seiner Befreiung singt.

*

Es gibt einen Spruch, ich weiß wirklich nicht von wem, der lautet: „Wen die Götter lieben, dem machen sie die Arbeit zum Vergnügen."

Er hat ja auch so seinen guten Sinn. Aber wenn wir ihn, wie wir es oft bei der Deutung von selbst sehr logisch aussehenden Träumen machen, umkehren, wird uns sein tieferer Sinn kund. Und dieser lautet:

Wer arbeitet, den lieben die Götter, liebt sein Über-Ich, — der hat eben kein Schuldgefühl.

MAGIE UND ALLMACHT

Von

Hermann Nunberg

Aus dem im Verlage Hans Huber in Bern erschienenen Werke „Allgemeine Neurosenlehre auf psychoanalytischer Grundlage“, das Sigmund Freud in seiner Vorrede zu diesem Buche „die vollständigste und gewissenhafteste Darstellung einer psychoanalytischen Theorie der neurotischen Vorgänge, die wir derzeit besitzen“ nennt. Das 340 Seiten starke Buch, 1932 erschienen, kostet in Leinen gebunden Mark 12.50.

Magie wird nicht nur von Geisteskranken ausgeübt. Im Grunde genommen treiben wir alle noch Magie. Der Übergang von einer magischen zu einer realitätsangepaßten Handlung ist ja ein fließender. Die Sprache zum Beispiel enthält noch viel von magischen Elementen. Wie oft kommt es vor, daß wir den Worten eines guten Redners nicht widerstehen können, obwohl sich unsere ganze Logik gegen seine Ausführungen sträubt! Wir sind einfach durch seine Worte „bezaubert“. Jedes andächtige Gebet, jeder gute Volksredner üben „magische“ Wirkungen. „Die Welt ist durchs Wort, den Logos erschaffen.“ In Träumen, bei Kindern, auch bei Wilden ist das Wort etwas Materielles, das wie ein Ding behandelt wird, und besitzt magische Eigenschaften. Der Schizophrene treibt mit der Sprache im positiven und im negativen Sinne Magie. Sein Schweigen hat oft zu bedeuten, daß er die Welt mit seinen Worten nicht zugrunde richten will. Mit dem Reden will er ihr einmal schaden, ein andermal wieder zur Erlösung verhelfen. Ich erinnere an den Fluch und den Segen des Normalen. Bei Geisteskranken und bei Kindern spielt die „Zaubermacht“ des Wortes eine wichtigere Rolle als beim erwachsenen Normalen.

Die Sprache ist Ausdrucksmittel, ihr Zweck ist Verständigung, ihr Ziel der andere Mensch. Sie ist eine Funk-

tion des Ich im Dienste des Es und ihre Aufgabe ist, auf die Objekte einzuwirken. Ein Schizophrener behauptete, daß er nur dann mit mir sprechen könne, wenn er mich liebe; wenn er nicht spreche, bedeute es, daß er mich nicht liebe, ich möge ihn deshalb in Ruhe lassen. Ein anderesmal meinte er, daß er mit seinem Reden die Welt befruchte. Es scheint, daß die der Libido des Ich entstammende Energie auch zur Sprachbildung verwendet wird.

Sperber nimmt auch an, daß die Sprache sexuellen Trieben ihren Ursprung verdankt. Ist dies wirklich der Fall, so können wir jetzt besser verstehen, warum manche Menschen ohne Rücksicht auf den Inhalt ihrer Rede jede sich bietende Gelegenheit zum Sprechen ausnützen. Sie scheinen sich an den andern mit den Worten zu klammern, als ob sie ihn damit festhalten wollten. Das sind gewöhnlich Menschen mit schwach entwickelter Objektlibido, die mit dem „Zauber der Worte" den andern zu blenden und an sich zu fesseln trachten. Dieser Erscheinung begegnet man nicht selten bei Schizophrenen zu Beginn der Erkrankung. Das Reden ersetzt ihnen häufig die Liebe. Andere Menschen hinwiederum sprechen sehr vorsichtig, in langen Pausen, wie abgehackt, lassen viele Bindeglieder aus, zerreißen den Zusammenhang der Worte im Satzbau und bilden Neologismen. Sie scheinen durch Umstellen und Präparieren der Worte ihre geheimen Regungen verbergen zu wollen. Unter dem Einflusse der Libido wird also mit der Sprache unbewußt ebensowohl positive, wie negative Magie betrieben.

Die Sprache ist ein Ersatz für Handlungen. Zum Sprechen sind im allgemeinen die gleichen Vollzugsorgane notwendig wie für jede andere Tätigkeit. Das Wort entsteht zwar zentral in der Großhirnrinde, sein Werkzeug ist jedoch die periphere Muskulatur, nämlich die des Kehlkopfes und des Mundapparates. In der Regel wird die Sprache wie jede andere Organfunktion durch zielgehemmte Sexualstrebungen, desexualisierte Libido, in Gang

gesetzt. Sie ist also Ausdruck sehr frühzeitig einsetzender Sublimierungen. Wird aber das sprachbildende Ich mit Libido überschwemmt, mit anderen Worten, wird die Großhirnrinde oder der Sprechapparat (Kehlkopf und Mund) oder aber beides gleichzeitig erotisiert, so erfolgt eine Störung der Sprachfunktion. Diese Störung äußert sich dann darin, daß das Ich in Bezug auf die Sprache eine Regression mitmacht, nämlich zur magischen Stufe seiner Arbeitsweise, was am deutlichsten bei Schizophrenen und Zwangsneurotikern zu beobachten ist, bei denen die Sprache sexualisiert wird.

Jedoch nicht allein die Sprache, sondern auch das Vorstellen (z. B. Zauberwirkung des Kinos), Denken, Handeln, kurz jede psychische Leistung kann magisch gefärbt sein.

Gorki schildert in seiner Autobiographie, wie er einem Bauern Unterricht im Lesen erteilte. Als der Bauer diese Kunst erlernt hatte und das Gelesene zu verstehen anfing, wunderte er sich, wie das möglich wäre, daß etwas, was nicht vorhanden sei, dennoch vorhanden ist, denn man sehe und höre nichts beim Lesen und doch sehe man die Menschen, Wiesen und Wälder, höre reden und die Vögel singen, als ob das alles Wirklichkeit wäre. Zuletzt rief er begeistert aus, daß dies doch nur Zauber sei. In ähnlicher Weise phantasiert der Hysteriker etwas und glaubt, es wirklich zu erleben; der Zwangsneurotiker meint, mit seinem Zeremoniell irgendeinem Unglück vorzubeugen, der Paranoiker durch irgendwelche komplizierte Handlungen die Welt in positivem oder negativem Sinne zu beeinflussen usw.

Die Magie ist in der Regel mit Allmachtsgefühlen verbunden. Abgesehen vom Aberglauben des Gesunden, tritt der Glaube an die eigene Allmacht und die Magie deutlich in der Zwangsneurose auf, noch ausgedehnter und intensiver jedoch in der Schizophrenie.

Als Beispiel möchte ich eine Kranke erwähnen, die sich fortwährend die Haut an der Brust rieb und die abgeschabte Epidermis, die wie Schmutz aussieht, zu kleinen Klümpchen knetete. Auf meine Frage, was

dies zu bedeuten habe, antwortete sie, sie mache Menschen aus Erde, wie der liebe Herrgott, sie sei selbst der liebe Gott. Die Patientin hatte ihre Stellung in der Welt verschoben, die Realitätsprüfung eingebüßt. Sie identifizierte sich mit der Erde und mit Gott, die Grenze zwischen ihrem Ich und der Außenwelt war verschwommen, sie fühlte sich allmächtig und glaubte imstande zu sein, die Welt am eigenen Körper autoplastisch und magisch zu erschaffen. Diese Patientin litt an Größenwahn, ihr Allmachtsgefühl nahm die Gestalt des Größenwahnes an.

Wie wir in einem anderen Zusammenhang hörten, entspricht der Größenwahn einer Selbstüberschätzung. Die eigene Person wird so überschätzt, wie dies nur einem geliebten Objekte gegenüber zu geschehen pflegt. Der Größenwahn wird dadurch erklärt, daß die Libido von den Objekten abgezogen und zum Ich geschlagen wird. Das Allmachtsgefühl ist also eigentlich Vorläufer des Größenwahnes. Das Allmachtsgefühl steigert das Selbstbewußtsein wie eine große, leidenschaftliche Liebe, die den Menschen in den Glauben versetzt, daß er imstande sei, die ganze Welt zu bezwingen. Der Unterschied zur Verliebtheit besteht darin, daß das Allmachtsgefühl (und der Größenwahn) auch dann auftritt, wenn reale Objekte fehlen und das Ich zum Objekte der Libido wird. Eine Bedingung für das Auftreten des Allmachtsgefühles ist also die Erotisierung des Ich.

Während sich das Allmachtsgefühl auf das gesamte Ich erstreckt, bezieht sich die Magie bloß auf gewisse Funktionen und Organe. So wird das Genitale geradezu als magisches Instrument empfunden (Phalluskult: Amulette, Zauberstab usw.). Auch jede andere erogene Zone kann magische Wirkungen entfalten. Die Magie der Exkremente spielt beispielsweise noch heute nicht nur in den Riten der Wilden und in der Volksmedizin eine große Rolle, sondern auch in Träumen und Phantasien Erwachsener und in Kinderspielen.

„Der Zauber des Hauches“ spielte in der Symptomatologie eines meiner Patienten die Hauptrolle. Er glaubte, aus dem Munde einen schlechten Geruch zu verbreiten und die ganze Luft zu verpesten. Die Analyse

führte zu einem infantilen Spiele, bei dem er und eine Schwester einander unter der Bettdecke anhauchten. Er hatte damals gemeint, auf diese Weise ein Kind erzeugen zu können.

Es scheint, daß die narzißtische Libido dem Ich das Allmachtsgefühl, den erogenen Zonen die Magie verleiht.

Faßt man jedoch ins Auge, daß es auch eine Magie gibt, durch die Unheil angestiftet werden kann, wie mit dem Fluche und dem „bösen Blick", daß ferner manche Zwangsneurotiker oder Schizophrene glauben und zugleich befürchten, mit dem bei der Onanie verspritzten Samen, mit dem Hauche, beim Kotabsetzen usw. böse Geister zu erschaffen, ja mit einem bloßen Gedanken der Welt zu schaden, daß also die Magie nicht nur im Dienste positiver und produktiver, sondern auch im Dienste negativer und destruktiver Triebkräfte stehen kann, so möchte man zweifeln, ob Allmacht und Magie überhaupt von der Libido abhängen. Wir wollen uns aber daran erinnern, daß dort, wo die negative, also verneinende und destruierende Magie stärker hervortritt, wie in der Zwangsneurose, eine Libidoregression mit Triebentmischung stattgefunden hat. Wenn sich also dem Destruktionstriebe in irgendeiner, uns noch nicht näher bekannten Weise Libido hinzugesellt, so entfaltet dieser Trieb ebenfalls magische Wirkungen, jedoch nicht im positiven, sondern im negativen Sinne. Die positive Magie steht somit im Dienste der Sexualtriebe, des Eros, die negative im Dienste der sexualisierten Destruktions- oder Todestriebe, also im Dienste des Sadismus, beide aber im Dienste des Es.

Die beiden Formen der Magie, sowie die Allmachtsgefühle und -gedanken treten in der Geschichte der Menschheit als Niederschlag der animistischen Weltauffassung bei primitiven Völkern auf. Auch bei Kindern und bei einer Reihe psychisch Erkrankter sind sie zu finden. Auf der animistischen Entwicklungsstufe der Einstellung zur Außenwelt wird das „innen" noch mit dem „außen" verwechselt (die Außenwelt ist ein Spiegelbild der Innen-

welt), die „Ichgrenze" ist gewissermaßen verwischt. Das Ich unterscheidet noch nicht scharf zwischen inneren Vorgängen und Vorgängen, die sich in der Außenwelt abspielen, und ist nicht imstande, dem Ansturme des Es genügend Widerstände entgegenzusetzen, oder dessen Strebungen zu modifizieren, da seine Loslösung vom Es noch nicht ganz vollzogen ist und es immer noch einen wenig organisierten und differenzierten Teil des Es bildet. Die Allmacht und Magie sind also an jene Entwicklungsstufe der Gesamtpersönlichkeit gebunden, wo das Ich vom Es noch wenig differenziert, wo das Es sozusagen noch „ichnahe" ist, und sind ein Grund mehr dafür, daß es oft kaum möglich ist, eine Strebung des Es von einer Ichstrebung zu unterscheiden.

Der Antrieb zur Magie stammt zwar vom Es, sie kommt aber am Ich zum Vorschein. Jeder Neurotiker greift zu einer ihrer beiden Formen zurück, sie ist in jeder Neurose vertreten. Die Magie scheint auch die Frage nach dem „Wozu" des unbewußten Sinnes des neurotischen Symptoms mitzubeantworten, das — wie wir wissen — durch die Auffindung des kausalen Zusammenhanges allein noch nicht vollständig erklärt ist.

Ferenczi unterscheidet vier Stufen der Allmacht und Magie.

Die erste ist nach ihm die Phase der bedingungslosen Allmacht, die beim Fötus im Mutterleibe vorhanden sein soll. Diese Phase ist rein hypothetisch, und da wir keine Mittel besitzen, ihre Existenz zu überprüfen, haben wir keine Veranlassung, auf sie näher einzugehen. Die Annahme Tausks, daß der Schizophrene im katatonen Stupor in den Mutterleib zurückkehrt, könnte allerdings zur Stütze dieser Hypothese herangezogen werden.

Die zweite Phase, die der magischen Halluzinationen, ist eher beweisbar, sie wird auch von Freud angenommen. In ihr soll jede Regung, jeder Wunsch in Vorstellungen gleichsam magisch verwirklicht werden. Hat

etwa der Säugling Hunger, so verschafft er sich durch die Vorstellung des Saugens allein Befriedigung, wenn er nicht real befriedigt wird. Wir können zwar nicht mit Bestimmtheit sagen, ob sich das beim Säugling tatsächlich genau so abspielt, wir finden aber beim Erwachsenen Analogien dazu; wir müssen nur an den Traum denken, wo der Wunsch sich auch gleichsam magisch in der Vorstellung erfüllt. Das Phantasieren, die Tagträume sind ebenfalls herbeigezauberte Wunscherfüllungen, die eine Korrektur der Wirklichkeit darstellen. Durch den gleichen „Zauber" wird das Gewünschte in den Halluzinationen mancher Hysteriker und Schizophrenen durch Erregung der Sehsphäre psychisch realisiert.

Die dritte Phase ist nach Ferenczi die Allmacht mit Hilfe magischer Gebärden. Die Reaktion des Kindes auf ein körperliches Bedürfnis ist Zappeln und Schreien, also Muskelbewegung. Auf eine solche Unlustäußerung hin erscheint die Pflegeperson, die dem Bedürfnisse abhilft. Auf Grund dieser Erfahrung entwickelt das Kind die Magie der Gesten und Gebärden. Auch das hysterische Symptom, in dem ja die nicht erfüllten Bedürfnisse ebenfalls vermittels magischer Gebärden erfüllt werden, kann man als unbewußten Zauber auffassen.

In einer höheren, der vierten Stufe, tritt die Allmacht der Gedanken auf. Ihre Anfänge gehen auf die Entstehung der Sprache zurück. Diese bestand zuerst aus unartikulierten Lauten, denen magische Bedeutung beigelegt wurde, wovon noch heute bei Kindern und Schizophrenen Reste zu finden sind. Die Laute waren zunächst an Vorstellungen geheftet, die ebenfalls magische Bedeutung hatten. An diese Trieblaute und -vorstellungen assozierten sich im Laufe der Entwicklung Worte, die durch diese Verbindung gleichfalls magischen Charakter bekamen. Die Worte verschmolzen zunächst, wie es scheint, mit den optischen und akustischen Vorstellungen, trennten sich später in einem komplizierten

Prozesse wieder von ihnen und traten nun in selbständige Beziehung zueinander. Die gesetzmäßige Korrelation der verselbständigten Wort- und anderer Vorstellungen nennen wir Denken. Die Magie und Allmacht des Vorstellens und der Laute werden nun aus der vorhergehenden Phase in die nächste übernommen und auf das Denken übertragen. Auf diese Entwicklungsstufe des Ich greift unter den Neurosen am meisten die Zwangsneurose zurück, in der die Allmacht der Gedanken eine große Rolle spielt.

Bei psychischen Krankheiten kann die Entwicklungshemmung des Ich auf jeder Stufe vorfallen; diese drückt dann jeweils der Art der Einstellung zur Realität ihren Stempel auf. So kann das Ich auch auf die Stufe der Magie und Allmacht zurückfallen. — In manchen Krankheitsbildern der Schizophrene (wie im katatonen Stupor) scheint z. B. die bedingungslose Allmacht vorzuherrschen, in der Paranoia die magische Überschätzung des Gesamtich und der „dämonischen" Außenwelt, in der Hysterie die Allmacht des Vorstellens und der Gebärden und in der Zwangsneurose die der Gedanken.

DAS ICHGEFÜHL IM TRAUME

Von

Paul Federn

Aus dem XVIII. Band (1932) der „Internationalen Zeitschrift für Psychoanalyse“.

I) Das Ichgefühl

Zur Einleitung will ich die wichtigsten Ergebnisse meiner bisherigen Untersuchungen des Ichgefühls und die aus ihnen sich ergebende Auffassung des Ichs hier wiederholen, weil ich nicht annehmen darf, daß jeder Leser, der sich für eine Untersuchung des Traumphänomens interessiert, auch bereit ist, meine Arbeiten in früheren Jahrgängen aufzuschlagen und neuerdings vorzunehmen.

Das Ichgefühl ist die Sensation, die man jederzeit von seiner eigenen Person hat, das Eigengefühl des Ichs von sich selbst. Ich begründe damit neuerdings die Auffassung, welche am stärksten Österreicher vertritt, daß das Ich keine bloße Abstraktion sei, um die Ichbezogenheit der Akte und Erlebnisse mit einem Worte mitzuteilen; das Ich ist auch nicht die Summe dieser Ichbezogenheiten allein, es ist auch nicht bloß die Summe der Ichfunktionen (Nunberg), auch nicht bloß die „psychische Repräsentanz“ dessen, was sich auf die eigene Person bezieht (Sterba). Das alles gehört zum Ich, es sind Leistungen, die im Ich oder vom Ich aus geschehen. Zum Ich gehört aber viel mehr, nämlich auch das subjektive seelische Selbsterlebnis dieser Funktionen; dieses Selbsterlebnis ist eine bleibende, wenn auch nie gleichbleibende Einheit, die nicht abstrakt, sondern wirklich ist. Diese Einheit bezieht sich auf die Kontinuität der Person in zeitlicher, räumlicher und kausaler Hinsicht, diese Einheit ist objektiv erkennbar und wird stets subjektiv wahrgenommen und gefühlt. Das heißt, wir fühlen

und wissen ständig, daß die Kontinuität unseres Ichs auch über eine Unterbrechung durch Schlaf oder Bewußtlosigkeit hinweg fortdauert, daß die Vorgänge in uns, auch wenn sie durch Vergessen und Unbewußtheit unterbrochen werden, eine dauernde Ursache in uns haben, daß unser Körper und unsere Psyche dauernd zum Ich gehören. All dies haben viele Autoren als „Ichbewußtsein" bezeichnet. Wenn ich das auch schon vorher gelegentlich von Psychologen und auch von Freud gebrauchte, von Laien als selbstverständlich angewendete Wort „Ichgefühl" als integrierenden Teil des Ichs hervorhebe und mich nicht mit dem Worte Ichbewußtsein oder Ichbewußtheit begnüge, so ist das nicht eine willkürliche Bevorzugung dieser Bezeichnung, sondern die Rücksicht auf folgende Beobachtung: Das Selbsterlebnis des Ichs erschöpft sich nicht im Wissen und in der Bewußtheit von den oben angeführten Einheitsqualitäten des Ichs, sondern enthält auch ein sinnliches Erleben, welchem das Wort „Gefühl" oder Sensation gerecht wird, während die Bezeichnung Ichbewußtheit das Gefühlsmäßige begrifflich nicht enthält. Die Pathologie, sowohl die ärztliche als die Alltagspathologie des Schlafens, der Ermüdung, der Zerstreutheit und Träumerei lassen uns das Bestehen eines „Ichgefühls" vom „Ichbewußtsein" sehr gut, oft ganz exakt unterscheiden. Erst wenn das „Ichgefühl" mangelt, bleibt das bloße, leere Ichbewußtsein allein bestehen; dieses bloße, leere Wissen, daß man ein Ich hat, oder daß man ein „Ich" ist, ist aber ein pathologischer Zustand, in dem wir schon die Entfremdung und Depersonalisation erkennen. Die Bezeichnung „Ichbewußtsein" würde daher nur dann dem Erlebnis des Ichs gerecht werden, wenn diese Art „Entfremdung" der normale Zustand aller Menschen wäre.

Es ist auch unrichtig zu meinen, daß Bewußtsein und Ichgefühl dasselbe seien, weil von vielen Autoren, zuerst glaube ich von Janet, das Bewußtwerden als das „Dem Ich-Zugehörig-Werden" beschrieben und definiert wurde.

Wir wissen heute, daß die Ichzugehörigkeit bewußt oder unbewußt werden, sein und bleiben kann; und auch vom Ichgefühl lehrt uns die Pathologie, daß es für vorher bewußte Ichgebiete schwinden und wieder hergestellt werden kann. Für jeden solchen Vorgang kann diese Bewußtheit von einem „Ichgefühl" begleitet sein oder nicht. In letzterem Falle weiß man nur, daß das Erlebnis — eine somatische oder äußere Wirklichkeit, eine Erinnerung, eine Reaktion auf Wirkliches oder Erinnerung, eine bloße Affekterregung — in einem vorgeht oder vorgegangen ist; aber für dieses Wissen besteht ein Fremdheitsgefühl oder, besser gesagt, es entsteht dafür ein Entfremdungsgefühl. Daß das Wesentliche am „Icherlebnisse" eine Sensation und nicht ein Denken oder Wissen ist, wurde zuerst bei den pathologischen Störungen des „Ichgefühls" bemerkt, und seitdem das Symptom der Entfremdung bekannt wurde, heißt es immer Entfremdungsgefühl, nie Entfremdungswissen oder Entfremdungsbewußtheit.

Das „Ichgefühl" ist also das Gesamtgefühl der eigenen lebendigen Person; es bleibt übrig, wenn alle gedanklichen Inhalte fehlen, ein Zustand, der praktisch nur für kürzeste Zeitspannen eintritt. Dieses Gesamtgefühl des „Ichs" vereinigt stets teils wechselnde, teils gleichbleibende Bewußtseinsinhalte; dadurch bedingt das jeweilige „Ichgefühl" auch das subjektive volle Erlebnis der Ich-Bezogenheit auf den Akt. Ich halte es für richtiger, von der „Ich-Bezogenheit auf einen Akt", als von der „Ich-Bezogenheit eines Aktes" zu sprechen, wenigstens soweit es die Untersuchung des „Ichgefühls" betrifft. (Darin liegt aber keine Polemik gegen Schilder, der andere Ziele bei seiner Darstellung der „Ich-Bezogenheit" des Aktes verfolgte.) Wenn wir die stets wechselnde Erstreckung des „Ichgefühls" auf verschiedene Inhalte und seine trotzdem stets bestehende Verneinung aller Ich-Bezogenheiten und Ich-Anteile zu einem Ganzen uns überlegen, so kommen wir zu dem Schlusse, daß das „Ich"

stets Ganzheits- und Teil-Erlebnis enthält und daß es stets analytisch und synthetisch untersucht werden muß. Die Existenz des „Ichgefühls" läßt die so verführerische Scheidung in Ganzheits- und Teilbetrachtung als irreführend ablehnen. Auch die Psychoanalyse war stets sowohl Teilerfassung als auch Ganzerfassung. Meine Untersuchungen über das „Ichgefühl" heben diese doppelte Richtung der Psychoanalyse neuerdings hervor.

Der Theoretiker könnte nochmals die Frage einwenden, ob nicht das hier als „Ichgefühl" Bezeichnete doch bloß ein intellektuelles Erleben dessen sei, was gleichbleibt, während stets wechselnde Erlebnisse, Bezogenheiten und Reaktionen das Bewußtsein passieren: also doch nur ein Wissen vom Ich, dessen Inhalt der Beachtung entgeht, weil es eben das unverändert Gleiche ist. Diese Frage wird ausschließlich durch die Beobachtung erledigt, daß auch das reinste Wissen von dem eigenen „Ich" als etwas Mangelhaftes, Peinliches, Unerfülltes und Unerfüllendes, ja der Angst Nahes erlebt wird, daß also auch für das reinste „Ich-Erlebnis" zur Herstellung der Normalität etwas Gefühlsartiges hinzugehört. Dieses Problem wird davon nicht tangiert, daß man etwa die Gefühle selbst als Wahrnehmung von vegetativen Vorgängen bezeichnet und solche Wahrnehmungen denen mit intellektuellem Inhalte gleichsetzt (Behaviourismus). Denn wir gehen bei unserer Untersuchung von der empirischen Tatsache aus, daß zwischen intellektuellen und Gefühlserlebnissen ein Unterschied besteht.

So ist das „Ichgefühl" der einfachste und doch umfassendste Zustand, der vom eigenen Sein in der seienden Person ausgelöst wird, auch wenn kein äußerer oder innerer Reiz es trifft. Freilich würde, wie gesagt, ein dauernder Zustand von reinem „Ichgefühl" als Bewußtseinsinhalt nur ganz kurz bestehen können, denn der Reize sind zu viele stets bereit, in das Bewußtsein zu treten. So wollen wir wiederholend formulieren: Mit dem

Eigenbewußtsein ist auch ein Eigengefühl des „Ichs" verbunden, welches wir kurz als „Ichgefühl" bezeichnen.

In meinen früheren Aufsätzen[1]) habe ich das „Ichgefühl" näher untersucht und für pathologische und normale Fälle gezeigt, daß das somatische und das seelische „Ichgefühl" sich sondern können, daß wir einen Kern des „Ichgefühls", der dauernd bleibt, innerhalb der wechselnden Ausdehnung des Ichgefühls zu unterscheiden haben, und insbesondere, daß wir genau empfinden, ob, wie stark und wie weit die geistigen Vorgänge und unser Körper von „Ichgefühl" besetzt sind; wir fühlen bei ihrem Wechsel die „Grenzen" unseres Ichs. Wann immer ein Eindruck uns trifft, sei er somatisch oder psychisch, so trifft er in der Norm eine mit Ichgefühl besetzte Grenze unseres „Ichs". *Wird unser Ichgefühl an dieser Grenze nicht hergestellt, so fühlen wir den betreffenden Eindruck entfremdet.* Wo aber die Ichgefühlsgrenze nicht durch einen Eindruck in Anspruch genommen wird, ignorieren wir den Umfang des Ichs. Wir können am „Ichgefühl", und zwar sowohl beim seelischen als auch beim körperlichen, seine Aktivität oder seine Passivität angeben. Die Qualität des „Ichgefühls" ist bei den verschiedenen Menschen auch davon abhängig, welche speziellen Triebe ihre Person dauernd beherrschen oder jederzeit bereit sind, sich geltend zu machen. Wir haben ferner die Entdeckung *Nunbergs* bestätigt, daß alle Neurosen und Psychosen mit einem kürzer oder länger dauernden Zustand von Entfremdung beginnen. Wir fanden auch, daß die Zurückziehung des Ichgefühls von einer „Ichgrenze" als Abwehr seitens des Ichs auftreten kann; dieser Abwehrmechanismus kann bestehen bleiben oder er kann den Verdrängungsvorgang einleiten. Die Entwicklung des „Ichgefühls" — qualitativ und quantitativ — begleitet die Entwicklung des Indi-

---

[1]) Variationen des „Ichgefühls". Int. Ztschr. f. PsA. XII, 1926. — Narzißmus im Ichgefüge. Ebd. XIII, 1927. — Das Ich als Subjekt und Objekt im Narzißmus. Ebd. XV, 1929.

viduums, wobei sich die Stadien der Libidoentwicklung auch in der Art des Ichgefühls zeigen; es kann daher das Ichgefühl in Qualität und Ausdehnung an frühere Stadien fixiert bleiben oder auf frühere Stadien regredieren.

Die Hypothese nun, welche sich aus alldem für die psychoanalytische Auffassung des „Ichgefühls" ergibt, ist die, daß das „Ichgefühl" die ursprüngliche narzißtische Besetzung des „Ichs" ist; sie ist als solche anfangs objektlos und wurde von mir als medialer Narzißmus bezeichnet. Erst viel später, nachdem objektlibidinöse Besetzungen die Ichgrenze trafen, beziehungsweise von ihr erfaßt und wieder verlassen wurden, entsteht der reflexive Narzißmus.

Diese Hypothese wird durch viele klinische Beobachtungen gestützt. Ist sie richtig, so hat uns die Untersuchung des „Ichgefühls" eine Arbeitsmethode gegeben, um Näheres über die Besetzungen mit narzißtischer Libido und mittelbar auch über das Verhalten der Objektbesetzungen zu ermitteln.

Der Traum nun ist ein Untersuchungsmaterial, das wohl bei gesunden Menschen so regelmäßig auftritt, daß man schwer entscheiden kann, ob man es der normalen Psychologie oder der Psychopathologie zurechnen soll. In bezug auf das „Ich" im Traume handelt es sich aber jedenfalls um einen gestörten Zustand. Daher reiht sich die vorliegende Untersuchung des „Ichgefühls" im Traume folgerichtig an die klinische Untersuchung der Entfremdung an. Ich werde daher zuerst die Beziehungen von Entfremdung, Traum und Schlaf, hauptsächlich nach den Angaben von entfremdeten Personen, besprechen und daran anschließend erst unser eigentliches Thema, die Qualität und Quantität des „Ichgefühls" während der Träume, darstellen.

II) Entfremdung und Traumzustand

Sehr viele Entfremdete sagen, daß sie die Wirklichkeit wie im Traume sehen, oder gar, daß sie sich selbst wie

im Traume vorkommen. Diese Mitteilung ist überraschend und verlangt eine besondere Erklärung; sie wäre zu erwarten gewesen, wenn wir träumend unserem Traume gegenüber ein ähnliches Gefühl hätten, wie der Entfremdete der Wirklichkeit gegenüber. Dem ist aber nicht so. Der Träumer erlebt seinen Traum als Wirklichkeit; das Überraschende, Abstruse, ja Unmögliche manches Geträumten hindert nicht, daß in Widerspruch mit aller im Traume erhalten gebliebenen Erfahrung, an den Traum geglaubt wird, solange er abläuft. Der Entfremdete hingegen muß sich zur Annahme der Wirklichkeit seiner Eindrücke geradezu zwingen. Verstand und Vernunft, Erinnerung und das Schließen aus den Erinnerungen zwingen ihn zur gedankenhaften Annahme dessen, wofür keine Evidenz vorhanden ist. Im Traume hingegen mag die verstandesmäßige Erfahrung allem widersprechen, trotzdem ist die Wirklichkeit des Geträumten (von bekannten Ausnahmen abgesehen) immer evident.

Wir verstehen aber die Angabe des Entfremdeten, die Welt sei „traumhaft", sobald wir beachten, daß sie nur retrospektiv gemacht wird, soweit es sich nicht um schwer Depersonalisierte handelt. Denn in der Erinnerung n a c h dem Erwachen hat auch der Traum für jeden etwas Fremdartiges; dies bezieht sich auf seine Inkohärenz und Flüchtigkeit, auf das Unlogische des Inhalts und auch auf die Art, wie der Traum vorüberläuft; in der Erinnerung sind auch die Traumgestalten meist schattenhaft, gewichtslos, unwirklich. Die sekundäre Bearbeitung verbessert nicht nur die innere Logik des Traumes, sie verändert ihn meistens auch zu einem Vorgang, der einer wachen Erlebnisreihe eher gleicht. Träume ohne sekundäre Bearbeitung sind in der Erinnerung mehr fremdartig. Es kann wohl sein, daß gerade diese Fremdartigkeit die sekundäre Bearbeitung herbeiführt. So kommen wir zu dem merkwürdigen Ergebnis, daß während des Vor-sich-Gehens Traum und Entfremdung grundverschieden verlaufen und erst im zurückbleibenden Eindruck

einander ähnlich werden. Die Träume waren, wenn wir von ihrer Bedeutung als Weg zum Unbewußten und als Forschungsgegenstand absehen und besondere persönlich bedeutsame Träume ausnehmen, — ein Nichts, eine Serie unwirklicher Bilder, die nun ganz vergangen ist, und von der auch die Erinnerung von selber leer wird und verblaßt. Auch für den Entfremdeten ist aber infolge seiner Störung alles, was er entfremdet erlebt hat, gleichgültig; es ist eine Vergangenheit, die nicht vergegenwärtigt werden kann; vergegenwärtigt bleibt nur die Erinnerung, daß er seinen krankhaften Zustand gehabt hat. Schwer Entfremdete sagen sogar, daß ihre Wirklichkeit weniger lebendig sei als ihr Traum. Und das ist richtig, denn die Entfremdeten träumen nicht anders als normale Menschen.

Eine weitere Analogie des Traumes mit der Entfremdung besteht darin, daß der Träumer p a s s i v vom Traume sozusagen überfallen wird, und daß der Traum sodann an dem passiven Träumer oder mit ihm abrollt. Der Träumer fühlt sich auch insofern dem Traume gegenüber passiv, als er — in der Regel — keines der Traumelemente festhalten kann, um sie überlegend zu beurteilen, er kann selten auf sie reagieren oder auf etwas zurückkommen; denn der Traum bricht in fertigen Gebilden in das Bewußtsein, welches er jeweilig, und zwar nur in sehr eingeengtem Ausmaß, erweckt, um es sofort wieder einschlafen zu lassen. Im Traume fehlt vor allem der Wille. S c h e r n e r hat diesen Mangel der Zentralität des „Ichs" und die Schwäche des Willens in besondes plastischen Worten in seinem Buche an vielen Stellen geschildert.

Auch der Entfremdete fühlt sich passiver gegenüber dem Erlebten als der Gesunde. Er tut es aber aus ganz anderen Gründen als der Träumer. Er wird nämlich immer wieder auf das Beachten seines Zustandes abgelenkt, wird unaufmerksam und im Interesse gestört; er ist also infolge seines Leidens aller Wirklichkeit gegenüber apathisch und passiv.

Bis jetzt haben wir von bekannten Eigenheiten der zum Vergleiche stehenden Zustände gesprochen. Wenn wir nun unser Augenmerk auf das „Ichgefühl“ richten, von dem freilich die befragten Personen nicht von selber sprechen, dann erfahren wir sofort etwas für beide Zustände Gemeinsames: in beiden ist das „Ichgefühl“ mangelhaft. Das gilt besonders von dem schwer Depersonalisierten, dessen „Ich“ weder an seinen Grenzen noch auch in seinem Kerne mit vollem „Ichgefühl“ besetzt ist. Der Mensch fühlt dieses „Ich“ nur partiell und mit verringerter Intensität und hat daher subjektiv an Gewicht, an Wohlgefühl, an Geschlossenheit der Persönlichkeit eingebüßt. Die Ich-Störungen sind im Traume und in der Entfremdung, wie wir sehen werden, prinzipiell nicht die gleichen. Wir haben ja schon darauf aufmerksam gemacht, daß der Traum als wirklich erlebt wird und das Entfremdete als unwirklich: im Traume ist daher die Ichgrenze für das Geträumte mit Ichgefühl besetzt, in dem Entfremdungssymptom die für das Erlebte nicht. Gemeinsam ist aber beiden, daß weder der wache Verstand den Entfremdeten die Unwirklichkeit des Erlebten, noch der, allerdings partiell wache, Verstand den Träumer die Wirklichkeit des Geträumten als Täuschung erkennen lassen kann. Keiner von beiden kommt gegen die abnorme Schwäche, resp. gegen die abnorme Stärke der „Ichgrenze“, das heißt ihrer Besetzung, auf. Auch die Ohnmacht infolge des Defektes der Ichbesetzungen ist für beide Zustände charakteristisch.

So haben wir Gründe gefunden, weshalb Entfremdete ihre Zustände als „wie im Traume“ bezeichnen. Der wichtigste ist der letztbesprochene, die Erinnerung daran, daß das Ichgefühl mangelhaft war. Diese Ichstörung ist keine Bewußtseinsstörung, kein Schwindelgefühl, keine Unklarheit, Verdunklung oder Verschwommenheit, sondern eine Unvollständigkeit des „Ichgefühls“. Bevor wir ihre Bedeutung suchen, wollen wir einige Beziehungen zwischen Entfremdung und Schlaf besprechen.

III) Entfremdung — Einschlafen und Erwachen

Die klinische Beobachtung lehrt, daß die Entfremdungen in ihrer Intensität und Ausdehnung bei den gleichen Kranken zu verschiedenen Zeiten wechseln. Es gibt selten Kranke, welche konstant über Entfremdung in gleichem Ausmaße klagen. Meistens bringt auch bereits die Tatsache, daß sie mit dem Arzt sprechen, eine Verbesserung ihres Zustandes mit sich; ihr Interesse, ihre Befriedigung daran, den Arzt zu interessieren und sein Interesse zu fühlen, bringen eine Steigerung der Besetzung der Ichgrenzen mit sich, welche bei leichteren Fällen die Entfremdung anscheinend aufhebt. Meistens berichten solche Kranke, wenn sie bereits ihr Entfremdungsgefühl als Symptom würdigen gelernt haben, wie seit der letzten Untersuchung die Kurve der Entfremdungsgefühle resp. der Ichfülle verlaufen sei. Patienten, die zum erstenmal kommen — nämlich solche leichteren Grades —, spüren in der Aufregung des ersten Besuches überhaupt keine Entfremdung, erwähnen eine solche gar nicht spontan, sondern müssen erst durch eine direkte Frage darauf aufmerksam gemacht werden, daß auch diese Zustände den Arzt etwas angehen. Immer wieder bestätigt sich die Erfahrung, daß solche Kranke gerade dadurch, daß der Arzt auch von diesen subtilen Zuständen ihres ständigen Befindens etwas wissen will, daß er solche Entfremdungszustände bei ihnen spontan vermutet, sofort volles Vertrauen zu ihm gewinnen. Die Kenntnis dieser Zustände ist schon deswegen von praktischer Bedeutung für jeden Arzt, nicht nur für den Psychoanalytiker.

Obgleich aber solche leichtere Fälle über ihre Entfremdungszustände nur im Imperfektum oder Perfektum berichten, besteht trotzdem eine Entfremdung auch während der günstigen Bedingungen der Unterredung mit dem Arzte; der Patient hat nur bereits vergessen, daß er in lang vergangenen gesunden Zeiten einen weit stärkeren Kontakt mit der Welt und mit sich selbst gehabt hat, einen Kontakt, der mit vollem Wohlgefühl verbunden war,

welches ihm heute nicht einmal mehr zum Vergleiche einfällt.

Die Stärke der Entfremdung hängt von vielen Bedingungen ab, welche nicht bei allen Graden und Stadien der Krankheitsfälle in derselben Richtung wirken. Es gibt Fälle, die entfremdet werden, sobald sie allein gelassen werden, oder wenn sie sich verlassen fühlen, während die Gegenwart einer mit Libido besetzten Person die Störung des Ichgefühls aufhebt oder wenigstens so vermindert, daß der Patient sich praktisch nicht entfremdet fühlt. Diese Bedingung war es, welche so lange glauben ließ, daß die Entfremdung in einer Zurückziehung der Objektlibido bestehe. In anderen Fällen tritt Entfremdung gerade dann ein, wenn der Kranke unter Menschen kommt, denen er Objektlibido zuwendet, in anderen Fällen gerade dann, wenn er niemanden hat, für den er sich in der Gesellschaft aktuell interessieren kann. Oft genügt anfangs die Zuwendung von Objektlibido auf eine andere Person, um ihn vor Entfremdung zu schützen, bald aber erschöpft sich die Fähigkeit, seine Ichgrenze mit Ichgefühl zu besetzen, und mit einem Schlage überfällt ihn das Gefühl der Fremdheit und Unwirklichkeit der äußeren resp. der inneren Wahrnehmung. Der Grad der Entfremdung hängt in den meisten Fällen auch wesentlich von somatischen Zuständen ab; insbesondere sind es Müdigkeit, Erschöpfung, aber auch Anstrengung und Anspannung, welche langsam oder schnell, allmählich oder plötzlich, dauernd oder wechselnd, ansteigend oder abnehmend zur Entfremdung führen oder beitragen. Daß plötzliche affektiv betonte Erlebnisse, in welchen aus nur zum Teil bewußten, hauptsächlich aber unbewußten Gründen eine schwere Enttäuschung an einem Objekte und dadurch ein sogenannter Objektverlust erfolgte, traumatisch die Entfremdung einsetzen lassen, hat zuerst Nunberg nachgewiesen. Theoretisch läßt sich die Wirkung aller dieser Bedingungen dadurch erklären, daß wir in ökonomischer Hinsicht zwei Umstände bei der libidinösen Besetzung zu

unterscheiden haben, nämlich erstens, ob das Ichgefühl für die in Anspruch genommene Ichgrenze überhaupt genügend hergestellt werden kann, und zweitens, ob die Reserve an Libido für die Aufrechterhaltung der Besetzung der Ichgrenze genügend groß ist. Die Schwere der Entfremdung hängt daher nicht nur von der jeweilig dynamisch wirkenden Hemmung der Besetzung ab, sondern auch von der ökonomisch wirkenden Größe des Libidovorrats. Wir können diese für die Pathologie überhaupt wichtige Unterscheidung so formulieren, daß wir von einem Versiegen der Libido, im Gegensatz zum Zurückziehen infolge von äußerer oder innerer Versagung, sprechen.

Die Beobachtung lehrt weiter, daß bei chronisch Entfremdeten die Besserung ihres Zustandes darin besteht, daß sich ihr Ichgefühl — *ceteris paribus* — wieder einstellt, daß aber die jedesmalige Herstellung einer genügenden Besetzung der Ichgrenze nur zögernd und langsam erfolgen kann. Das ist der Grund, weshalb oft ganz subtile Unterschiede der Ichstörung berichtet werden, je nachdem, ob die jeweilige Umgebung solche Kranke beobachtet oder sie unbeobachtet läßt, ob sie ihnen mehr oder weniger freundlich gesinnt ist. Gerade von Kranken, welche besser werden, werden solche Unterscheidungen berichtet.

Analog lehrt uns die klinische Beobachtung, daß Entfremdete, deren Zustand sich bereits gebessert hat, regelmäßig des Morgens nach dem Erwachen nicht so wie der normale Mensch rasch ihr volles Ichgefühl wiedergewinnen und damit ihre normale Stellung zur Innen- und Außenwelt, sondern sich gerade nach dem Schlafe noch entfremdet fühlen. Auch nicht Rekonvaleszente zeigen oft ihr Symptom des Morgens stärker als später am Tage, soweit nicht die obenerwähnten Ursachen, z. B. Ermüdung und Inanspruchnahme, eine Verschlechterung während des Tages bedingen. In ihrer Tageskurve und ebenso in der Reaktionskurve auf Ermüdung und Inanspruchnahme

verhalten sich also die Entfremdeten gleich wie die Melancholiker. Diese morgendliche Verschlechterung hängt nun mit dem Verhalten des Ichgefühls im Schlafe direkt zusammen. Die morgendliche Exazerbation war nicht vorauszusehen. Nach unserer Erfahrung beim Gesunden war zu erwarten, daß das Ichgefühl des Morgens, nachdem im Schlafe die Libidoreserven wieder in Fülle erneuert wurden, wenigstens für einige Zeit Ichkern und Ichgrenzen voll besetzen werde; je nach der Schwere des Falles und der Inanspruchnahme würde dann im Laufe des Tages die Ichstörung wieder auftreten. Die Erkrankung in der Ökonomik der Libido sollte unserem Erwarten nach des Morgens nach dem Schlafe nur fakultativ bestehen und erst durch die Inanspruchnahme im Laufe des Tages früher oder später in Aktualität treten. Diese zu erwartende Kurve ist auch tatsächlich bei allen Entfremdeten, deren Störung überhaupt Schwankungen zuläßt, vorhanden. Sie tritt nur des Morgens nicht *sogleich* in Geltung, weil der Übergang aus dem Schlafzustand in den wachen die einfache Abhängigkeit von der Größe der Libidoreserven kompliziert. Beim Entfremdeten ist, wie wir oben gesagt haben, die Verschieblichkeit oder, besser gesagt, die Verschiebung der Libido, insofern sie die Ichgrenzen zu besetzen hat, gestört. Die Besetzungen der Objektivvorstellungen mit Objektlibido können dabei fast störungslos vor sich gehen. Man ersieht das daraus, daß trotz der Entfremdung die Patienten mit Interesse und Genauigkeit arbeiten können, daß sie die Auswahl in ihren Objektbeziehungen nicht aufgeben, allerdings nur in gewissen Grenzen, soweit eben nicht auch eine Schwierigkeit besteht, die Objektbesetzungen aufrechtzuerhalten. Diese letztere Schwierigkeit kann sowohl sekundär auftreten als auch, wie *Nunberg* gefunden hat, den Anstoß zum Auftreten der Entfremdung gegeben haben. Auch in diesem Falle kann aber die Objektbesetzung fortbestehen; ja eben, weil sie fortdauert, während die dazugehörige Ichgrenze, das ist die vom Objekte angeregte, be-

sondere narzißtische Besetzung des sich dem Objekte zuwendenden Teiles des Ichs, fehlt, erweckt eben dieses Objekt ein besonderes Entfremdungsgefühl dem Ich gegenüber. Was man „Objektverlust" nannte, besteht eben in dem Verlust der Fähigkeit, ein vorhandenes Objekt, genauer die nicht aufgegebene Objektbesetzung, mit vollem Ichgefühl, und in diesem Falle die narzißtische Freude, wie zuvor zu empfinden. Daß es sich so verhält, davon habe ich die volle Überzeugung an einem Falle von pathologischer Trauer gewonnen: Nach dem Tode der Mutter waren alle Beziehungen, Gegenstände, Erinnerungen, die irgendwie mit der Mutter zusammenhingen, besonders stark mit Objektlibido besetzt. Immer neue, oft kleinste Vorkommnisse aus der Vergangenheit fielen der Patientin ein, alles zur Mutter Gehörige hatte höchste Bedeutung gewonnen. Die Patientin war bei Tag und Nacht schlaflos geworden infolge der einströmenden, zum Mutterkomplex gehörigen Gedankengänge und Einfälle. Alle diese Objektvorstellungen waren dem Inhalte nach lebhaft und dem Affekte nach tief traurig. Gleichzeitig aber bestand für dieses intensive Wiederholen aller vergangenen Objektbeziehungen zur Mutter eine völlige Entfremdung, die sich sowohl auf die gedanklichen Inhalte als auch auf den Affekt der Trauer selbst erstreckt. „Ich habe die Trauer und fühle sie nicht." Die Trauer zeigte sich im Gesichtsausdruck und ihren somatischen Folgen, die Patientin aber klagte immer wieder darüber, daß sie doch ihre Trauer nicht „wirklich" fühle, eine Behauptung, die für den unkundigen Beobachter, der ich damals war, ihrem ganzen Sein und Erscheinen ständig widersprach. Erst Jahre später ließ mich ein ähnlicher Fall den Sachverhalt verstehen, der darin besteht, daß von den Objektbesetzungen das Leid des Verlustes erweckt wurde, die dazugehörige Ichgrenze[2]) aber gefühllos, gleichsam abge-

---

[2]) Über das Versiegen der Libido bei Melancholie siehe Federn: Die Wirklichkeit des Todestriebs. Almanach der Psychoanalyse 1931.

storben war. Wir müssen deshalb die „pathologische Trauer" und ebenso die Melancholie nicht nur ihrer Genese nach, nicht nur ihrem Wesen als unbewußter Identifizierung nach, sondern auch nach ihrem libidinösen Mechanismus als narzißtische Psychose bezeichnen. Wenn ich alle Fälle von pathologischer Trauer und Melancholie aus der analytischen Erfahrung mir zurückrufe, hat bei keinem die paradoxe Klage gefehlt, daß der Kranke nur Leid und auch das nicht wirklich empfinde.

Ich habe dieses abseits liegende Gebiet hier genauer behandelt, weil es für die Überzeugung des Lesers wichtig ist, den Gegensatz zwischen den Objektbesetzungen und der narzißtischen Besetzung der dazugehörigen Ichgrenzen als einen tatsächlichen zu erkennen. Zwischen dem gesunden und dem erkrankten Mechanismus der narzißtischen Besetzung der Ichgrenzen zeigt sich der Unterschied besonders des Morgens in der Wiederherstellung des Ichs nach dem Schlafe. An diesem Mechanismus liegt es, daß der Entfremdete und der Melancholische sich jeden Morgen neuerdings mehr gestört, mehr krank fühlt. Die Erschwerung des Mechanismus der Besetzung der Ichgrenze ist sicher ein Grund, weshalb die Erholung durch den Schlaf nicht sofort eine Besserung des Ichgefühls eintreten läßt. Beim Melancholiker müssen noch andere Momente schädigend hinzutreten, denn bei ihm tritt erst am Abend die relative Erleichterung ein. Die Untersuchung dieser Momente bei der Melancholie gehört nicht hierher. Für die Entfremdung scheint mir vorläufig das physiologische Geschehen im Schlafe als Erklärung der Morgenexazerbation zu genügen. Allerdings habe ich noch nicht ein spezielles Interesse der Frage zugewendet, ob nicht der Schlafvorgang selber bei den narzißtischen Psychosen einer besonderen Störung unterliegt.

Eines ist fraglos richtig: Im vollen Schlafe erlischt das Ichgefühl; darüber habe ich in meiner ersten Arbeit ge-

nauer berichtet. Zuerst habe ich die Existenz des Ichgefühls beim Einschlafen erkannt, also nicht in *statu nascendi,* sondern in *statu exeundi.* Beim raschen Einschlafen erlischt es plötzlich; auch die Narkolepsie geht mit solchem plötzlichen Erlöschen des Ichgefühls einher; beim gestörten Einschlafen erlöscht es nur zum Teile und allmählich. Ja, es erleichtert sogar das Einschlafen, wenn man lernt, das Ichgefühl möglichst vom Körper abzuziehen und es bei der Atmung allein zu belassen; den Jogas ist ein solches absichtliches Abziehen des Ichgefühls wohlbekannt. Es soll aber nur im Einklang mit der autonomen Periodizität von Schlaf und Wachen, welche an sich schon das Versiegen der Ichbesetzung vorbereitet, angewendet werden. Erzwingt man das Einschlafen entgegen der Periodizität, so wird der Schlaf selbst zu einer Anstrengung und man wacht eher ermüdet und nicht neu gestärkt auf.

Solange ein Schläfer nicht träumt, fühlt er nicht sein Ich. Ob ein unbewußtes Ich fortbesteht, ob die „Tiefenperson" einem solchen oder dem „Es" entspricht, sind derzeit noch müßige Fragen. Daß im Unbewußten auch während des traumlosen Schlafes viele seelische, ja geistige, vernünftige und verständige Ordnung und Gestaltung geschieht, ist anzunehmen. Freud hat das Unbewußte mit den Heinzelmännchen verglichen, und diese schaffen, wenn der Mensch schläft. So viel wir aber wissen, sind all diese unbewußten Leistungen des Schlafes zwar biologisch durch die Körpereinheit zentriert, aber nicht psychologisch durch die Einheit des Ichs. Der Satz Freuds, daß der Schlaf ein narzißtischer Zustand ist, zielt daher auf unbewußte Besetzungen narzißtischer Art, welche, wenn überhaupt einer Einheit, gewiß nicht dem im Wachen bestehenden Ich angehören. Aber vielleicht wollte Freud nur in extremer Art ausdrücken, daß die Objektbesetzungen mit dem Verschluß der Sinnespforten unverhältnismäßig mehr als je im Wachen zurückgezogen werden. Die Zurückziehung der Objektbesetzungen ermög-

licht es, daß narzißtische Besetzungen zu Objektbesetzungen werden, wenn im Traume die eigene Person völlig in andere Traumpersonen projiziert wird. Hier, wo wir im Ichgefühl die manifeste Äußerung des Narzißmus besprechen, müssen wir vom traumlosen Schlaf feststellen, daß diese narzißtische Besetzung des Ichs fehlt.

Mit dem Verlust des Bewußtseins beim Einschlafen hören also die Ichlibido im Ich und alles Ichgefühl auf; es ist kaum mehr als Geschmackssache, ob man sagt, die Ichlibido versiege, schlafe, sei in das „Es" zurückgezogen oder sei auf die Einzelfunktionen verteilt. Aber diese narzißtische Besetzung ist stets bereit, wiederzukehren. Das zeigt sich darin, daß, von ganz pathologischen Zuständen abgesehen, jeder Weckreiz das Ichgefühl sofort wieder herstellt. Man begreift dies besser, wenn man sich erinnert, daß im Ichgefühl die ursprünglichste Sensation der lebenden Substanz phylogenetisch und ontogenetisch fortdauert[3]) und sein Aufhören wohl als unmittelbarer Ausdruck des Zellschlafes aufzufassen ist. Soweit spricht die Naturwissenschaft. Die Mystik hingegen läßt im Schlafe die Seele den Körper verlassen und beim Erwachen in ihn zurückkehren; dabei nimmt die Seele alle ihre Erfahrungen mit sich und soll im Traume nicht im Körper weilen, sondern dort, wohin der Traum sie bringt; diese Theorie ist der Ausdruck dafür, daß das Ichgefühl im Traume zumeist ein rein geistiges Ichgefühl ist.

Beim Erwachen aus dem Schlafe tritt sofort das Ichgefühl auf, beim Erwachen aus einem Traume nur ausnahmsweise in Zusammenhang mit dem Ichgefühl im betreffenden Traume. Beim Gesunden ist das neuerwachte Ichgefühl lebhaft und vollständig und erfüllt Körper und Geist mit Behagen und Frische. Sofort ist auch die zum Ich gehörige Sicherheit des zeitlichen Zusammenhangs mit Vergangenheit und Zukunft des Ichs wiedergegeben.

---

[3]) Federn: Das Ich als Subjekt und Objekt im Narzißmus. Int. Ztschr. f. PsA. XV, 1929.

Anders bei vielen Neurotikern. Gerade sie fühlen sich morgens unzulänglich; das gilt von den meisten Phobikern, von den Prämelancholischen (so nenne ich die jahrelang der Melancholie vorausgehenden täglichen Verstimmungen) und, wie oben gesagt, von den Entfremdeten. Würde man bei allen jenen, die über den schlechten Beginn ihres Tages klagen, nach Entfremdungssymptomen fragen, so würde man sie vielleicht sogar regelmäßig finden. Freilich gibt sie der Kranke nicht von selber an, weil Bett und Schlafzimmer ihm seine Festung sind, von der die Anforderungen des Tages und der Objektbeziehungen ferne bleiben. Die Entfremdung wird ja erst bei der Zuwendung zum Objekte voll bemerkbar. Aber allmählich stellt sich das gestörte Ichgefühl voll her; es wäre interessant zu untersuchen, wie viele Störungen bei den tagtäglichen Gewohnheiten des Anziehens mit solchen Ichstörungen zusammenhängen.

Wie sehr ein schwerer Fall von Entfremdung des Morgens gestört sein kann, dafür will ich als Beispiel einen Fall anführen, der durch jahrelange Analyse wesentlich gebessert wurde. Seine Schwester ist zur schweren Katatonie vorgeschritten. Auch er hatte Symptome, die über die Entfremdung hinausgingen, und alle halben Jahre kamen vorübergehende Verschlechterungen vor, die nur wenige Tage dauerten, mit Unsicherheit der Orientierung, mit hypochondrischen Körpersensationen und schwerer Angst, die einer akuten, wenn auch leichten katatonen Störung entsprechen. Dieser sehr intelligente Patient versteht die Nuancen der Ichbesetzung und das Problem der Entfremdung aus eigenen Erfahrungen so gut, daß er die präzisesten Auskünfte über sein Befinden geben kann. Er unterscheidet genau die Entfremdung für Sinneswahrnehmung, für Affekt und Denken, und gibt an, daß er heute diese seine ihm und mir wohlbekannten Störungen nicht mehr hat, daß aber seine gesamte Ichintensität noch immer herabgesetzt sei, und zwar besonders nach dem Erwachen. Lange dauere es, bis sich das

volle Ichgefühl herstelle — er fühle, daß das mit seiner sexuellen Potenz zusammenhänge — manches Mal sei es besser, dann habe er wie in gesunden Jahren die morgendliche sexuelle Erregung und die gesamte Frische. Gewöhnlich aber sei dieses normale libidinöse Gefühl ersetzt durch eine Mischung von leichter Angst und lüsternem Schauder, das er im ganzen Körper spüre, und das kein normales Körper-Ichgefühl aufkommen lasse. Es ist eine Regression des Ichgefühls auf eine frühere masochistische Stufe; erst allmählich beruhigt sich dieses sonderbare Gefühl und macht dem für ihn normalen Zustand eines mäßig herabgesetzten Ichgefühls Platz. Alle schwer Entfremdeten geben sonderbare Schilderungen, wie sie des Morgens zu ihrem Ich kommen; sie sind und fühlen sich seltsam, bis sie soweit sie selber werden, als es ihnen eben die Störung der Ökonomie und Verschieblichkeit ihrer Ichlibido gestattet. Wir wollen hier noch erwähnen, daß meistens eine solche morgendliche Störung des Ichgefühls auch die Wiederherstellung der Willensfunktion des Morgens langsamer erfolgen läßt.

So haben wir bis jetzt zum Teil besprochen, zum Teil nur angedeutet, welche Beziehungen zwischen Entfremdung, Traum und Schlaf in subjektiver und objektiver Hinsicht bestehen. Ich selbst habe mich aber aus einem anderen Grunde diesem Probleme zugewandt und mehr aus didaktischen Gründen die Besprechung dieser Beziehungen vorausgesandt; sie sollten mir die Gelegenheit geben, den Leser für den Unterschied von narzißtischer und Objektbesetzung, für das Phänomen des Ichgefühls, für die Wandelbarkeit der Ichgrenze neuerdings zu interessieren, damit er dem eigentlichen Thema „Das Ichgefühl im Traume" freundlicheres Interesse zuwende. Mir wurde dieses Thema wichtig, weil es die Unterscheidung des seelischen und des körperlichen Ichgefühls auf einem anderen Wege der Selbstbeobachtung nachweisen läßt.

IV) Das Ichgefühl im Traume

Wenn man Träume erzählen hört, sie liest oder seine eigenen sich zurückruft, so unterliegen sie der sekundären Bearbeitung nicht nur ihrem Inhalte nach, sondern auch in Bezug auf die Art des Traumgeschehens. Es ist fast unmöglich, sich ihrer ganz exakt zu erinnern. Unwillkürlich neigt man dazu, dem Geschehen im Traume als eine wache, geeinte, volle Person gefolgt und es mit ganzem Sein erlebt zu haben. Wir glauben das um so mehr, je mehr wir im Traume selbst etwas getan oder gesehen haben.

Haben wir angefangen, dem Ichgefühl Beachtung zu schenken und fragen wir uns selbst oder einen Träumer nach dem Erwachen, wie das Ichgefühl im Traume war, so erfahren wir zunächst, daß immer ein Ichbewußtsein da war, und zwar das richtige Ichbewußtsein. Stets ist der Träumer mit der wachen Person identisch und hat auch das sichere Wissen davon. Das ermöglicht ja auch dem Traume, Teile des Ichs in andere Personen projiziert zur Darstellung zu bringen. Das Traum-Ich selbst bleibt stets das eigene Ich, auch mit dem Bewußtsein der Kontinuität, resp. der wiederherstellbaren Kontinuität der eigenen Seelenvorgänge.

Dieses Traum-Ich unterscheidet sich aber in der Mehrzahl der Träume und in dem größeren Traumteil aller Träume von dem wachen Ich dadurch, daß nur von den geistigen Vorgängen ein Eigengefühl besteht, während der Körper im Traum-Ich gleichsam ignoriert wird. Im Wachen sind das geistige Ichgefühl und das körperliche Ichgefühl nicht leicht zu trennen, weil beide so selbstverständlich dauernd dem Ich zu eigen sind. Für den Traum zeigt sich aber der rückblickenden Erinnerung ganz deutlich, daß diese beiden Ichgefühle völlig unterscheidbar sind.

Wenngleich alles Geträumte als völlig wirklich erlebt wird, so fühlen wir uns trotzdem dabei — wie gesagt, in

der großen Mehrzahl aller Träume — nicht auch körperlich, wir fühlen nicht unseren Körper mit seinem Gewicht und seiner Gestaltetheit, wir haben nicht das Körpergefühl mit seinen Ichgrenzen, wie in der Norm des Wachseins. Es besteht aber auch kein Gefühl für den Mangel des Körper-Ichs, das im Wachen bei so minimaler Ichbesetzung eintreten würde. Das Körper-Ichgefühl wird nicht entbehrt. Der Grund dafür ist, daß nur das Aufhören einer Besetzung der Ichgrenze, obgleich sie gebraucht wurde, — so beim geistigen Ichgefühl — oder wo sie ständig besteht, — so beim körperlichen Ichgefühl — als befremdend empfunden wird. Ich erwähnte ja oben, daß selbst der an Entfremdung Kranke schon im Schutz seines Bettes von seiner Entfremdung nichts zu wissen braucht. Das Träumen aber ist nur ein sehr partielles Erwachen aus dem Zustand der Ichlosigkeit. Die unbewußten und vorbewußten seelischen Vorgänge, welche zum manifesten Trauminhalte werden, wecken das Ich dort, wo sie seine Ichgrenzen treffen: so kommt es immer zu einer Neubesetzung mit Ichgefühl und es gibt keine verlassene Ichgrenze, solange ein Traumbild sie braucht. Daß der Traum vorübereilt und nicht zurückgeholt und nicht überdacht werden kann, kommt davon, daß die narzißtische Besetzung der geistigen Ichgrenzen jeweilig wieder aufhört, sobald ein Bild der Traumszene ablief und ein neues erscheint.

Davon gibt es Ausnahmen. Es kann eine Szene auch längere Dauer bekommen; der Träumer kann sich auf eine frühere Szene sogar besinnen. Es ist ein besonderes Problem, wann diese beiden Ausnahmen eintreten. Wenn der ganze Traum in gleichsam erstarrten Bildern und sehr langsam abläuft, so ist das ein pathologischer Schlafzustand schwerer Übermüdung, analog wie einer ermüdeten Retina die Aufnahmsfähigkeit für ein neues Bild langsamer sich herstellt und das frühere Bild länger bestehen bleibt. Beim normalen Träumer hat das Traumbewußtsein eine ebenso schnelle Wiederherstellungskraft

zur Aufnahme eines neuen Bildes, wie sie die gesunde Retina hat.

Mit diesem wechselnd begrenzten geistigen Ich begnügt sich gewöhnlich der Traumzustand. Nur ausnahmsweise in bestimmten Fällen existiert auch ein Körper-Ichgefühl. Auf die g e i s t i g e Ichgrenze trifft das Traumgebilde das Bewußtsein weckend. Weil es als Objektbesetzung von außen die geistige Ichgrenze trifft, wird es als wirklich gefühlt, trotz eventuell widersprechender Realitätsprüfung. Wir wissen im Traum die Wirklichkeit des Geschehens, wir empfinden sie geistig, wir sehen sie ausnahmsweise sogar lebhaft und selbst überlebhaft, wir sehen sie als wirklich, es muß daher auch die visuelle Ichgrenze mehr oder weniger geweckt sein, — aber wir fühlen uns selbst dabei nicht körperlich unter Körpern. Die Körperlosigkeit des Träumers ist das, worauf ich in diesem Aufsatze das spezielle Augenmerk lenken will.

Nach dem Erwachen aus solch einem körperlosen Träumen kann die Erinnerung nicht angeben, wo und wie man in einer Traumszene sich körperlich gefühlt hat, ob man gesessen oder gestanden hat, wohin der Blick gewendet war, oder gar welche Haltung man eingenommen hat. Dabei kann die Traumszene so gut geordnet sein, daß man sie aufzeichnen kann. Andere Träume freilich lassen auch die Personen und Bilder der Traumszene nur teilweise erinnern. Und wenn in einem Traume das Geschehen, z. B. das Aufsuchen eines Gegenstandes in einem Geschäftsladen, das Begegnen mit mehreren Personen, die Jagd nach einem Menschen direkt erfordert, daß der Träumer selbst jeweilig an einer bestimmten Stelle sein mußte, ist er trotzdem nur als schauendes geistiges Ich, auch als bewegtes schauendes geistiges Ich da, — ohne körperliches Ichgefühl und ohne Körperbewußtheit. Dieses war nicht aus dem Schlafzustand der Unbesetztheit aufgewacht. Der Traum hat sich für den Körper des Träumenden nicht interessiert, der Traum weckt also nicht mehr als nötig, und hierin zeigt sich eine Präzision viel-

leicht der Traumfunktion, vielleicht der Traumarbeit. Jedenfalls muß eine Disgregation der Ichfunktionen im Schlaf eingetreten sein, die solches partielle Erwachen des Ichs gestattet. Daß die Traumarbeit auswählend und verdichtend mit dem Traummaterial arbeitet, wird also ergänzt dadurch, daß sie auch selektiv und konzentrierend auf die Ichgrenzen wirkt. Wir ruhen im Schlafe nicht nur von den Tagesreizen und von den Ichreaktionen aus, wir lassen auch das Ich selbst ausruhen. Und wenn unerledigte Reaktionen, Wünsche, Reize den Schlaf stören, so schützt ihn der Traum auch dadurch, daß er nur ein partielles Erwachen der Bewußtseinsfunktionen und der Ichbesetzungen gestattet.

Der Kern des Ichgefühls, der sich an die Labyrinthfunktionen und an die Orientiertheit des Ichs im Raume knüpft, muß nur so weit geweckt sein, daß die Traumszenen im Raume richtig (nach der Schwerkraft, d. h. nach oben und unten) orientiert erscheinen. Wahrscheinlich gibt es überhaupt kein geistiges Ichgefühl ohne diesen Kern; denn nie fühlt sich das gesunde Ich im Raume unorientiert. Um aber möglichst wenig vom Ichgefühl des Ichkernes zu brauchen, erwacht das Körper-Ichgefühl so wenig und selten als möglich. Auch für den Ichkern gibt es merkwürdige Ausnahmen im Traumerleben, z. B. eine plötzliche Umkehrung der gesamten Traumumwelt, Ausnahmen, die, wie wir wissen, als Darstellungsmittel für besondere typische Erlebnisse verwendet werden.

Diese Sparsamkeit der Ichbesetzung im Traume ist so sehr geregelt, daß es sogar Bewegungsträume gibt, in denen das Körper-Ichgefühl fehlt. Wir alle würden annehmen, daß ein so stark körperliches Traumerlebnis wie das Fliegen und Schweben mit einem starken, vollen Körper-Ichgefühl einhergehen muß. Aber auch dies stimmt nicht. Ich will an diesem so gut bekannten und wohlverstandenen typischen Traume die Unterschiede in der Besetzung mit Ichgefühl deutlich zeigen.

Daß der Träumer im Fliegen sich selbst als ganzen Körper fühlt, kommt oft vor, besonders wenn ein Exhibitionswunsch, ein Sich-Zeigen-Wollen damit verbunden ist. Aber selbst bei exhibitionistischen Fliegeträumen, wie auch bei anderen Exhibitionsträumen ist das Körper-Ich nur selten ein vollständiges. Das Ichgefühl kann nur für den Oberleib oder für die Arme oder für die untere Körperhälfte deutlich sein, der Rest des Körpers ist ganz ohne Besetzung oder nur vage im Bewußtsein und im Gefühl. Gerade bei diesen Träumen ist aber mitunter das Ichgefühl sogar peinlich als mangelhaft bewußt. So bei den Schwebeträumen auf Stiegen, welchen das Gefühl für Brust und Arme geradezu unangenehm fehlen kann. Wenn aber, wie so oft, das Fliegen so geträumt wird, daß man sich in einer Flugmaschine befindet, so fehlt in der Regel jedes Körper-Ichgefühl. Der Träumer erinnert sich an die Flugrichtung und an die Flugstrecke, auch an den Apparat; aber von diesem Apparat hat er während des Fliegens keinen genauen Eindruck bekommen; seiner Situation und seines Körpers in dem Apparate war er sich nicht bewußt. Noch mehr überrascht, daß nicht nur bei dieser so stark verschobenen, symbolisierten Darstellung des sexuellen Vorganges, sondern sogar bei direkten sexuellen Träumen das Körpergefühl ganz mangelhaft sein kann; oft ist es nur auf die Geschlechtsorgane beschränkt, oft ist nur die spezifische Lustempfindung ohne jedes Körper-Ichgefühl vorhanden.

Das g e i s t i g e Ichgefühl, welches also die im Traume regelmäßig vorhandene Ichbesetzung ist, hat unverhältnismäßig häufiger einen passiven Charakter als einen aktiven. Bei aktivem geistigen Ichgefühl ist meist auch ein körperliches Ichgefühl vorhanden. Eine besondere Art von Träumen sind solche mit dem aktiven geistigen Ichgefühl des S c h a u e n s, welches ein körperliches Ichgefühl für die Augen einschließt, während vom übrigen Körper kein Gefühl vorhanden ist.

In einer Minderzahl von Träumen ist aber auch ein

körperliches Ichgefühl vorhanden, sei es während des ganzen Traumes, sei es nur in einzelnen Teilen des Traumes. Der Unterschied zwischen den Teilen, in welchen das Körper-Ichgefühl auftritt, und denen, in welchen es fehlt, ist ein ganz scharfer. Wer einmal darauf aufmerksam gemacht wurde, kann meist bestimmt angeben, bei welchen Traumszenen er ein Körper-Ichgefühl gehabt hat. — Das Körper-Ichgefühl kann sehr lebhaft und betont sein oder nur etwas Selbstverständliches oder aber es wird ausdrücklich als vage und undeutlich angegeben. Den extremsten Fall eines besonders lebhaften Körper-Ichgefühls eigenartiger Qualität berichtete mir ein Patient, der seit seiner Kindheit typische Träume mit Nachtwandeln hat.

Er erzählt, daß er sich *mühsam aus dem Schlafe erhebt, um jemanden oder etwas zu retten. Er muß der Gefahr zuvorkommen. Sie besteht immer darin, daß etwas herunterfallen und die gefährdete Person oder den gefährdeten Gegenstand treffen wird.* Der Schläfer steht unter der seelischen Verpflichtung auf, helfend der Gefahr vorbeugen zu sollen. Es ist also eine vom Über-Ich befohlene Traumhandlung. Das Aufstehen geschieht schwer, der Träumer hat ein Gefühl wie Angst oder Bedrückung darüber, daß er aufstehen muß; er fühlt diese Bedrücktheit wie bei einem Alptraum. Während aber im Alptraum das Schwergefühl aus der Brust auf den Alp, der auf der Brust lastet, projiziert wird, bleibt es bei unserem Somnambulen im Körper fühlbar als Schwierigkeit, ihn zu heben, als Gefühl des Gewichtes des Körpers, der erhoben werden soll. Also als Last und Erschwernis des Aufstehens und des sich anschließenden Gehens; es bleibt dem Ich des Träumers zugehörig. Während des ganzen Gehens ist das körperliche Ich-gefühl ungewöhnlich stark.

Dieser Art von Schlafwandelträumen — ich weiß nicht, wie weit sie typisch sind — sind die Hemmungsträume in einer bestimmten Beziehung entgegengesetzt. Beim Hem-

mungstraum wird eine Bewegung intendiert, aber im letzten Moment aufgehalten. In diesem letzten Momente vor dem Erwachen tritt ein starkes körperliches Ichgefühl in dem gehemmten Gliede bezw. in den gehemmten Gliedern ein. Aber dieses Körper-Ichgefühl im gehemmten Gliede unterscheidet sich von dem normalen Körper-Ichgefühl nicht nur durch seine Intensität, sondern auch dadurch, daß das so mit Ichgefühl besetzte Organ außerhalb des Ichs gefühlt wird. So wie im Wachen — beim Normalen, nicht beim Hypochonder — ein starker körperlicher Schmerz als von außen das Ich treffend *gefühlt* wird, obgleich man *weiß*, daß das schmerzende Organ zum Körper gehört, so wird auch im Hemmungstraum die peinliche Unbewegbarkeit und Starre des gehemmten Gliedes als von außen das Ich treffend gefühlt. Erst nach dem Erwachen kehrt das Gefühl der Herrschaft über das Organ und das Gefühl seines Besitzes dem Ich zurück.

Im Nachtwandeltraume hingegen gehört das Gefühl der Körperschwere dem Ich an. Beiden typischen Träumen gemeinsam ist, daß ein Gegensatz zwischen Über-Ich und Ich in ihnen zum Ausdruck kommt. Beim Hemmungstraum will das Ich etwas tun, der vom Es ausgehende Wunsch wird vom Willen des Ichs ausgeführt und die körperliche Bewegung würde beginnen, wenn nicht auf Geheiß des erwachenden Über-Ichs das Ich die Ausführung des Wunsches und des eigenen Wollens hemmen müßte. Zuletzt hemmt der Gegenwille den vorausgegangenen Willensakt. Beim somnambulen Traum hingegen wird vom Über-Ich aus der Wille des Ichs zu einer positiven Handlung angeregt, die dem Ich schwer fällt. Der Hemmungstraum drückt also aus: „*Ich darf nicht*", der somnambule Traum drückt aus: „*Ich soll*" etwas tun.

Bei meinem somnambulen Patienten war noch eine andere merkwürdige Doppelrichtung im Ich während des ganzen Vorganges des Nachtwandelns dem Träumer deut-

lich bemerkbar und erinnerlich. Während der ganzen Handlung bestand ein Gegenwille, der dem Aufstehen widerstrebt und die Bewegung verlangsamt und erschwert. Dieser Gegenwille entstammt aber nicht wie beim Hemmungstraum dem Über-Ich, sondern einem Teile des Ichs. Die schon erwähnte Bedrücktheit durch die Aufgabe wurde während des Träumens auch dauernd rationalisiert durch den „vernünftigen" Gedanken: „Du schläfst und träumst, warte bis morgen früh, ob nicht die Gefahr morgen beseitigt werden kann oder am Ende gar nicht besteht." Es ist wie eine Teilung des Ichs. Ein Teil des Ichs ist dem wachen Denken ganz nahe, während der andere Teil so tief schläft, daß es Bewegungen vornimmt, ohne zu erwachen. Daß dieser Schlaf sehr tief sein muß, damit eine solche Teilung entstehen könne, ergibt sich aus dem Gefühl beim Aufwachen, wenn dieses durch äußeren Anruf, mitunter auch infolge eigenen Entschlusses, das Nachtwandeln unterbricht; es erfolgt immer wie ein Emporreißen aus tiefster Schlaftiefe. Es ist eine unzureichende Erklärung, daß eine solche besondere Schlaftiefe, also das „Ein-Guter-Schläfer-Sein", die Möglichkeit solcher komplizierter Muskeltätigkeit im Schlafe an und für sich schon begründet. Wir wissen auch, daß die Tiefe des Schlafes hergestellt werden kann, um eben die gegensätzlichen Wünsche und Willensrichtungen ausdrücken zu können. Jedes Schlafwandeln ist ein Gehen vom Bette und eine Rückkehr zum Bette. Der Kompromißcharakter dieses Traumes zeigt sich sogar in der Kurve des Gehens. Ich werde aber über den somnambulen Traum an anderer Stelle berichten, hierher gehört er nur insoferne, als ich bisher in ihm den Traum mit stärkstem Körper-Ichgefühl, und zwar mit dem eines lastenden Körper-Ichs, eines Widerstandes, der vom Körper-Ich ausgeht, gefunden habe. Er zeigt uns auch eine Ausnahme von der Regel, daß bei aktivem geistigen Ichgefühl auch das Körper-Ichgefühl aktiv ist, denn hier war das geistige Ichgefühl aktiv, das Körper-Ichgefühl als Last passiv, während des

Wandelns wurde es allerdings allmählich oder plötzlich aktiv.

In der Regel ist das Körper-Ichgefühl im Traume, wenn es auftritt, viel geringer als in den abnormen Träumen, von denen ich jetzt gesprochen habe. Wenn das Körper-Ichgefühl nicht den ganzen Körper, sondern nur Teile desselben erfaßt, so sind es meistens jene Teile, die mit der geträumten Außenwelt bewegend oder erleidend zu tun haben, wie ich es früher für den Schwebetraum angemerkt habe. Man meine aber nicht, daß bei allen geträumten Bewegungen die bewegten Glieder mit Körper-Ichgefühl besetzt sind. Was ich oben über den Mangel des Körper-Ichgefühls bei dem geträumten Fliegen mittels Flugapparats ausgeführt habe, gilt ebenso von vielen anderen Bewegungsträumen, denen jedes, auch ein partielles Körper-Ichgefühl abgeht. Wir werden bei der nun folgenden Untersuchung, welcher Deutungswert den verschiedenen Arten von Besetzung mit Körper-Ichgefühl zukommt, erfahren, daß dieser anscheinend so unbedeutende und nie beachtete Unterschied, ob der Träumer bei einer Bewegung das bewegte Glied fühle oder nicht, bei der Deutung des Traumes von entscheidendem Gewicht ist, allerdings nicht für die Aufdeckung der latenten Traumgedanken, sondern dafür, welche Stellung das Ich zu den latenten Traumgedanken einnimmt.

V) Bedeutung der Differenzen des Ichgefühls im Traume

Wenn es mir gelungen ist, den Leser von der Weite der Variation und von der Exaktheit der Angaben in betreff des Auftretens eines Körper-Ichgefühls im Traume zu überzeugen, so hoffe ich, daß er mit mir die Erwartung teilt, daß ein so präzises Symptom nicht bedeutungslos sein kann. Seine Bedeutung konnte nur auf psychoanalytischem Wege gefunden werden. Die Psychoanalyse wird sich auch in der Praxis auf diese Bedeutung stützen können. Schließlich führt aber unsere neue Erkenntnis zu einem allgemeinen Problem der Psycho-

logie, das so schwierig ist, daß jeder neue Zugang erwünscht sein muß, — nämlich zum Problem des Willens.

Als ich rein beobachtend erkannte, welche große Differenzen das Ichgefühl im Traume zeigt, versuchte ich verschiedene Erklärungen, die mir als möglich einfielen, dadurch zu prüfen, daß ich sie zunächst bei eigenen Träumen, für die ich das Auftreten des Körper-Ichgefühls mit Sicherheit angeben konnte, anwendete. Ich glaubte zuerst zu finden, daß ein reziprokes Verhältnis zwischen der Stärke der Ichbetonung und der Intensität der Traumbilder bestände, weil sich mir ein solches in einzelnen Träumen gezeigt hatte. Diese Annahme erwies sich aber als falsch, ebenso wie eine andere, daß das Körper-Ichgefühl dann aufträte, wenn der Traum sich mit Gesamtproblemen der eigenen Person, des eigenen Schicksals beschäftigte. Diese beiden irreführenden Beziehungen waren durch die Besonderheit einzelner Träume vorgetäuscht worden.

Ich kam dann darauf, daß in vielen Träumen ein partielles Ichgefühl eine einfache, theoretisch zunächst nicht interessierende Erklärung dadurch fand, daß sehr häufig ein besonders starker Affekt im Traume mit stärkerem Körper-Ichgefühl einhergeht. Das gilt besonders von Angstträumen, aber auch von Träumen, in denen der Träumer Mitleid oder Stolz empfindet.

Analog tritt ein stärkeres Ichgefühl dann auf, wenn eine Triebregung im Traume bewußt wird, so bei masochistischen oder exhibitionistischen Träumen. Die genaue Untersuchung solcher durch den Affekt oder den Trieb bedingter Körper-Ichgefühle im Traume wird sich gleichfalls lohnen. Meine sichere, auf anderen Gebieten gewonnene Erfahrung, daß wir ein aktives und ein passives Ichgefühl zu unterscheiden haben, wird hier von Nutzen sein. Wir haben nämlich ein Ichgefühl für die aktiven und ein anderes für die passiven Funktionen des Körpers. Bei den Träumen mit stärkerem Scham- oder Angstaffekt, bei masochistischen und exhibitionistischen Träumen ist

nun das Körper-Ichgefühl ein passives. Ich vermute, daß bestimmten Affekten die Besetzung bestimmter Körperteile mit passivem Ichgefühl entspricht. Wenn sich eine solche Relation gesetzmäßig nachweisen läßt, dann dürfen wir vermuten, daß auch bei Träumen ohne Affekt die Besetzung eines Körperteiles mit besonderem passivem Körper-Ichgefühl auf einen zum Traume gehörigen, aber nicht „erweckten“ Affekt schließen lassen dürfte. Denn Träume sind affektarm, das Schlafen verlangt ja, daß der Affekt nicht zustande komme.

In bezug auf das aktive Körper-Ichgefühl ergab die Beobachtung eigener und fremder Träume, daß es dann auftritt, wenn der Träumer nicht nur wünscht, was der Traum bedeutet, sondern dem Traumwunsche oder einem Teile desselben mit seinem Willen beitritt. Deshalb sind so selten Träume von aktivem Körper-Ichgefühl begleitet; denn es handelt sich ja meistens um verbotene Wünsche, die, den Schlaf störend, durch den Traum erfüllt werden. Selten nur wagt es das Ich, das Verbotene zu wollen. Aber zum Teile kann das geschehen, und einzelne Teile der Traumhandlung können dem Willen des Träumers entsprechen, obgleich sie im Wachen von den übrigen Teilen des Ichs oft widersprochen sein mögen. Denn nur in juristischen Werken lese ich von der „einheitlichen Gesinnung“, die sogar die Frage nach der Schuld erledigen soll. Wir Psychoanalytiker, und heute können wir wohl schon sagen: wir Psychologen wissen, wie wenig einheitlich Gesinnung und Wollen der Menschen zu sein pflegt, und wie oft im Laufe des Tages der wache Mensch etwas will und es nicht tut. Was er wollte, war auch sein Wunsch gewesen. Aber das Ich gehorchte trotz Wünschen und Wollen dem Über-Ich und unterließ nicht nur die Handlung, sondern verdrängte auch den Wunsch und das Wollen. Im Traume erweckt nun der Wunsch das geistige Ich durch die manifesten Traumbilder, und nun kann im Traume das ganze Ich dem Wunsche beitreten, weil das Ich im Wachen den Wunsch

auch *wollte*; dann erhält nicht nur die entsprechende geistige Ichgrenze ihre Besetzung, es erwacht auch das ganze Körper-Ich. Solch ein Erwachen läßt aber das Schlafen überhaupt nicht lange aufrechterhalten. Und deshalb ist es möglich, bei dem Erwachen aus einem solchen Traume mit ungewöhnlich starkem und vollständigem aktivem Körper-Ichgefühl dieses an sich selber wahrzunehmen und die volle Überzeugung davon zu gewinnen, daß man im Erwachen ein starkes Erlebnis des Wollens hatte, welches sich aus dem abgelaufenen Traume fortsetzte. Ich konnte auf diese Art, ebenso wie vor Jahren die Bedeutung des Hemmungstraumes, in den letzten Jahren die Bedeutung des Traumes mit vollem Körper-Ichgefühl als typisch durch Selbstbeobachtung feststellen. Die Prüfung an den analysierten Träumen hat meine Deutung bestätigt. Solch ein Beitreten des Willens zum Traumwunsch ist eine erhöhte Erfüllung des Lustprinzips, und tatsächlich sind diese intensiven Willensträume besonders angenehm. Wir wissen aber, daß der Gegenwille des Über-Ichs sie leicht in Hemmungsträume umwandelt. Eigentlich war die Erklärung der Träume mit Körper-Ichgefühl als Willensträume schon in der Erklärung der Hemmungsträume mit enthalten, aber nicht erkannt. Die Erklärung, daß gegen Ende des Schlafes eben das Körper-Ich schon erwache, erledigt sich durch die Beobachtung, daß es häufig keineswegs vor dem Aufwachen erwacht.

Sehr gut paßt zu unserer Erklärung, daß das aktive Körper-Ichgefühl das Wollen des Träumers verrät, die Beobachtung, daß ein partielles Körper-Ichgefühl so häufig die geträumten Bewegungen begleitet. Denn diese entsprechen ja einem zur Handlung gesteigerten Willensimpuls. Merkwürdiger ist, daß überhaupt solche Bewegungen auch ohne Körper-Ichgefühl geschehen. Die Traumanalyse zeigt, daß solcher Mangel des Körper-Ichgefühls wohl determiniert ist. Wenn eine Bewegung ausgeführt wird, ohne daß das Körper-Ichgefühl das Wollen des Patienten verrät, so soll eben diese Bewegung oder Hand-

lung nicht sein Wollen, sondern nur sein *Können* hervorheben. Der Traumwunsch bezieht sich dann auf das Können, deshalb ist bei dem Impotenten das Fliegen im Apparate die typische Abart des Fliegetraumes. Wir erinnern uns, daß bei dieser Art zu fliegen das Körper-Ichgefühl meist fehlt. Tatsächlich haben viele Impotente nicht den sexuellen Wunsch nach dem Sexualakt oder nach Erektion, sondern ihr Wunsch geht nach dem Können, nach der Potenz. Das gilt besonders für solche Neurotiker, deren Impotenz einen unbewußten Wunsch, welcher der männlichen Sexualität zuwiderläuft, erfüllt, oder für solche Impotente, welche mit bestimmten Sexualobjekten nicht sexuell verkehren *wollen*. Andrerseits verstehen wir ebenso, daß andere Fliegeträume mit vollem Körper-Ichgefühl einhergehen.

So haben wir durch die Beobachtung des Körper-Ichgefühls die Darstellung des *Wollens* und des *Könnens* im Traume feststellen können. Nachdem uns das gelungen ist, sehen wir, daß dieser Weg der Darstellung ganz dem Sinne des Wollens und des Könnens als *Modis* im Sinne der Grammatik entspricht. Denn die Modalität drückt aus, wie sich das Ich des Menschen zu der im Verbum mitgeteilten Handlung oder Erledigung einstellt. Beim *Wollen* tritt das Ich dem Geschehen der Handlung bejahend und herbeiführend bei. Beim *Können* wird ausgesagt, daß, soweit das Ich in Frage kommt, die Möglichkeit der Handlung besteht. Deshalb ist es sinnvoll und folgerichtig, daß im Traume das Wollen durch das Hinzutreten eines aktiven Ichgefühls dargestellt wird, das Können durch die Handlung ohne Hinzutreten eines Ichgefühls. Nach diesen Ergebnissen wollen wir uns weiter nach der Darstellung der Modalität im Traume umsehen.

Bei unserem Traumwandler fanden wir eine besondere Steigerung des Körper-Ichgefühls, das er aber nicht aktiv, sondern zuerst als Last empfindet, und doch *will* er gleichzeitig das tun, was ihm so schwer fällt. Er hat demnach — soweit ich den Eindruck aus seinen Schil-

derungen gewonnen habe — ein körperliches passives Ichgefühl und ein geistiges aktives Ichgefühl. Sein Über-Ich hat ihm die Handlung befohlen. Diese merkwürdige Kombination stellt in charakteristischer Art das Sollen dar. Es ist ein Wollen im Dienste der Über-Ichs und ein Nichtwollen des Ichs. Ich füge hinzu, daß im Verlaufe des Nachtwandelns die Last des Körpers aufhörte und das Körper-Ichgefühl aktiv wurde. Das bedeutet, daß nach der Überwindung der Widerstände und auch unter dem Gefühl, es sei nur ein Traum, ein aktives Wollen die Traumhandlung begleitet. Tatsächlich ist auch beim wachen „Sollen" gleichzeitig eine Aktivität des wollenden Ichs und ein Widerstand seitens eines Teiles des Ichs vorhanden. Beides wird im Traume durch die Anteile des Ichgefühls dargestellt. Wenden wir uns nun dem schon in der „Traumdeutung" von Freud erklärten Hemmungstraume zu, so weiß ich aus meinen eigenen Untersuchungen,[4]) daß er ein Wollen und Nichtdürfen darstellt. Dabei ist die Einwirkung des Über-Ichs unbewußt, bewußt ist nur, daß ein mit starkem Körper-Ichgefühl besetzter Körper oder Körperteile nicht bewegt werden können. Ein mit Körper-Ichgefühl besetzter Muskelapparat ist dem geistigen Ich entzogen.

Die Berücksichtigung des Ichgefühls im Traume verlangt eine neuerliche genaue Untersuchung dieser typischen Traumformen. Meine heutige Mitteilung ist daher nur eine vorläufige. Sie sagt aber mit Bestimmtheit aus, daß durch die verschiedene Art von Besetzung mit Ichgefühl, ob nur geistig oder auch körperlich, ob aktiv oder passiv, ob total oder partiell, die verschiedene Modalität des Geschehens im Traume dargestellt wird. Umgekehrt werden wir auch dort, wo die Psychoanalyse des Traumes es noch nicht ergibt, aus dem Verhältnis des Ichgefühls auf die Modalität des Traumgeschehens

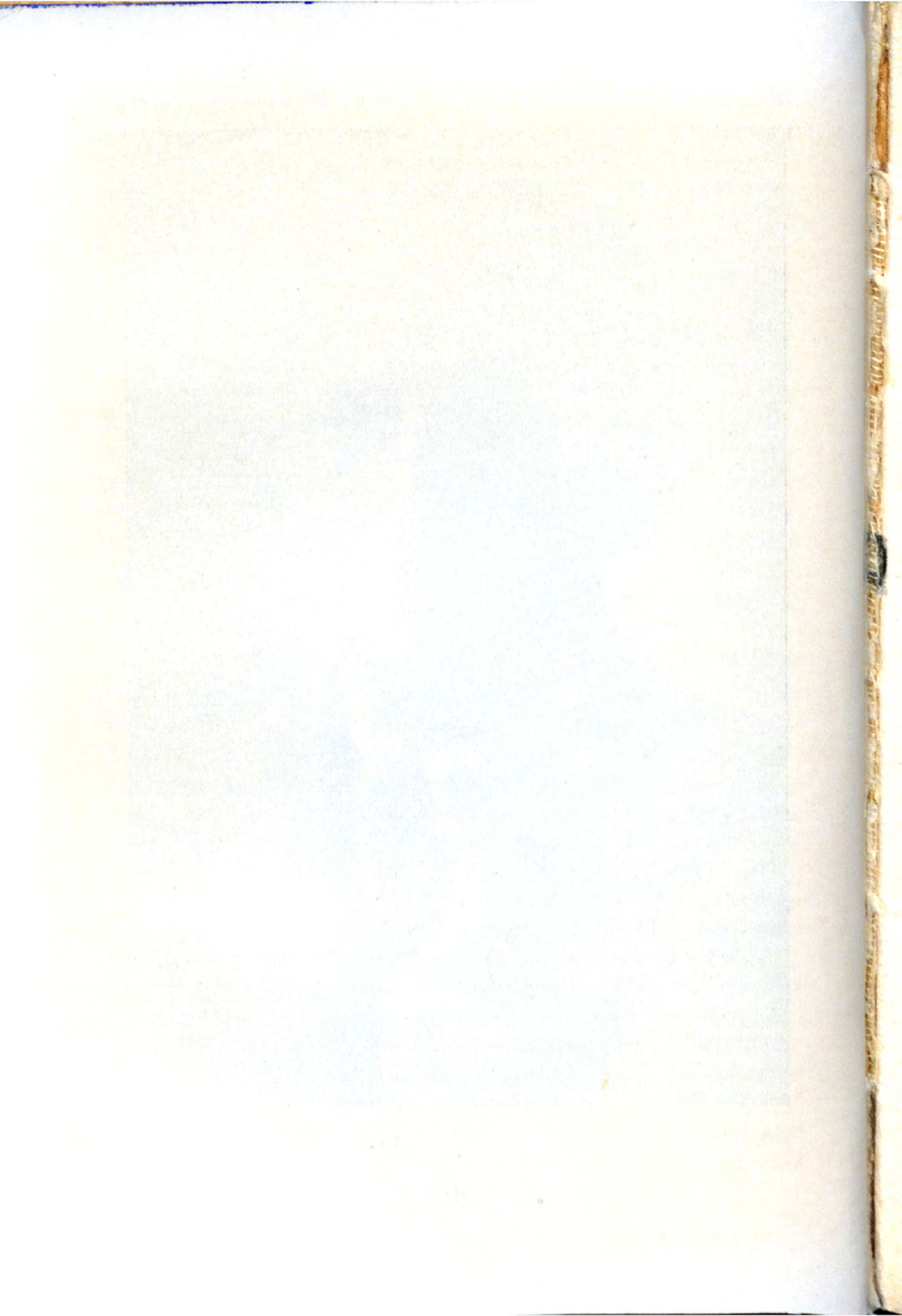
---

[4]) Federn: Über zwei typische Traumsensationen. Jahrbuch der Psychoanalyse, Bd. VI.



phot. Max Halberstadt, Hamburg

Dr. Sándor Radó



schließen können und dadurch die psychoanalytische Deutung fördern. Wir können sagen, die Beobachtung des Ichgefühls im Traume eröffnet uns einen neuen Weg, um bei der Traumdeutung die Hilfszeitworte für die Traumhandlung richtig zu verwenden, denn diese drücken, wie schon oben gezeigt, die Relation des Ichs und des Über-Ichs zum Geschehen aus, für welche das Zeitwort des Geschehens am Objekte durch ein Organ (Instrument) mitteilt. Daß die Ichbesetzung im Traume den Vorgang des Wollens, Könnens, Sollens, Nichtdürfens usw. (die des Müssens und Dürfens stehen noch aus) anzeigt, entspricht völlig den Vorgängen im Wachen. Während aber im Wachen entsprechend diesen Hilfszeitwörtern das ganze Ich und Über-Ich in bestimmte Relation zur Handlung treten, z. B. beim Wollen das aktive geistige und körperliche Ichgefühl, Denken, Impuls und Motorik, fehlt im Traume infolge des Entzuges der Besetzung sowohl die Motorik als auch die Denktätigkeit. Deshalb stehen dem Traume nur die Unterschiede im Ichgefühl als Ausdrucksmittel für die darzustellende Modalität zur Verfügung. Die im Wachen so mächtigen Unterschiede zwischen Wollen, Sollen, Müssen, Dürfen und Können werden im Traume nur durch die subtilen und lange übersehenen Unterschiede im Ichgefühl ausgedrückt, also beinahe nur angedeutet. Die Geringfügigkeit dieser Darstellungsmittel nimmt uns aber nicht wunder, denn wir haben schon lange von Freud gelernt, daß auch machtvollste Triebwünsche im Traume oft nur durch eine entfernte, an sich unkenntliche und lange übersehene Symbolik repräsentiert werden.

Im Wachen ist alle Macht dem Ich zurückgegeben, vor allem der Wille! Der Wille ist die Zuwendung der gesamten aktiven Ichbesetzung zu bestimmten Handlungen, seien diese ein bloßes Denken oder ein Tun. Zu glauben, daß der Wille bloß das Vorauswissen eines in jedem Falle eintretenden Geschehens sei, ist eine intellektualistische Auffassung, die völlig falsch ist. Klages hat das schon

lange nachgewiesen. Dem Ich als Ganzem steht eine bestimmte aktive Libidobesetzung zur Verfügung, die das Ich zuwenden und abziehen kann, und dieses ist der Wille. Das aktive normale Ichgefühl ist die wesentlich kleinere dauernde Besetzung des Ichs. Im Traume repräsentiert sie den Willen.

Im Traumbuche Freuds kommt der Wille nicht vor. Es lag dies daran, daß der Wille dem Bewußtsein und dem Ich zugehören; mein Beitrag soll die Traumlehre vor allem dahin ergänzen, daß auch das Wollen im Traume erkannt werden kann. Wenn gewollte Handlungen im manifesten Traume vorkommen, so stammen sie ebenso wie Denkaktionen aus dem Traummateriale. Ich setze aber die Traumdeutung folgerichtig auch dahin fort, daß auch kleine Unterschiede in der Besetzung mit Ichgefühl im Traume nichts Gleichgültiges und Zufälliges sind, sondern daß auch sie determiniert sind, determiniert wie die Modalität oder die latenten Affekte, die sie andeuten. Die Traumdeutung wird auch diese Determinierungen mit der Zeit und auf Grund weiterer Forschung benutzen lernen.

DAS ÜBERICH IN DER GESCHLECHTSENTSCHEIDUNG

Von

Fritz Wittels

In mehreren, nahezu unwillig anmutenden Bemerkungen hat der Schöpfer und unerschrockenste Denker der Psychoanalyse festgestellt, daß die Begriffe männlich und weiblich für die Psychologie nur dürftigen Inhalt haben. Sie sind kein Problem für den Anatomen, den Biologen und den Gesetzgeber. Ebensowenig für den gewöhnlichen Sprachgebrauch und für das praktische Leben. Die Psychoanalyse aber sieht sich derzeit gezwungen, dafür in grober Annäherung die Vorstellungen von plus und minus oder von aktiv und passiv einzusetzen. Alles Stoßende, Vordringende sei männlich, alles Aufnehmende, Duldende sei weiblich. Da das Benehmen wirklich lebender Männer und Frauen dieser asketischen Definition nicht entspricht, berufen wir uns in der Psychoanalyse auf das alles Lebendige durchdringende Gesetz der Bisexualität und verweisen so unsere eigene Definition aus dem Reiche der Wirklichkeit in das der Abstraktionen. Wir nehmen männliche und weibliche Tendenzen an, die nur in verschiedenen Graden der Vermischung vorkommen, wie die Radikale der organischen Chemie. Die Entmischung und gesonderte Betrachtung einer männlichen als aktiven und einer weiblichen als passiven Tendenz leistet uns gute analytische Dienste. Wir laufen aber doch Gefahr, gerade dort zu verarmen, wo die Psychoanalyse immer ihr Höchstes geleistet hat, nämlich dort, wo wir der erlebenden Erfassung des psychischen Lebens genugtun wollen.

Schon der „gesunde Menschenverstand“ sträubt sich gegen eine mathematische Definition von männlich und

weiblich in der Psychologie. Zwar mit der Autorität des „gesunden Menschenverstandes" wollten wir bald fertig werden. Die Psychoanalyse hat ihm oft nachgewiesen, daß er weder gesund noch verständig war, sondern nur auf Unwissenheit und überkommenem Irrtum beruhte. Aber wir haben gelernt, zu unterscheiden zwischen dem nur sogenannten gesunden Menschenverstand, der ein triebhafter Widerstand gegen den Verstand ist, und jenem untrüglichen Gefühl, das die Wege weist zu tieferer Erkenntnis. Unser Gefühl, daß die mathematische Definition der Geschlechtlichkeit zu arm ist, könnte möglicherweise zu Lösungen führen, die sich mit den Fortschritten der Philosophie im Ich-Problem vergleichen lassen. Die naturalistischen Philosophen (Mach, Nietzsche u. a.) hatten das Ich als philosophischen Begriff aus der Welt geschafft. Es sei nicht zu retten, lehrte Mach, es sei eine „Verführung von der Grammatik" her, sagte Nietzsche. Ich selbst konnte mich lange Zeit mit der Ich-Psychologie nicht befreunden, weil ich von Mach her kam. Ähnlich auch wurde von anderen (Wundt, Haeckel) um die nämliche Zeit die Seele als dynamisches Prinzip beseitigt. Die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hat da „ganze Arbeit" geleistet. Nichts wollte sie übrig lassen von der Romantik früherer Zeit, weder die Festungsmauern der Städte noch die Seele oder das Ich. Damals sträubte sich wohl ebenfalls das lebendige Gefühl gegen diese radikale Beseitigung. Während man aber die schönen Stadttore und Veduten der Altstädte nicht mehr wiederaufbauen kann, haben wir die Wiederaufrichtung des Ichs in der Philosophie sowohl als in der Psychologie miterlebt. Der mathematischen Geschlechtsdefinition wird es vielleicht ähnlich ergehen und unser Unbehagen über sie wird uns möglicherweise zu einer existenziellen Auffassung führen, die ein Männlichkeits- und ein Weiblichkeits-Erlebnis anerkennt. Nehmen wir zunächst an *(posito sed non concesso)*, daß diese beiden Erlebnisse zum biologischen Prinzipe der Bisexualität im gleichen Verhältnisse stehen wie das Ich-Erlebnis zum

principium individuationis. Allein, was ist ein Männlichkeits-, was ist ein Weiblichkeits-Erlebnis?

Man sagt wohl gerne, Asien sei weiblich, verglichen mit Europa. Die Nacht sei weiblich und der Tag sei männlich. Der Traum männlich im Vergleiche mit dem Rausche, den man weiblich nennt. In diesen drei Beispielen ist es allemal das formende Prinzip, das Determinierte, das zum Männlichkeitserlebnis wird. Das Ungeformte, Endlose, Dunkle wird als weiblich empfunden. Aktivität und Passivität sind wohl auch darin. Europa und sein wildgewordenes Kind, Amerika, sind ungeheuer aktiv und fortschrittlich, verglichen mit dem Weltteil, auf dessen Flüssen heute noch Vehikel fahren, wie sie schon der Erzvater Abraham benützt hat, als er den Euphrat hinabfuhr. Aber Aktivität und Passivität sind nicht die Achse des Erlebnisses. Wir würden ja gerne sagen, daß Mütterlichkeit das Wesentliche aller Weiblichkeit und deshalb im Weiblichkeits-Erlebnis hauptsächlich enthalten sei, ebenso wie Zeugung männlich ist. Es macht sich gut, von Mutter Asien zu sprechen, von dem sanften weiblichen Mond mit dem männlichen Traum, der sich der allgemeinen Ruhe widersetzt; dem grausamen Beleuchter Helios, dem sich die formlose Trunkenheit widersetzt. Alles das sagt sich leicht, es fließt in der Tat wie Öl aus der Feder. Leider stehen die Befunde der Biologie ebenso wie die der Psychoanalyse zu solchen Darstellungen, die sich einschmeicheln, in Widerspruch. Es gibt nichts, was zeitlich strenger determiniert und unerbittlicher wäre als Schwangerschaft und Geburt. Es gibt auch nichts Aktiveres als den Uterus, der auf das Zwanzigfache seines Volumens anwächst und dann mit unvergleichlicher Muskelkraft die Frucht ausstößt. Das höhere Muttertier und auch das menschliche Weib werden während der Schwangerschaft dunkler pigmentiert, ihr Haarwuchs wird vorübergehend männlicher. Die feigsten und scheuesten Tiere werden mutig und greifen an, wenn sie Brut zu beschützen haben. Diese biologischen und tierpsychologischen Tat-

sachen decken sich mit Befunden der Psychoanalyse, auf die ich in einer späteren Arbeit mit klinischem Materiale zurückzukommen gedenke, von denen ich aber hier nur die wohlbekannte Gleichung: Kind = Penis anführen möchte. Den Übergang von der Biologie zur Psychologie mag man in der aktiv nährenden Mamma sehen, die dem Kinde in einem Hohlraum eingeführt wird. Jones hat diesen Vorgang in seinem geistreichen Vortrag am 12. Psychoanalytischen Kongreß den Mammilingus genannt. Das Kind erlebt, wie die Psychoanalyse mit Sicherheit nachgewiesen hat, seine Mutter als männlich und wir werden dieses Männlichkeits-Erlebnis unserer frühesten Jahre niemals los. Die Mutter, das weiß die Psychoanalyse ebenfalls, bewertet die Geburt ihres Kindes als Männlichkeits-Erlebnis. Sie überwindet auf Grundlage dieses Erlebnisses ihren Penisneid. Die Mutter ist also — warum sollten wir uns nicht getrauen das auszusprechen? — biologisch und in einer verdeckten psychischen Schicht nicht weiblich, sondern männlich.

Wir fühlen, daß wir hier bei einem fast unerträglichen Paradoxon angelangt sind. Ich habe einmal mit diesem Gedanken in New York einen weiblichen Reporter in die Flucht geschlagen, der von mir etwas Neues über die Frau hören wollte. Ich sagte ihr, daß Gebären als männliche Leistung des Weibes zu gelten habe, worauf die Dame erschreckt das Weite suchte. Ist man aber einmal so weit, die männliche Komponente in dieser scheinbar exquisit weiblichen Funktion zu erkennen, besonders den männlichen Erlebniswert, der darin steckt, dann wird man sich nicht wundern, die männliche Komponente in der weiblichen Schönheit zu entdecken, ob man diese nun sex appeal oder anders nennt. Nach der allgemeinen Meinung gehört auch die Schönheit zum Weibe und wirkt beim Manne leicht effeminiert. Im Englischen sagt man von einem Manne nicht gerne, er sei schön *(attractive)*, sondern nur, er sehe gut aus. Schönheit zieht an, sie zwingt, und muß schon aus diesem Grunde für aktiv

erklärt werden. Allerdings ist sie ihrem reinen Wesen nach nur unwillkürlich aktiv. In der Wirklichkeit kommen aber die bewußte, sich selbst unterstreichende Schönheit und die sadistische Schönheit häufiger vor als das unbewußte Gnadenbild. In der unbewußten Aktivität, die den Mann zur Liebe zwingt, haben wir ein Seitenstück zur Aktivität des Gebärens, das ja dem bewußten Willen gleichfalls entzogen ist: passive Aktivität in beiden Fällen. Aber selbst wenn man nicht geneigt ist, eine passive Aktivität als Erlebnis anzuerkennen, muß man die Unterstreichung der weiblichen Anziehungskraft durch künstlichen Schmuck, die Exhibition, für männlich, für ursprünglich männlich erklären, wenn man doch sieht, daß beim höheren Tier durchwegs das Männchen die Mähne, die Farben, den Hahnenkamm, die Schwanzfedern, allen Schmuck trägt und noch beim primitiven Menschen der Krieger sich schmückt und bemalt. Schön sein und Sich-schön-machen wurde erst in fortgeschrittenen Zeiten auch dem Weibe gestattet und ihm schließlich soweit abgetreten, daß ein Mann, der sich mit Schmuck behängt, als weibisch empfunden wird. Etwas Ähnliches gilt von Tracht und Mode. Im Morgenlande tragen die Frauen Hosen und die Männer lange Röcke. In China trugen die Männer bis vor kurzem Zöpfe. Wir leben in einer Zeit, in der, wie es scheint, das Rauchen immer mehr zu den Frauen übergeht, und ich wollte, wir lebten schon in der Zeit, in der die Männer das Rauchen ebenso aufgegeben haben werden wie Ohrringe, Armbänder und Spitzenjabots. Jedenfalls habe ich eine Zeit erlebt, in der eine Mutter in Tränen ausbrach, weil sie ihre Tochter beim Rauchen ertappte. Sie fürchtete, ein Mannweib herangezogen zu haben.

Die Verwirrung, in die wir mit unseren Begriffen eines Männlichkeits- und eines Weiblichkeits-Erlebnisses geraten, scheint mir vom biologischen wie vom psychoanalytischen Gesichtspunkte aus so vollkommen, daß ich es gern durch ein Aktivitäts- und Passivitäts-Erlebnis ersetzen wollte. Aber wir geraten ja mit diesen Begriffen

in Widersprüche, die ganz ebenso schwer zu vereinen sind. Ich meine, wir fahren besser mit dem Begriffe eines *Vollkommenheits-Erlebnisses*, das sich bei Männern und bei Frauen gleichmäßig einstellt, wenn sie glauben, daß sie in ihrer Art eine für ihre Zeit und für ihren Ort ausreichende Vollkommenheit erreicht haben. Es gibt biologische Vollkommenheiten, z. B. Kinderbekommen, Gesundsein und sich so fühlen, Lieben und Sterben. Es gibt logische, ästhetische, moralische Vollkommenheiten, zu welch letzteren auch Schadenfreude, Verbrechen als Negativum gehören. Das Erleben aller dieser Vollkommenheiten als männlich oder weiblich, hängt weniger vom biologischen Unterbau als vom sozialen Überbau ab, nämlich von dem, was gerade für männlich und weiblich gilt. Biologisch ist jeder von uns männlich und weiblich zugleich wie alles Lebendige. Triebhaft sind wir ebenfalls bisexuell. Aber die Entwicklung der Kultur fordert mit fortschreitender Schärfe und gewissermaßen wider die Natur, daß wir uns für das eine oder das andere Geschlecht entscheiden. Wir erfüllen diese Forderung, indem wir nach einer langen Reifezeit, die von der Psychoanalyse aufgedeckt und ausführlich beschrieben wurde, schließlich einem Erlebnis zustreben, das ich folgendermaßen definieren möchte: *Als männlich oder weiblich wird erlebt, was in einer bestimmten Zeit und an einem bestimmten Ort für männlich oder weiblich gilt.* Diese Entscheidung des Erlebnisses liegt demnach beim Über-Ich. Sie ist sozial. Hinter dem Männlichkeitserlebnis sowohl als hinter dem der Weiblichkeit steckt die Bisexualität, der wir nicht entrinnen können. Das Über-Ich ignoriert das. Ebenso wie es sich in die Realitätsprüfung einmischt, so entscheidet es auch über männlich und weiblich. Wenn es der Meinung ist, daß die Frau zum Herde gehört, dann ist die beste Köchin das vollkommenste Weib und fühlt sich als solches. Schönheit gilt dann für schamlos und unweiblich. Es gibt andere Zeiten, in denen

das Gebären vieler Kinder, Kochen und Stricken keineswegs das Gefühl vollendeter Weiblichkeit erzeugen. Der soziale Kodex wechselt in sehr weiten Grenzen. Wenn er sich zu weit von den biologischen Leitlinien entfernt, dann gibt es hie und da eine Revolution. Das Über-Ich hängt, wie Freud uns lehrt, auch mit den tiefsten Schichten des Es zusammen, woher es kommen mag, daß endoktrin oder sonst organisch pathologische Männer und Frauen zu einem ungestörten Vollkommenheitsgefühl in ihrem Geschlechte nicht gelangen können. Das Über-Ich wird ja seinerseits von biologischen (konstitutionellen) Faktoren gesteuert, die sich in Form von Erlebnissen psychisch repräsentieren.

*

Der Versuch des Über-Ichs, die Bisexualität zu überwinden, führt letzten Endes über die Stufe des Männlichkeits- und Weiblichkeitserlebnisses hinaus ins Asexuelle. Eros, Logos, Thanatos haben kein Geschlecht und wehren es ab. Deshalb singen Goethes „vollendetere Engel":

Uns ist ein Erdenrest
Zu tragen peinlich.
Und wär' er von Asbest,
Er ist nicht reinlich.
Wenn starke Geisteskraft
Die Elemente
An sich herangerafft,
Kein Engel trennte
Geeinte Zwienatur
Der innigen beiden.
Die ewige Liebe nur
Vermag's zu scheiden.

DIE SEXUALBETÄTIGUNG DES KINDES

Von

Melanie Klein

Der folgende Aufsatz ist dem Ende 1932 im Internationalen Psychoanalytischen Verlag erschienenen Werke „Die Psychoanalyse des Kindes“ entnommen. Preis in Leinen Mark 12.—, geheftet Mark 10.—.

Eine der großen Leistungen der Psychoanalyse war die Entdeckung, daß das Kind eine Sexualität besitzt, die sowohl in direkter Sexualbetätigung wie auch in sexuellen Phantasien zum Ausdruck kommt.

Wir wissen, daß die Säuglingsmasturbation eine allgemeine Erscheinung ist, daß aber auch die Masturbation bis zur Latenzzeit, wenn auch in verschiedenem Ausmaß, überaus häufig auftritt. Allerdings erwarten wir, ihr auch schon beim kleinen Kinde nicht offenkundig zu begegnen. In der Vorpubertät, insbesondere in der Pubertät, ist die Masturbation wieder eine sehr häufige Erscheinung. Die Entwicklungsperiode, in der die Sexualbetätigung des Kindes am stärksten nachläßt, ist das Latenzalter. Die Erklärung hiefür sehen wir darin, daß mit dem Abklingen des Ödipuskomplexes die Triebansprüche geringer werden. Dagegen ist noch ungeklärt, weshalb wir die Latenzzeit vorwiegend unter dem Drucke des Abgewöhnungskampfes gegen die Masturbation finden. Freud schreibt: „Während der Latenzzeit scheint die Abwehr der Onanieversuchung als Hauptaufgabe behandelt zu werden.“ Dies spricht dafür, daß das Drängen des Es im Latenzalter doch nicht in dem Maße nachgelassen hat, als angenommen wird, oder daß der Druck des Schuldgefühls gegen die Forderungen des Es sich verstärkt hat.

Meiner Auffassung nach gelten die schweren *Schuldgefühle*, die mit der *Masturbation* einhergehen, den *destruktiven*, sich in den Masturbationsphantasien äußernden *Triebregungen*. Diese Schuldgefühle sind es, die zur vollständigen Einstellung der Masturbation drängen und — wenn diese Forderung sich voll durchsetzt — häufig zu Berührungsangst führen. Daß diese ein ebenso bedeutsames Zeichen gestörter Entwicklung darstellt wie die Zwangsonanie, geht deutlich aus Analysen Erwachsener hervor, in denen wir erfahren, daß die übermäßige Angst vor der Masturbation in der Kindheit zu schweren Störungen der Sexualität geführt hat. Diese Störungen sind freilich beim Kinde nicht zu überprüfen. Sie werden erst beim Erwachsenen als Frigidität oder Impotenz deutlich. Doch auch beim Kinde sind sie an Schwierigkeiten erkennbar, die immer mit der Fehlentwicklung der Sexualität einhergehen.

Analysen von *Berührungsangst* ergeben, daß der allzu erfolgreiche Abwehrkampf gegen die Onanie sich nicht nur in Symptomen verschiedener Art (insbesondere Tic) äußert, sondern auch die kulturell so wichtige Aufgabe des Latenzalters, die *Entwicklung der Sublimierungen*, im höchsten Maße *beeinträchtigt*, indem er zur übermäßigen *Verdrängung* der *Masturbationsphantasien* führt. In meiner Arbeit: Zur Genese des Tic (Int. Ztschr. f. PsA., Bd. XI, 1923) wies ich an Hand eines Falles von Tic nach, daß dieser zugleich mit der Berührungsangst sich in dem Maße auflösen ließ, als die so lange verpönte Masturbation wieder einsetzte, zugleich damit auch eine Reihe von Sublimierungen sich entwickelte. Die Masturbationsphantasien sind nach meinen Erfahrungen eine Grundlage der Spieltätigkeit und ein Element aller weiteren Sublimierungen. Beim kleinen Kinde sehen wir, wie in der Analyse, wenn die verdrängten Masturbationsphantasien frei werden, die Spieltätigkeit — beim größeren Kinde Lerntätigkeit, Sublimierungen und Interessen verschiedenster Art einsetzen.

Zugleich wird aber auch in den Fällen, in denen Berührungsangst vorgelegen hatte, die Masturbation wieder aufgenommen. Eine weitgehend verstärkte Sublimierungsfähigkeit ergibt sich — neben anderen Veränderungen — auch in Fällen von Zwangsonanie in dem Maße, als der Zwang zur Masturbation aufgelöst wird. In diesen Fällen blieb aber die Masturbation in geringerem Ausmaße und ohne Zwanghaftigkeit bestehen. Analysen von Berührungsangst führen auch fast regelmäßig zu einem vorübergehenden Stadium von Zwangsonanie, Analysen von Zwangsonanie oft zu vorübergehender Berührungsangst. Bei der Zwangsonanie erweist sich auch die Tendenz, die Masturbation der Umgebung vorzuführen, mitbestimmend; sie geht vom Schuldgefühl aus. Dieselben Faktoren sind auch beim Verhalten kleiner oder größerer Kinder mit wirksam, die offenkundig — anscheinend „ungehemmt" — onanieren. Die Analysen von Zwangsonanie und Berührungsangst führen demnach in Hinsicht auf Sublimierungsfähigkeit und masturbatorische Betätigung zu den gleichen Endresultaten.

Es scheint also, daß das Abklingen des Ödipuskonfliktes normalerweise zwar eine Periode geringeren, aber keineswegs völliger sexueller Bedürfnislosigkeit einleitet, und eine mäßige — nicht zwanghafte und Befriedigung bietende — Masturbation in allen kindlichen Altersstufen eine normale Erscheinung ist.

Die Momente, die für die Zwangsonanie bestimmend sind, machen sich auch in einer anderen Form der kindlichen Sexualbetätigung geltend. Ich habe wiederholt hervorgehoben, daß nach meinen Erfahrungen in der ersten Kindheit sexuelle Beziehungen von Kindern untereinander die Regel sind. Ich stellte aber auch in einer Reihe von Fällen des Latenz- und Pubertätsalters fest, daß diese Beziehungen beim Einsetzen des Latenzalters nicht zum Stillstand gekommen waren oder in anderen Fällen von Zeit zu Zeit plötzlich wieder auf-

genommen wurden, und daß in all diesen Fällen im wesentlichen die gleichen Faktoren wirksam waren. Ich will dies an zwei Beispielen illustrieren, und zwar an der Beziehung zweier Brüder im Alter von sechs und fünf Jahren und zweier Geschwister im Alter von vierzehn und zwölf Jahren. Da ich in beiden Fällen beide Partner in Analyse hatte, war mir ein voller Einblick in das Ineinanderwirken aller Faktoren möglich.

Günther und Franz waren in ärmlichen, aber nicht ungünstigen Familienverhältnissen aufgewachsen. Die Eltern lebten in gutem Einvernehmen miteinander. Obgleich die Mutter die Hausarbeit allein besorgte, befaßte sie sich viel und in verständnisvoller Weise mit den Kindern. Günther wurde wegen seines ungewöhnlich gehemmten und ängstlichen Wesens und seiner deutlichen Absperrung von der Realität in Analyse gegeben. Er war ein verschlossenes, überaus mißtrauisches Kind, aufrichtiger und wirklicher Liebe anscheinend nicht fähig. Franz war überlebhaft, aggressiv und schwer erziehbar. Die Kinder vertrugen sich sehr schlecht miteinander, wobei aber Günther der Nachgiebigere zu sein schien.

Der Beginn der von den Kindern mutuell vorgenommenen sexuellen Akte ließ sich in den Analysen bis auf das Alter von etwa dreieinhalb beziehungsweise zweieinhalb Jahren zurückführen; ich halte es aber für wahrscheinlich, daß sie schon vorher eingesetzt hatten. In der Analyse ergab sich, daß beide Kinder bewußt gar kein Schuldgefühl wegen dieser Akte empfanden (die sie aber dabei sorgfältig verheimlichten), während das unbewußte Schuldgefühl überaus schwer war. — Für den älteren Knaben, der den jüngeren verführt und zeitweise genötigt hatte, waren die von ihm vorgenommenen Akte (gegenseitige Fellatio, Masturbation und Berührung des Anus mit den Fingern) gleichbedeutend mit Kastration (die Fellatio vertrat das Abbeißen des Penis) und mit Zerstörung des ganzen Leibes des Bruders (durch Zerschneiden, Zer-

reißen, Vergiften, Verbrennen usw.). Die Analyse der mit diesen Akten verbundenen Phantasien ergab, daß sie nicht nur der Überwältigung und Zerstörung des Bruders galten, sondern daß dieser ihm dabei auch die beiden miteinander im Koitus vereinigten Eltern bedeutete. — Die Akte waren also in gewissem Sinne eine Realisierung der sadistischen, gegen die Eltern gerichteten Masturbationsphantasien in gemilderter Form. Indem Günther, und zwar zeitweise in gewaltsamer Weise, diese Akte am Bruder vornahm, suchte er sich unter anderem den Beweis zu erbringen, daß er auch im gefährlichen Kampfe mit den Eltern der Stärkere sein würde. Aus der übermäßigen Angst vor den Eltern entsprang ein verstärkter Antrieb, sie zu beseitigen, wobei die in der Phantasie verübten Angriffe auf die Eltern diese wiederum um so furchterregender machten. Die Angst, der Bruder könne ihn verraten, steigerte wieder den Haß gegen diesen und bildete einen verstärkten Antrieb, ihn durch diese Akte zu beseitigen. Bei Günther, bei dem ein ganz abnormer Sadismus vorlag, enthielt die Sexualität fast keinerlei positive Elemente. In seiner Phantasie bedeuteten die verschiedenen sexuellen Akte eine in raffinierter Weise vorgenommene Folterung, die zum Tod des Objektes führen sollte. Diese Phantasien entsprachen in vielen Einzelheiten und auch durch den völligen Mangel an Reaktionsbildungen gegen diese Antriebe (als Reaktion trat nur Vergeltungsangst, nicht aber Bedauern oder Schuldgefühl auf) — den Handlungen sadistischer Verbrecher. Die Vergeltungsangst wirkte sich aber als immer wieder erneuter Antrieb zur Wiederholung der sexuellen Betätigung aus. In diesem ganz abnormen Falle, in dem zufolge der weitgehenden Vorherrschaft der destruktiven über die libidinösen Triebregungen die Sexualbetätigung dem Verbrechen gleichgesetzt wurde und es vertrat (beim erwachsenen Verbrecher geht bekanntlich häufig die perverse Sexualbetätigung mit dem Verbrechen einher), wirkte sich die Vergeltungsangst als Antrieb zur Beseitigung des

Objektes aus. Indem Günther den Bruder überwältigte, erbrachte er sich immer wieder den Beweis, daß er nicht überwältigt würde.

Günthers Beziehung zu seinem Bruder aktivierte aber auf diese Weise immer wieder Angst und verstärkte so noch seine Schwierigkeiten, die zu einer völlig abnormen psycho-sexuellen Entwicklung geführt hatten.

Der jüngere Knabe, Franz, hatte die unbewußte Bedeutung der vom Bruder vorgenommenen Akte voll erfaßt, und deshalb war seine Angst, von ihm kastriert und vernichtet zu werden, übermäßig gesteigert worden. Trotzdem hatte Franz sich weder beklagt noch auch die Entdeckung dieses Verhältnisses ermöglicht. Von den Gründen, die bei dem jüngeren Knaben eine überaus starke masochistische Fixierung an diese für ihn so beängstigenden Akte und (trotzdem er der Verführte war) ein schweres Schuldgefühl erzeugt hatten, greife ich hier einige heraus:

Franz identifizierte sich in seinen sadistischen Phantasien mit dem ihn vergewaltigenden Bruder, schöpfte also aus dieser Situation die Befriedigung für seinen Sadismus, die wir als eine der Wurzeln des Masochismus kennen. Die Identifizierung mit dem Angstobjekt sollte aber auch der Angstbewältigung dienen. In seiner Phantasie wurde Franz auf diese Weise selbst zum Überwältiger: Der Feind, gegen den sich seine Angriffe richteten, war sein Es, sowie der verinnerlichte Penis des Bruders, der den Penis des Vaters — das gefährliche Über-Ich — vertrat und den er als Verfolger empfand. Dieser sollte durch die auf seinen Körper erfolgenden Angriffe in seinem Leibesinnern zerstört werden. [Melitta Schmideberg weist darauf hin, daß bei den Primitiven durch die gewaltsamen exorzistischen Maßnahmen, die der Medizinmann vornimmt, die Angst vor dem im Kranken befindlichen Dämon (den in ihm vorausgesetzten väterlichen Penis) bewältigt werden soll. (Psycho-

tic Mechanism in Cultural Development. Int. Journ. of Psycho-Analysis Vol. X, 1930).]

Da aber dieses Bündnis mit einem grausamen äußeren Über-Ich gegen die verinnerlichten Objekte und das Es nicht aufrechterhalten werden konnte, weil es das Ich zu sehr bedrohte, wurde der Haß immer wieder auf die Objekte abgedrängt, die auch für das eigene gehaßte schwache Ich standen, so zum Beispiel auf jüngere, schwächere Kinder, gegen die Franz mitunter brutal war. Der Haß, den Franz zeitweise gegen mich in der Analysenstunde bekundete, die Wut, mit der er mich mit einem Holzlöffel bedrohte, den er mir in den Mund stoßen wollte — wobei er mich als klein, dumm, schwach beschimpfte —, erwiesen sich durch diese Verschiebung determiniert. Der Holzlöffel stellte symbolisch den Penis des Bruders dar, der ihm gewaltsam in den Mund gestoßen worden war. Den Haß gegen den Bruder hatte er in Identifizierung mit diesem gegen sich selbst gewendet. Er wütete gegen sich wegen seiner Schwäche und Kleinheit und drängte dann diesen Haß auf andere, schwächere Kinder — in der Übertragungssituation auf mich — ab.

Abwechselnd mit diesem Mechanismus kehrte Franz in der Phantasie die Situation um und empfand die vom Bruder ausgeübten Akte gleichzeitig als von ihm selbst gegen Günther verübte Angriffe. Da aber für Franz in diesen sadistischen Phantasien — analog wie bei Günther — der Bruder zugleich ein Substitut für die Eltern darstellte, wurde er selbst in den Phantasieangriffen auf die Eltern der Spießgeselle des Bruders. Deshalb teilte er auch das Schuldgefühl und die Angst des anderen vor der Entdeckung durch die Eltern, woraus sich ebenfalls ein starkes Motiv zur Geheimhaltung der Beziehung ergab.

Ich kam auf Grund einer Reihe von analogen Erfahrungen zur Auffassung, daß es der übermäßige Druck des Über-Ichs ist, der (ebenso wie für die vollkommene Unterdrückung) für den zwanghaften Antrieb zur Sexualbetätigung bestimmend ist, daß

also Schuldgefühl und Angst die libidinösen Fixierungen verstärken und die libidinösen Triebansprüche erhöhen. Übermäßiges Schuldgefühl und das Übermaß der Angst scheinen mir beim Einsetzen des Latenzalters die Verminderung der Triebansprüche zu verhindern. Hiezu kommt, daß im Latenzalter selbst eine verminderte Sexualbetätigung eine übermäßige Schuldreaktion hervorruft. Struktur und Ausmaß der Neurose bestimmen das Resultat dieses Kampfes im Latenzalter. Berührungsangst und Zwangsonanie stellen die Endpunkte einer Ergänzungsreihe dar, in der wir die verschiedensten Abschattungen vertreten sehen.

Der zwanghafte Antrieb zum Sexualverkehr erwies sich mir in diesem Falle und in anderen Fällen durch einen Faktor bestimmt, dem auch allgemeine Bedeutung für den Wiederholungszwang zuzukommen scheint. Die phantastische *Angst* vor einer *irrealen*, das *Leibesinnere* betreffenden *Gefahr* treibt dazu, diese Gefahr in eine *reale* und *äußere* zu verwandeln. (Im vorliegenden Fall drängte die Angst vor dem verinnerlichten Penis des Bruders als Verfolger und den bösen verinnerlichten Eltern zur Vergewaltigung durch den Bruder.) Diese äußere Gefahrsituation wird dann zwangsweise herbeigeführt, da die Angst, die sich aus *realen* Gefahrsituationen ergibt, immer noch *geringer* ist als die dem *Leibesinnern geltende* und auch besser erledigt werden kann.

Mit äußeren Mitteln den Fortbestand dieser sexuellen Beziehung zu verhindern, wäre unter den gegebenen Verhältnissen unmöglich gewesen, da wegen der engen Wohnungsverhältnisse eine Trennung der Schlafgelegenheiten sich nicht hätte durchführen lassen. Eine solche Maßregel wäre aber auch nach meinen sonstigen Erfahrungen in einem Falle wie diesem, da der Zwang auf beiden Seiten ein so starker war, wirkungslos geblieben. Es zeigte sich, daß die Kinder, wenn sie auch nur einige Minuten tagsüber allein blieben, diesen Zeitraum zur Ausführung

irgend einer sexuellen Berührung benutzten, die für das Unbewußte die gleiche Bedeutung hatte wie die Ausführung der verschiedenen als sadistisch phantasierten Akte. Erst im Verlauf der lange dauernden Behandlung, in der ich niemals die Kinder dahin zu beeinflussen suchte, daß sie diese Sexualbetätigung einstellen sollen, sondern rein analytisch die determinierenden Ursachen dieser Beziehung auf beiden Seiten aufdeckte, kam es langsam und schrittweise zuerst zu einer Veränderung der Akte und einer Verringerung ihrer Zwanghaftigkeit und schließlich zu deren völliger Einstellung. Hiebei zeigte sich, daß nun nicht etwa eine Gleichgültigkeit gegen die mutuellen sexuellen Akte eingesetzt hatte, sondern daß das Schuldgefühl, als es weniger vehement wurde, zur Einstellung der Beziehung drängte. Während also vorher die übermäßige Angst und das einer frühen Entwicklungsstufe entstammende Schuldgefühl den Zwang hervorgerufen, also die Fixierung verstärkt hatten, so war die sexuelle Beziehung beiderseits aufgegeben worden, als das Schuldgefühl verringert war und sich auf veränderte Art geltend machte. Zugleich mit der Veränderung und schließlich völligen Einstellung der sexuellen Beziehung hatte die vorher feindselige und gehässige Einstellung der Kinder zueinander einer normalen und herzlichen Beziehung Platz gemacht. Diese von mir in allen Fällen geübte Enthaltung fiel mir in diesem Falle, da die Schädigung so deutlich war, oft recht schwer. Andrerseits hat mir gerade dieser Fall wieder die Aussichtslosigkeit einer pädagogischen Beeinflussung seitens des Analytikers erwiesen. Wäre die Verhinderung dieser Akte wirklich möglich gewesen — was sie aber in diesem Falle nicht war —, so wäre damit dennoch nicht die notwendige Behebung der pathologischen Ursachen erfolgt. Auch in anderen Fällen, in denen Beziehungen dieser Art über den Beginn des Latenzalters hinaus fortgesetzt wurden, stellte ich fest, daß nur ein Teil der in der Frühzeit ausgeführten Akte beibehalten wurde (insbesondere wurden Fellatio

und Cunnilingus aufgegeben) und die Akte auch seltener — in den meisten Fällen nur periodisch — vorgenommen wurden, daß sie jedoch für das Unbewußte die ganze ursprüngliche Beziehung mit allen seinerzeit vorgenommenen Handlungen wiederholten. Bei Ilse zum Beispiel trat nach einem Koitusversuch mit dem Bruder ein Ausschlag um den Mund herum auf, der der Ausdruck des Schuldgefühls und der Angst wegen der in früher Kindheit mit diesem Akt zugleich vorgenommenen Fellatio war, die sie aber, wie gesagt, seit früher Kindheit nicht mehr ausgeübt hatte.

Ich kann mich nun bei der Besprechung des zweiten Falles mit der Anführung der Tatsachen und dem Hinweise begnügen, daß hier — wenn auch in den Einzelheiten verschieden — die gleichen Faktoren bestimmend waren wie in dem zuvor besprochenen Falle.

Zwischen der zwölfjährigen Ilse und ihrem um zwei Jahre älteren Bruder Gert kam es von Zeit zu Zeit zu koitusähnlichen Akten, die — oft nach langen Pausen — ganz plötzlich vorgenommen wurden. Hier lag auf seiten des Mädchens gar kein bewußtes Schuldgefühl vor, während der sehr viel normalere Bruder auch bewußt starke Schuldgefühle hatte. Die Analyse der beiden Kinder ergab, daß eine in der ersten Kindheitsperiode entstandene sexuelle Beziehung zu Beginn des Latenzalters nur zeitweise abgebrochen worden war, weil ein aus dem übermäßigen Schuldgefühl herrührender zwanghafter Antrieb auf beiden Seiten von Zeit zu Zeit die Wiederholung herbeiführte. Die in der frühen Kindheit ausgeführten Akte hatten sich im Latenzalter nicht nur der Häufigkeit nach verringert, sondern auch dem Charakter nach eingeschränkt. Fellatio und Cunnilingus waren aufgegeben worden und einige Zeit hindurch kam es nur zu gegenseitigem Betasten und Beschauen. In der Vorpubertät setzten aber wieder koitusähnliche Berührungen ein. Diese Akte gingen vom Bruder aus und trugen einen zwanghaften Charakter. Er folgte dabei einem plötzlichen Impuls; weder vorher

noch nachher beschäftigte er sich mit ihnen in Gedanken. Er „vergaß" das Geschehnis auch fast völlig von einem Mal zum anderen. Diese partielle Amnesie lag ebenfalls für eine Reihe anderer mit dem Sexualverkehr assoziativ verbundener Dinge vor und bestand in ungewöhnlichem Maße für die frühe Kindheit. Die Schwester war in früherer Kindheit häufig der aktive Teil gewesen, spielte aber später nur mehr eine passive Rolle. In dem Maße, in dem die Analyse bei beiden Kindern die tieferen Ursachen des vorliegenden Zwanges aufklärte, löste sich dieser auf beiden Seiten auf, und es kam auch zur völligen Einstellung der sexuellen Beziehung zwischen ihnen. Auch in diesem Falle verbesserte sich das ursprünglich sehr schlechte Verhältnis zwischen den Geschwistern in auffallender Weise.

In diesen und auch in anderen Fällen erfolgte die Auflösung des Zwanges zugleich mit einer Reihe von einschneidenden, ineinandergreifenden Veränderungen. Die in der Analyse schrittweise sich vollziehende Milderung des Schuldgefühls ging mit der Herabsetzung des Sadismus und einem stärkeren Hervortreten der genitalen Stufe einher. Dies drückte sich in entsprechenden Änderungen der Masturbationsphantasien — beim kleineren Kinde auch der Spielphantasien — aus.

In Analysen des Pubertätsalters läßt sich dann auch noch eine Veränderung der Masturbationsphantasien feststellen. So hatte Gert zum Beispiel keine bewußten Masturbationsphantasien; im Verlaufe der Analyse setzten Masturbationsphantasien ein, die ein Mädchen zum Gegenstand hatten, von dem er nur den nackten Körper und nicht den Kopf sah. Auf einer weiteren Stufe trat der Kopf immer deutlicher hervor und erwies sich als der seiner Schwester. Zu dieser Zeit war aber der Zwang schon aufgelöst, und die sexuelle Beziehung zwischen den Geschwistern war ganz eingestellt worden. Hieraus geht der Zusammenhang hervor, der zwischen der übermäßigen Verdrängung der auf die Schwester ge-

richteten Wünsche und Phantasien und dem zwanghaften Antrieb zum Sexualverkehr mit ihr bestand.

Noch später veränderten sich die Phantasien dahingehend, daß er nur andere, fremde Mädchen sah, schließlich war es ein bestimmtes Mädchen — eine Freundin der Schwester —, von der er phantasierte. In diesen stufenweisen Veränderungen dokumentierte sich die Ablösung von der Schwester; sie konnte erst einsetzen, nachdem die aus übermäßigem Schuldgefühl resultierende zwanghafte Fixierung an sie analytisch behoben worden war.

Ich komme, was die sexuellen Beziehungen von Kindern — insbesondere von Geschwistern — untereinander betrifft, auf Grund meiner bisherigen Erfahrungen zum Ergebnis, daß solche Beziehungen in der frühen Kindheit allgemein sind, dagegen im Latenzalter und in der ersten Pubertät nur beibehalten werden, wenn das Schuldgefühl übermäßig und seine Verarbeitung nicht geglückt ist. Allerdings bin ich nach meinen Beobachtungen überzeugt, daß diese Beziehungen auch in diesen Lebensperioden sehr viel häufiger sind, als im allgemeinen angenommen wird.

Allem Anschein nach wirkt sich das Schuldgefühl im Latenzalter dahin aus, daß, während die Masturbation in geringerem Ausmaße bestehen bleibt, sexuelle Betätigungen von Kindern untereinander — sei es mit Geschwistern oder anderen Kindern — als eine zu starke Realisierung der inzestuös-sadistischen Wünsche verworfen werden. Auch noch im Pubertätsalter wirkt die Zielsetzung dieser Entwicklungsperiode, die die Ablösung von den inzestuösen Objekten beinhaltet, solchen Beziehungen entgegen. Die Aufnahme von sexuellen Beziehungen zu neuen Objekten aber erfolgt normalerweise in einem späteren Abschnitt des Pubertätsalters. Sie basiert auf der sich vollziehenden Ablösung von den alten Objekten und beruht dann auf anderen, dem Inzest entgegenwirkenden Strebungen.

Nun erhebt sich die Frage, inwieweit es möglich wäre, von vornherein das Zustandekommen solcher Beziehungen zu verhindern? Es scheint mir sehr zweifelhaft, ob dies möglich wäre, ohne anderen schweren Schaden anzurichten (zum Beispiel dadurch, daß die Kinder einer zu weit gehenden Beaufsichtigung und Freiheitsberaubung unterworfen würden), ja, ob selbst bei schärferer Beaufsichtigung solche Beziehungen überhaupt verhindert werden können. Hiezu kommt, daß diese frühen Erlebnisse, die so überaus schädigend wirken können, in anderen Fällen die Entwicklung günstig beeinflussen. Die sexuellen Beziehungen von kleinen Kindern untereinander dienen allem Anschein nach — neben der libidinösen Befriedigung und der Befriedigung des sexuellen Wißtriebes — der Funktion, das übermäßige Schuldgefühl abzuschwächen. Da der Phantasiegehalt dieser Beziehungen auf den sadistischen Masturbationsphantasien beruht, diese aber die Quelle schwerster Schuldgefühle sind, führt die Tatsache, daß an diesen verpönten, gegen die Eltern gerichteten Phantasien ein Partner teilnimmt, ein Gefühl der Bundesgenossenschaft herbei, das die Angst vermindert. Hingegen ergeben sich aus der Beziehung selbst wieder Angst- und Schuldgefühle. Welche Momente überwiegen und ob diese Beziehung sich als Rückhalt gegen die Angst auswirkt oder diese noch verstärkt, dafür scheint das Ausmaß des eigenen Sadismus und insbesondere die Einstellung des Partners entscheidend. Wo der positive, libidinöse Faktor überwiegt, kann sie — wie ich in einer Reihe von Fällen feststellte — die Liebesfähigkeit und Objektbeziehung in grundlegender Weise günstig beeinflussen. In Fällen, in denen die destruktiven Triebregungen (ja sogar Zwang seitens des einen Partners) diese Beziehung beherrschen, kann sie die ganze Entwicklung auf das schwerste schädigen.

Auch in der Frage der Sexualbetätigung des Kindes — wie in einigen anderen — führen uns die psychoanaly-

tischen Ergebnisse zur Erkenntnis der vollen Tragweite gewisser Entwicklungsmomente, ohne uns aber zugleich die Möglichkeit zu bieten, zuverlässige Regeln für die Prophylaxe aufzustellen.

Freud schreibt in den „Vorlesungen": „Diese Verhältnisse haben ein gewisses Interesse für die Pädagogik, die sich eine Verhütung der Neurosen durch frühzeitiges Eingreifen in die Sexualentwicklung des Kindes zum Vorsatz nimmt. Solange man seine Aufmerksamkeit vorwiegend auf die infantilen Sexualerlebnisse gerichtet hält, muß man meinen, man habe alles für die Prophylaxe nervöser Erkrankungen getan, wenn man dafür sorgt, daß diese Entwicklung verzögert wird und daß dem Kinde derartige Erlebnisse erspart bleiben. Allein wir wissen schon, daß die Bedingungen der Verursachung für die Neurosen komplizierter sind und durch die Berücksichtigung eines einzigen Faktors nicht allgemein beeinflußt werden können. Die strenge Behütung der Kindheit verliert an Wert, weil sie gegen den konstitutionellen Faktor ohnmächtig ist; sie ist überdies schwerer durchzuführen als die Erzieher sich vorstellen, und sie bringt zwei neue Gefahren mit sich, die nicht gering zu schätzen sind, daß sie zu viel erreicht, nämlich ein für die Folge schädliches Übermaß von Sexualverdrängung begünstigt, und daß sie das Kind widerstandslos gegen den in der Pubertät zu erwartenden Ansturm der Sexualforderungen ins Leben schickt. So bleibt es durchaus zweifelhaft, wie weit die Kindheitsprophylaxe mit Vorteil gehen kann und ob nicht eine veränderte Einstellung zur Aktualität einen besseren Angriffspunkt zur Verhütung der Neurosen verspricht."

DIE PSYCHOANALYTISCHE THEORIE DES SPIELES

Von

Robert Wälder

Der Aufsatz erschien zuerst in dem Sonderheft „Spielen und Spiele" der „Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik", VI. Jahrgang 1932, und wurde für den Almanach vom Autor neu bearbeitet. Das Sonderheft enthält u. a. Beiträge von Ernst Schneider (Kinderreigen), N. Searl (Spiel, Realität und Aggression), Hans Zulliger (Zur Psychologie des Kinderspiels), Wilh. Hoffer (Das Archaische im Spiel). Preis des Heftes M. 2.—.

Das Kinderspiel hat bei vielen Psychologen verschiedener Richtungen seine wissenschaftliche Behandlung gefunden. Die Kinderpsychologie, die an unseren Universitäten gelehrt wird, hat sich mit dem merkwürdigen Phänomen beschäftigt, daß ein beträchtlicher Teil des Tages des heranwachsenden Kindes mit Spiel ausgefüllt ist, und es wurden verschiedene Ansätze zu seiner Erklärung unternommen. Wir wollen nun sehen, was die Psychoanalyse zur Frage des Kinderspieles auszusagen hat.

Wer die Literatur der Schulpsychologie zum Spielproblem mit den — mehr gelegentlichen — Publikationen der Psychoanalyse über diese Frage vergleicht, dem wird vor allem auffallen, daß es jedesmal eine andere Gruppe von Spielen ist, die das Hauptaugenmerk auf sich lenkt. In der Schulpsychologie werden vornehmlich die sozusagen offiziellen Spiele des Kindes betrachtet, Spiele, die typisch sind und von allen Kindern geübt werden. In der psychoanalytischen Literatur dagegen erregen andere Spiele das erhöhte Interesse, die mehr individuellen, an denen das Kind vielfach nur eine gewisse Zeit lang festhält. Es soll natürlich nicht gesagt sein, daß sich die Schulpsychologie nicht mit den individuellen oder die Psycho-

analyse nicht mit den traditionellen typischen Spielen der Kinder befassen würde; aber es ist doch kaum verkennbar, daß der Hauptakzent einmal hier und einmal dort gelegen ist.

Die psychoanalytische Spieltheorie ist nun nicht so beschaffen, daß sie eine einzige Erklärung für das Phänomen „Spiel" zur Hand hätte, aus dem alle Spiele und alle dabei auftretenden Erscheinungen zu erklären wären. Es ist vielmehr hier so wie auch sonst in der Psychoanalyse, daß dasselbe Phänomen verschiedene Bedeutung haben kann, verschiedene Funktion erfüllen kann, im allgemeinen gar nicht aus einer einzigen erklärbar ist: mit einem Worte, wie man in der Psychoanalyse zu sagen pflegt, daß das Phänomen verschiedene Determinanten hat. Im folgenden soll auf die in der psychoanalytischen Spieltheorie wichtigsten eingegangen werden, welche vor allem auch die für die Psychoanalyse charakteristischen sind.

Zunächst kann über die Kinderspiele ausgesagt werden, daß sie ein vom Kind erlebtes Material verarbeiten. Dieses Material mag dann im Spiel vom Kind verschieden geformt werden, dem Vorgang der erlebten Wirklichkeit mag im Spiele eine andere Lösung gegeben werden, das Material ist doch jedenfalls aus dem Erleben geschöpft. So sehen wir das Kind z. B. als Mutter mit der Puppe spielen oder mit einem anderen Kind Vater und Mutter spielerisch darstellen, oder Lehrer und Schüler oder Räuber und Gendarm und dgl. mehr. Das zur Verarbeitung gelangte Material ist jeweils ein erlebtes Material, also etwa die erlebte Situation zwischen Mutter und Kind, zwischen Vater und Mutter, zwischen Lehrer und Schüler usw. Nun ist unser erster Führer in der Betrachtung psychischer Phänomene das Lustprinzip. Wir halten eine Erscheinung für verständlich, wenn wir sehen, daß durch sie eine Befriedigung des Luststrebens hergestellt wird. Das ist nun zweifellos im Kinderspiel häufig der Fall. Im Spiel mit der Puppe etwa wird die Befriedigung

nicht verkannt werden dürfen, die in der Situation gelegen ist, selbst Mutter zu sein, wie überhaupt in vielen anderen Spielen die Befriedigung des Groß- und Erwachsen-sein-wollens. Und wenn das Kind einmal durch das Erlebnis die beglückende Situation eines Autoausfluges kennengelernt hat, oder wenn seine Phantasie durch Erzählungen davon angeregt wurde, und es sich jetzt einen solchen Autoausflug wünscht und in einem Spiele realisiert, so werden wir das ohne weiteres verständlich finden. Gewiß ist auch damit noch nicht erklärt, warum diese Wünsche gerade eine spielerische Verwirklichung finden, aber die Erscheinung wird damit jedenfalls in das uns ja auch sonst bekannte Gebiet der Phantasiebefriedigungen eingereiht und wenigstens das Inhaltliche an dem Phänomen wird verständlich. Mit diesen wenigen Hinweisen sollte gesagt werden, daß auch *im Kinderspiel eine Fülle von Befriedigungen des Luststrebens* nachweisbar ist, daß es sich sehr oft und vielleicht sogar immer in irgend einer Schicht oder Determinante um die Verwirklichung einer lustvollen Situation handelt, daß also sicherlich manches oder vieles im Kinderspiel unter das Lustprinzip fällt.

Nun aber beginnt hier eine Schwierigkeit. Denn so sicher es wohl einerseits ist, daß das Lustprinzip viele Situationen des kindlichen Spieles umfaßt, so wenig kann man sich der Erfahrung entziehen, daß das Kind außerordentlich häufig im Spiel Situationen herstellt oder doch von Situationen ausgeht, die im wirklichen Erleben unlustvoll gewesen sind. Hierfür ein einfaches Beispiel: Das Kind ist etwa zum Zahnarzt gebracht worden, es hat die Behandlung mit großer Angst erwartet und durch sie peinliche Schmerzen erfahren. Nach dem Lustprinzip müßten wir am ehesten erwarten, daß die höchst unangenehme Situation, nachdem sie nun endlich zum Glück vorüber ist, beiseite gelegt wird, und daß sich das Kind nicht gerne mit ihr beschäftigt. Nach dem Lustprinzip sind wir also kaum darauf gefaßt, das Wiederkehren dieser

Situation im Spiel zu erwarten. Tatsächlich geschieht das jedoch sehr häufig. Es mag also nun sein, daß das Kind am darauffolgenden Tage zu Hause Zahnarzt spielt und sich dazu vielleicht einer Puppe oder eines etwa vorhandenen jüngeren Geschwisterchens bedient. So wird häufig gerade eine sehr unlustvolle Situation zu einem Material oder doch zum Anknüpfungspunkt eines darauffolgenden Spieles, das dann in der Regel eine gewisse Weile andauert, um allmählich abzuklingen. Wenn wir uns also vom Lustprinzip führen ließen, zu dem wir aus vielen anderen Erscheinungen als dem im Seelenleben geltenden Prinzip Vertrauen haben, so sind wir nunmehr an einen Punkt gekommen, an dem dieses Prinzip zu versagen scheint, und wir haben uns zu fragen, wie dieses Resultat zu verstehen ist.

Nicht ganz an dieser, aber an einer ähnlichen Stelle setzt eine Theorie von K. Bühler ein. Nach Bühler ist das Kinderspiel nicht aus einer Lustbefriedigung zu erklären. Es ist aber dennoch lustvoll und daher im Sinne dieser Bühlerschen Theorie mit einer anderen Art von Lust verbunden als der Befriedigungslust. Bühler spricht von der Funktionslust, d. h. von der Lust, die in der reinen Aktion ohne jede Rücksicht auf den Erfolg dieser Tätigkeit erlebt wird. Die Befriedigungslust stelle eine Lust am Erfolge einer Tätigkeit dar, die Funktionslust eine Freude an der Tätigkeit selbst. Das lebendigste Beispiel einer Funktionslust sei das Spiel des Kindes. Freude an all den Tätigkeiten und Funktionen, in deren Entwicklung das Kind begriffen ist, trete in ihm auf. Die spielerischen Tätigkeiten hätten durchgängig den teleologischen Sinn einer Vorübung künftiger Funktionen, wie das etwa auch schon früher von Philosophen, z. B. von Groos behauptet wurde[1]; die Funktionslust stelle aber

[1]) Ohne die teleologische Funktion der meisten Spiele als Vorübung in Abrede zu stellen, ist doch darauf hinzuweisen, daß es Spiele gibt, in denen keineswegs eine Vorübung erblickt werden kann, ja sogar solche, die deutlich nach rückwärts gewendet sind. Hieher gehört z. B. das

die erlebnismäßige Erklärung dafür dar, daß eine solche Vorübung tatsächlich stattfindet.

Auf diese Theorie kann in dem Rahmen dieser Arbeit nicht erschöpfend eingegangen werden und es seien nur einige Hinweise gestattet. Die Tatsache einer vom Erfolg unabhängigen Freude am Tun von irgend etwas besteht ohne Zweifel. Bei solch einer Lust sind aber noch zwei Komponenten zu unterscheiden. Eine Komponente, die wieder als Befriedigungslust anzusprechen ist, wenn in der Tätigkeit selbst eine bestimmte Befriedigung [2]) gelegen ist (z. B. in der Tätigkeit des Elternspieles die Befriedigung, selbst groß und erwachsen und Vater oder Mutter zu sein) und eine zweite davon unabhängige Lustkomponente, die wohl erst die Funktionslust im eigentlichen Sinne darstellen würde. Die Existenz einer solchen Funktionslust mag durchaus eingeräumt werden, es besteht kein Grund, an ihr zu zweifeln, und sie mag insbesondere in den Perioden des Wachstums des Organismus, also in der Kindheit, eine Rolle spielen. Nichtsdestoweniger, obwohl

---

Babyspiel. Es kommt manchmal vor, daß das Kind — etwa im dritten Lebensjahr — spielt, wieder ein kleines Baby zu sein, spielerisch Hilflosigkeit und Sprachunfähigkeit und dgl. agiert. Dieses Spiel ist gewiß nicht regelmäßig, aber doch auch wieder nicht ganz so selten, daß man darüber hinweggehen könnte. Es tritt z. B. gelegentlich nach der Geburt eines jüngeren Geschwisterchens auf. In diesem Falle ist der Sinn des Spieles deutlich eine Wunscherfüllung. Das Kind will der Vorteile wieder teilhaftig werden, die wirklich oder seines Erachtens nach das Neugeborene genießt. Das Spiel ist manchmal mit dem Auftreten von Enuresis verknüpft. Ohne auf das Detail einer solchen Erscheinung einzugehen, ist es für uns nur ein Beispiel dafür, daß nicht jedes Spiel notwendig eine Vorübung bedeuten muß.

[2]) Die fatale Aequivokation des Wortes „Befriedigung" wirkt hier störend. Es bedeutet einerseits „Zum-Frieden-Kommen", „Zur-Ruhe-Kommen", andererseits in weiterem Sinne jede lustvolle Erfüllung (z. B. in der Redewendung: Befriedigung in der Arbeit). Die Psychoanalyse gebraucht das Wort durchwegs in weitem Sinne. Das hat jedoch mit der metapsychologischen Frage nichts zu tun, ob der Befriedigung letzten Endes ein Spannungsausgleich im psychischen System entspricht — wie früher manchmal angenommen wurde — oder ein komplizierter zeitlicher Verlauf von Erregungen, wie seit Freuds „Ökonomischem Prinzip des Masochismus" vermutet wird.

die Existenz einer solchen Lustart einzuräumen ist, scheint uns die Funktionslust nicht ausreichend, um die oben besprochenen Spiele zu erklären, deren Material unlustvolle Erlebnisse sind. Und zwar aus folgenden Gründen: Die Funktionslust ist eine rein formale Lust und *ex definitione* unabhängig vom Inhalt des Geschehens, an dem sie erlebt wird. Nun ist aber der Inhalt des Spieles doch offenbar nicht gleichgültig. Man sieht immer wieder, daß gerade gewisse Spiele plötzlich beim Kind auftreten und nach einer gewissen Zeit wieder verlassen werden. Es besteht kein Recht zu der Annahme, daß es gleichgültig und keiner weiteren Erklärung bedürftig sei, warum das Kind gerade jetzt gerade dieses Spiel spielt, warum also etwa, um auf unser Beispiel zurückzukommen, am Tage nach dem Erlebnis vom Zahnarzt, welches das Kind aus dem Gleichgewicht gebracht hat, nunmehr Zahnarzt gespielt wird und dieses Spiel z. B. vierzehn Tage lang festgehalten wird, um dann vielleicht nur noch sporadisch aufzutauchen und ganz zu verschwinden. Wenn dieses Spiel nur durch eine Formallust vollkommen erklärt wäre, so daß hier nichts mehr zu erklären übrig bliebe, so müßte auch ein Stoff durch den anderen, ein Spielinhalt durch den anderen vertauschbar sein. Es müßte also das Kind unseres Beispiels ebenso bereit sein, an Stelle des Zahnarztspiels irgend ein beliebiges anderes, dem Funktionsgehalt nach ähnliches zu spielen. Eine solche Vertauschbarkeit des Inhaltes liegt aber nicht vor, sondern es wird zu einem bestimmten Zeitpunkt ein bestimmtes Spiel vorgezogen. Der Inhalt ist nicht gleichgültig und er ist nicht vertauschbar. Darum genügt uns eine Formallust nicht, um die Erscheinungen eines offenbar auch inhaltlich bestimmten Phänomens restlos zu verstehen.

Die Spiele von dem erwähnten Typus haben zudem eine charakteristische Ablaufkurve, welche durch die Annahme der Funktionslust ebenfalls nicht erklärt wird. Das Kind spielt also etwa — um wieder beim Beispiel zu bleiben — einige Tage sehr viel und sehr gerne das Zahn-

arztspiel, dann kommt das Motiv immer seltener, immer affektärmer und verschwindet schließlich, kommt vielleicht gelegentlich wieder, aber auch dann im allgemeinen durch bestimmte Anlässe provoziert. Es macht also der Verlauf der Intensität und des Affektgehaltes des Spieles den Eindruck, als ob hier ein gewisser Affekt ablaufen würde oder besser, als ob ein Affektresiduum, das vom Erlebnis selbst zurückgeblieben ist, langsam assimiliert würde.

Das führt uns nun zur Freudschen Lehre vom Kinderspiel und dessen hauptsächlichster Funktion im Leben des Kindes hinüber. Ehe wir diese darstellen können, muß uns ein kleiner Exkurs in ein Kapitel der psychoanalytischen Theorie gestattet werden, die hier herangezogen wird. Es ist die Lehre vom Wiederholungszwang. Nach dieser theoretischen Abschweifung werden wir zum eigentlichen Thema der psychoanalytischen Lehre vom Kinderspiel zurückkehren.

Es gibt im Menschenleben Wiederholungen ganz verschiedener Art. Es kommt sehr häufig vor, daß ein Mensch dasselbe wiederholt tut, daß er dieselbe Situation immer wieder erlebt, und dergleichen mehr. Nicht alle Wiederholungen, die es im Menschenleben gibt, fallen unter den psychoanalytischen Begriff des Wiederholungszwanges, sondern nur eine ganz bestimmte Gruppe unter ihnen. Wenn etwa jemand dieselbe Situation immer wieder herstellt, weil er eine Befriedigung sucht, die er niemals findet (Don-Juan-Typus), so liegen Wiederholungen vor, aber sie sind an und für sich nicht durch den Wiederholungszwang zu erklären, sondern durch das konstante Streben nach einem bestimmten Ziel und durch die Enttäuschung bei jedem einzelnen Versuch. Eine andere Art von Wiederholungen liegt etwa in dem ständig erneuten Ansetzen einer Tätigkeit bei einem schwer Gehemmten vor. Auch hier entsteht der Eindruck der Wiederholung, doch ist das Phänomen ebenfalls aus seiner psychischen Konstellation erklärbar und der Wiederholungszwang ist

hier nicht heranzuziehen. Wieder ein anderes Beispiel wären die Wiederholungen, die durch Erstarrung und Verarmung des seelischen Organismus entstehen und die z. B. bei der senilen Demenz auftreten. So könnte man wahrscheinlich noch eine ganze Anzahl von Typen von Wiederholungen im Psychischen unterscheiden, von denen jeder seine Erklärung hat und die doch alle noch nichts mit einem ganz bestimmten Wiederholungsvorgang zu tun haben, den die Psychoanalyse als durch „Wiederholungszwang" zustandegekommen beschreibt.

Unter diesem eigentlichen Wiederholungszwang verstehen wir den nachfolgend beschriebenen Vorgang: Der Mensch hat ein bestimmtes Erlebnis gehabt, das schwieriger und größer gewesen ist, als daß er es sofort assimilieren könnte. Dieses unassimilierte oder nicht vollständig assimilierte Erlebnis lastet nun gleich einem Druck auf seiner seelischen Organisation und drängt dahin, neuerlich vorgenommen, neuerlich im Erlebnis reproduziert zu werden. Dieses Erlebnis hat zwei Seiten. Vom Es her gesehen, d. h. insoferne betrachtet, als der Mensch passiv ist und von Kräften in ihm gelebt wird, ist es ein Zwang, der auf ihn einwirkt und zur Reproduktion drängt. Zugleich hat dieser Vorgang aber auch eine aktive Seite; vom Ich her gesehen ist es zugleich ein Versuch des Ichs, durch die Erneuerung das Erlebnis nunmehr zu assimilieren und in seine Gewalt zu bekommen. Insoferne hat der Wiederholungszwang ein Janusgesicht. Einerseits ein Schicksal, dem wir unterworfen sind, und anderenteils ein aktiver Versuch, das Schicksal zu meistern. Der ganze Vorgang ist am ehesten — wenn so ein Gleichnis gestattet ist — mit dem Wiederkäuen mancher Tiere zu vergleichen. Der Bissen ist zu groß, um auf einmal verdaut zu werden, und die unverdaute Mahlzeit lastet jetzt im Magen. Sie muß wiedergekäut werden, um nunmehr verdaut werden zu können. Auch dieser Vorgang hat ja, wenn man es wagen wollte, den Vergleich so weit für tragfähig zu halten, zwei Seiten: Der Druck der unverdauten

Mahlzeit ist gleichsam die Es-Komponente, die Komponente der Passivität, und das Verdauen durch den Akt des Wiederkäuens die Ich-Komponente bei dem ganzen Vorgang. Der Punkt, an dem uns unser Vergleich endgültig verläßt, ist nur der, daß ein Wiederkäuen ein oder wenige Male hier im Organischen ausreichend ist, während es im Wiederholungszwange ein sehr oft wiederholtes Wiederkäuen gibt, einmal mehr und einmal weniger oft, und in manchen Fällen, wie wir sehen werden, kommt es trotz ständigen Wiederkäuens eigentlich niemals zur vollen Assimilation.

Die zwei Seiten des Wiederholungszwanges, sein Janusgesicht, lassen sich auch so ausdrücken, daß das Lebewesen in der Wiederholung von der Passivität zur Aktivität übergeht und auf diesem Wege die zunächst nur passiv empfangenen Lebenseindrücke psychisch bewältigt. In diesem Sinne hat Freud die Erscheinung des Wiederholungszwanges zu wiederholten Malen beschrieben. So heißt es z. B.: „Das Ich, welches das Trauma passiv erlebt hat, wiederholt nun aktiv eine abgeschwächte Reproduktion desselben, in der Hoffnung, deren Ablauf selbsttätig leiten zu können. Wir wissen, das Kind benimmt sich ebenso gegen alle ihm peinlichen Eindrücke, indem es sie im Spiel reproduziert; durch diese Art, von der Passivität zur Aktivität überzugehen, sucht es seine Lebenseindrücke psychisch zu bewältigen.“ [3]) Ganz identisch heißt es schon früher mit noch speziellerer Beziehung auf das Kinderspiel, auf die wir in unseren Ausführungen erst zurückkommen werden: „Man sieht, daß die Kinder alles im Spiel wiederholen, was ihnen im Leben großen Eindruck gemacht hat, daß sie dabei die Stärke des Eindruckes abreagieren und sich sozusagen zu Herren der Situation machen“.[4]) „Beim Kinderspiel glauben wir es zu begreifen, daß das Kind auch das unlustvolle Erlebnis darum wiederholt, weil es sich durch seine Aktivität eine

[3]) „Hemmung, Symptom und Angst“, Ges. Schr. Bd. XI, S. 110.
[4]) „Jenseits des Lustprinzips“, Ges. Schr. Bd. VI, S. 202 f.

weit gründlichere Bewältigung des starken Eindrucks erwirbt, als es beim bloßen passiven Erleben möglich war. Jede neuerliche Wiederholung scheint diese angestrebte Beherrschung zu verbessern ..." [5]) Und schließlich noch ein Zitat: „Das Verhältnis der Aktivität zur Passivität verdient hier unser besonderes Interesse. Es ist leicht zu beobachten, daß auf jedem Gebiet des seelischen Erlebens, nicht nur auf dem der Sexualität, ein passiv empfangener Eindruck beim Kind die Tendenz zu einer aktiven Reaktion hervorruft. Es versucht das selbst zu machen, was vorhin an oder mit ihm gemacht worden ist. Es ist das ein Stück der Bewältigungsarbeit an der Außenwelt, die ihm auferlegt ist, und kann selbst dazu führen, daß es sich um die Wiederholung solcher Eindrücke bemüht, die es wegen ihres peinlichen Inhalts zu vermeiden Anlaß hätte. Auch das Kinderspiel wird in den Dienst dieser Absicht gestellt, ein passives Erlebnis durch eine aktive Handlung zu ergänzen und es gleichsam auf diese Art aufzuheben. Wenn der Doktor dem sich sträubenden Kind den Mund geöffnet hat, um ihm in den Hals zu schauen, so wird nach seinem Fortgehen das Kind den Doktor spielen und die gewalttätige Prozedur an einem kleinen Geschwisterchen wiederholen, das ebenso hilflos gegen es ist, wie es selbst gegen den Doktor war. Eine Auflehnung gegen die Passivität und eine Bevorzugung der aktiven Rolle ist dabei unverkennbar. Nicht bei allen Kindern wird diese Schwenkung von der Passivität zur Aktivität gleich regelmäßig und energisch ausfallen, bei manchen mag sie ausbleiben." [6])

Die zitierten Stellen nehmen, wie erwähnt, schon ausdrücklich Bezug auf die Theorie des Kinderspieles, auf die wir erst eingehen werden. Hier handelte es sich bisher um die Klarstellung des psychologischen Vorganges bei jenen Erscheinungen, die die Psychoanalyse unter dem Begriff des Wiederholungszwanges beschreibt, und um

---

[5]) L. c. S. 224.

[6]) „Über die weibliche Sexualität", Internat. Zschr. f. PsA, XVII, 1931, S. 326.

die merkwürdige Doppelstellung des Wiederholungszwanges zwischen einem Druck *a tergo* und einem Assimilationsversuch des Ichs.

Alldem liegt eine Annahme über das Verhältnis des seelischen Organismus zur Außenwelt zugrunde. Die Psychoanalyse nimmt an, daß der seelische Organismus nur imstande ist, die Reize der Außenwelt in gewissen geringen Dosen aufzunehmen und zu assimilieren, wenn eine solche quantitative Ausdrucksweise zum Vergleich gestattet ist. Treffen die Reize der Außenwelt in zu großen Portionen in der Zeiteinheit auf das Lebewesen ein, so versagt diese Fähigkeit und der Mechanismus des Wiederholungszwanges tritt in seine Rechte. Das Unerledigte übt einen Druck aus und muß wiederholt vorgenommen, gleichsam nachträglich in kleine Portionen zerlegt werden.

Der Wiederholungszwang ist also rein empirisch gefaßt gar kein blinder Urtrieb, der da heischt: Wiederhole Dich! Er ist der Druck, den das Unerledigte ausübt und das ständige Bestreben des Ichs zur Assimilation. Die Tatsache seiner empirischen Existenz kann kaum bestritten werden, denn im Erleben des Alltag findet man ständig Zeugnis für ihn.

Nach diesem Exkurs über die Theorie des Wiederholungszwanges sind wir auch vorbereitet, die psychoanalytische Lösung des früher besprochenen Problems beim Kinderspiel zu erörtern. In all den Fällen, in denen das Kinderspiel von Erlebnissen ausgeht, die nicht lustvoll gewesen sind, das Lustprinzip uns also nicht begreifen läßt, warum das Kind diese peinlichen Dinge nicht liegen läßt, sondern weiter mit ihnen beschäftigt ist, waren diese Erlebnisse, die es im Spiel verarbeitet, jedenfalls relativ zur augenblicklichen Tragfähigkeit des Kindes zu schwer. Das Erlebnis beim Zahnarzt in unserem Beispiel war eben ein Ansturm von mehr Erlebnissen in verhältnismäßig kurzer Zeit, als der kleine, noch nicht abgehärtete und außerordentlich plastische und reagible seelische Organismus des Kindes vertragen konnte. Die Assimila-

tionsfähigkeit ist natürlich sehr vom Alter abhängig. Mit der Erstarkung des Ichs im Laufe des Lebens wächst die Fähigkeit, auch Schweres zu ertragen; schon stattgefundene schwere Erlebnisse wirken zugleich als Vorbereitung zum Erdulden künftiger (eine Art von Abhärtung). Mit zunehmender Erstarrung der Person wird die Schutzkruste gegen äußere Reize dichter und undurchlässiger (das letztere wird insbesondere im hohen Alter sehr deutlich, ist aber auch im Leben des Erwachsenen schon angedeutet) und mit der abnehmenden Plastizität sinkt die Empfänglichkeit und Reaktionsbereitschaft. Alle diese Umstände bewirken zusammen mit noch manchen anderen, daß das Kind ungleich häufiger als der Erwachsene vor Erlebnisse gestellt ist, die es nicht sofort assimilieren kann. Für den ins Leben erst hineinwachsenden seelischen Organismus, für den alles noch neu ist und manches zwar freudvoll anziehend, vieles aber schmerzvoll und bedrohlich, ist der übermäßige Reiz — das Trauma, wie man in gewissem Sinne sagen könnte — geradezu ein Normalerlebnis. während es im Leben des Erwachsenen doch den Ausnahmsfall bildet. Das ist wohl einer der Gründe, weshalb das spielerische Abreagieren des traumatischen Erlebens gerade in der Kindheit eine so große Rolle spielt. Daß das Kind das Trauma nicht nur viel häufiger erlebt als der Erwachsene, sondern — eben weil es im Wachstum all seiner Kräfte begriffen ist — auch ungleich leichter in der Lage ist, es zu überwinden, ist freilich zum Glück auch wahr, gehört aber auf ein anderes Blatt. Es ändert nichts an der Tatsache, daß der traumatische Reiz in der Kindheit zur Regel gehört.

Das Spiel kann nun nach den Ergebnissen, zu denen die Psychoanalyse gekommen ist, ein solcher Vorgang im Sinne des Wiederholungszwanges sein, in dem das übermäßige Erlebnis in kleine Portionen zerlegt, wieder vorgenommen und spielerisch assimiliert wird. Wenn wir auf die Frage zurückgreifen, die der Ausgang dieser Überlegungen gewesen ist, warum unlustvolle Erlebnisse so oft das Ma-

terial von Spielen bilden, die nunmehr auftauchen, so können wir sagen, diese Erlebnisse seien zwar unlustvoll, aber gleichzeitig auch zu schwer gewesen. Das Spiel aber mag man nunmehr als eine Methode bezeichnen, ein Erlebnis, das zu groß war, um sofort mit einem Schlage assimiliert zu werden, immer wieder vorzunehmen und gleichsam brockenweise zu assimilieren.

Bühler kennt die Wiederholung des Unlustvollen im Spiel sehr wohl, meint aber, daß sie erst dann stattfinde, wenn das Leidvolle schon überwunden ist. Er sagt darüber: „Auf Freud machte die Tatsache, daß auch unlustvolle Ereignisse des Lebens ein Echo im Spiel des Kindes finden, großen Eindruck. Der Tatbestand als solcher liegt vollkommen klar erkennbar vor uns. Schon Groos hat ihn gesehen und treffend beschrieben: Man muß das Leidvolle überwunden haben, um sich an seiner gespielten Wiederholung erfreuen zu können. Es ist so beim Erwachsenen und nicht anders beim Kinde. Nehmen wir an, es sei einmal schmerzhaft von einem Hund gebissen worden oder habe sich an einer Kerze die Finger verbrannt. Nichts in der Welt wird es zu einer ernsten oder spielenden Wiederholung bringen, bevor die Angelegenheit innerlich erledigt ist und das Kind sich bei einer neuen Gelegenheit gesichert und überlegen fühlt!" [7]) Hier ist nun der eigentliche Unterschied im Tatsächlichen gegeben. Die Gegenthese der Psychoanalyse lautet exakt: Das Leidvolle wird im Spiel wiederholt, nicht nachdem es überwunden und erledigt ist, sondern bevor es erledigt ist, weil es unerledigt ist und kommt eben durch die spielerischen Wiederholungen zur Überwindung.

Damit rückt das Spiel ein in die Reihe der Assimilationsverfahren durch Wiederholung, deren es im Seelenleben noch andere gibt. Es hat damit auch nach der psychoanalytischen Lehre eine teleologische Funktion. Das ist aber nicht mehr so sehr die Funktion der Vorübung

---

[7]) K. Bühler, „Die Krise der Psychologie", 1. Aufl., Jena 1927, S. 189 f.

künftiger Tätigkeiten im erwachsenen Leben, sondern die Funktion der Assimilation der von der Außenwelt heranstürmenden Erregungsmengen, die zu stark oder zu rasch auf den Organismus einwirken, als daß dieser sofort mit ihnen fertig werden könnte.

Der Assimilationsprozeß im Spiel kann verschieden vor sich gehen und es lassen sich wahrscheinlich verschiedene Typen unterscheiden. Zunächst bedeutet schon die bloße Tatsache, daß das Kind eine passiv erlebte Situation im Spiel herstellt, einen Übergang von der Passivität zur Aktivität. In einer Gruppe von Spielen kommt noch dazu, daß das Kind die Rolle, die es in der Wirklichkeit gehabt hat, im Spiel vertauscht; war es in der Wirklichkeit der leidende Teil oder ein angstvoller Zuschauer, wird es oft im Spiel zum aktiven Teil, zum Helfer oder zum *deus ex machina.* In dieser Gruppe ist also die Wendung von der Passivität zur Aktivität noch durch die Rollenwahl betont; das Beispiel vom Zahnarzt gehört hieher. In einer anderen Gruppe wieder verändert das Kind im Spiel den Ausgang der erlebten Situation und gibt ihr eine andere Lösung. Es lassen sich vermutlich noch andere solche Typen des Assimilationsprozesses unterscheiden.

Es gibt, wie früher angedeutet, noch andere Assimilationsprozesse oder Assimilationsversuche nach dem Mechanismus des Wiederholungszwanges, die im Leben des Erwachsenen eine bedeutende Rolle spielen. Das einfachste Beispiel mag sein, wenn ein Erwachsener, der etwas zu Schweres erlebt hat, durch einige Zeit hindurch — manchmal auch dauernd — sich immer wieder im Gedanken mit dem Erlebnis beschäftigen oder immer wieder davon sprechen muß. Auch dieser Vorgang steht unter der Herrschaft des Wiederholungszwanges, so wie wir ihn beschrieben haben. Der nicht assimilierte Einbruch der Realität in den seelischen Organismus wirkt störend wie ein Fremdkörper, das Unerledigte drängt und drückt, wieder vorgenommen zu werden, und das Ich versucht zugleich durch erneutes Vornehmen das Erlebnis zu assi-

milieren. Also auch hier wiederum das Janusgesicht des Wiederholungszwanges zwischen Es und Ich.

Auch die Trauer gehört zu den Assimilationsprozessen unter der Herrschaft des Wiederholungszwanges. Der Verlust eines geliebten Wesens ist ein schmerzvolles Erlebnis. Im Momente des Verlustes gibt es nur Schmerz, noch nicht Trauer. Wir wissen von Freud, daß sich nunmehr ein allmählicher Lösungsprozeß von dem geliebten und verlorenen Objekt unserer Sehnsucht vollzieht, der offenbar unter der Einwirkung der Realitätsprüfung zustande kommt, die uns immer wieder belehrt, daß das geliebte Objekt uns nicht mehr zur Verfügung steht. Trauer ist das Leid dieser Ablösungsarbeit. Diese vollzieht sich aber unter der Herrschaft des Wiederholungszwanges, das verlorene Objekt kehrt im Gedanken immer wieder, erneute Anfälle unbefriedigter Sehnsucht sind immer erneut schmerzvoll. Und in dieser sich ständig wiederholenden Wiederkehr des schmerzlichen Erlebens spielt sich zugleich beim Ablauf der normalen Trauer eine allmähliche Assimilation ab. Der Affekt klingt allmählich ab.

Ein anderes Beispiel für solche Prozesse bieten die Träume der Kriegs- und Unfallsneurotiker. Das furchtbare Erlebnis der Granatverschüttung oder des sonst erlebten Traumas, auf das die traumatische Neurose folgte, kehrt zu wiederholten Malen im Traume wieder. Auch das wäre vom Standpunkt des Lustprinzips aus nicht verständlich und kann aus der Wunscherfüllungstheorie des Traumes nicht erklärt werden. Der Vorgang ist eben derselbe, wie in den früheren Beispielen, er unterliegt dem Wiederholungszwang, das Trauma drängt, weil es nicht assimiliert wurde, zur Wiederkehr und das Ich versucht zugleich, sich des Erlebens zu bemächtigen.

Die Nachbarschaft des Kinderspieles zur traumatischen Neurose ist einem Kritiker suspekt erschienen. Die Deutung eines schwer pathologischen Phänomens, wie der Träume der Kriegsneurotiker, und einer so erfreulichen

und lebenserfüllten Erscheinung wie des Kinderspieles aus einem und demselben Prinzip schien dieses Prinzip ad absurdum zu führen. Wir meinen, daß dieser Einwand nicht zu Recht besteht; gemeinsam ist beiden Fällen, daß es sich um Assimilationsversuche eines übermäßigen Geschehens handelt. Freilich unterscheiden sich beide Fälle andererseits außerordentlich, was den Erfolg des Prozesses anlangt, da in einem Falle die Assimilation mißlingt und trotz aller Wiederholungen nicht zustande kommt, während im anderen Falle eine verhältnismäßig befriedigende Assimilation des Geschehens erreicht wird.

Mit der Erkenntnis, daß das Spiel zu den unter dem Druck des Wiederholungszwanges stufenweise vor sich gehenden Assimilationen gehört, ist das Spiel wohl — zum wenigsten was diese eine, unseres Erachtens entscheidende Determinante betrifft — eingeordnet, aber es sind noch nicht alle Probleme gelöst. Denn es gibt ja noch andere solche Prozesse, wie wir an einigen Beispielen gesehen haben, und man darf fragen, was das Spiel unter ihnen auszeichnet. Auf den ersten Blick möchte man sagen, daß das Spiel etwas Glückhaftes und Irreales an sich hat, was es von den anderen unterscheidet. Und vielleicht ist von hier aus auch die differentia specifica des Spieles in dieser ganzen Gruppe zu bestimmen. Das Spiel tritt wesentlich und mit Erfolg nur beim Kind auf, also in einer Periode des Wachstums, in der die Traumen des Lebens auf den steigenden Ast der Vitalitätskurve treffen. Das ist auch die Zeit einer außerordentlichen Plastizität des somatischen und psychischen Materials. Es ist gewiß noch nicht möglich, diesen Zusammenhang mit wünschenswerter Klarstellung zu sehen, aber es scheint doch wohl kein Zufall zu sein, daß das spielerische Abreagieren in der Kindheit an die hohe Plastizität des Seelischen gebunden ist und anscheinend eine noch nicht durchstrukturierte seelische Substanz voraussetzt. Wenn diese Plastizität abgenommen hat, und wenn die Möglichkeiten eingeengt sind und einer reicher durchgebildeten Wirklichkeit Platz

gemacht haben, wenn der weitgehend formlose seelische Organismus Struktur geworden ist, dann treten, so scheint es, andere weniger Erfolg verheißende Verfahren an die Stelle des Spieles. Ein anderes Specificum des Spieles, das sich schon heute präziser fassen läßt, knüpft an den Charakter des Irrealen an. Im Kinde sind die Grenzen zwischen Realität und Phantasie noch unscharf, die beiden Welten greifen gelegentlich ineinander über. Dieses entscheidende Merkmal der Welt des Kindes ist ja bekanntlich auch nicht analytischen psychologischen Beobachtern von jeher aufgefallen und in der Psychologie zum Gegenstand eingehenden Studiums gemacht worden. Dieses Verschwimmen von Realität und Phantasie ist aber offenbar auch eine Voraussetzung dafür, daß ein spielerisches Abreagieren der Erlebnisse zustande kommen kann.

Es erübrigt sich für uns, darauf hinzuweisen, wie aus der erzielten Einsicht praktische Anwendungen in der Pädagogik gewonnen werden können. Wenn es wahr ist, daß durch das Spiel ein Abreagieren traumatischer Erlebnisse zustandekommt, dann ist der Erzieher auch in der Lage, dem Kinde zu dieser Art von Abreagieren zu verhelfen. Wenn das Kind etwas sehr Unangenehmes, Erschütterndes oder Angsterregendes erlebt hat, so ist es dem Erzieher möglich, das Erlebnis mit dem Kind sofort zum Spiel zu machen, dabei etwa gelegentlich das Spiel mit anderem Ausgang oder mit anderer Rolle des Kindes ablaufen zu lassen und so dem Kind zur verhältnismäßig raschen Assimilation zu verhelfen.

Die vorstehenden Erörterungen haben sich nicht die Aufgabe gestellt, das Phänomen des Kinderspieles überhaupt erschöpfend zu behandeln, auch nicht die Aufgabe, erschöpfend alles das darzustellen, was die Psychoanalyse zum Verständnis des Spieles beitragen kann. Wir haben nur die eine Seite besprochen, welche der Psychoanalyse als die für die Bedeutung des Spieles im kindlichen Leben wichtigste erscheint. Das enthält nun keineswegs die Behauptung, daß jedes Spiel ausnahmslos ein solcher Assi-

milationsprozeß sein müßte, oder daß diese Determinante für das Verständnis jedes einzelnen Spieles die entscheidende wäre.

Ein einfaches Beispiel für ein Spiel, das nicht unter diese Erklärung fällt, ist etwa das spielerische Greifen nach allen Gegenständen, das in den letzten Monaten des ersten Lebensjahres auftritt. Dieses Benehmen könnte vielleicht am ehesten als Äußerung des Bemächtigungstriebes verstanden werden. Das Kind befindet sich gerade jetzt in einem Alter, wo es langsam zur Welt erwacht und die Objekte der Außenwelt ihren gefahrdrohenden Charakter, den sie zu Anfang hatten und von dem die ursprünglich überwiegend negativen Reaktionen des Säuglings Zeugnis ablegten, verlieren, und das Kind sich daran erfreut, sich ihrer mehr und mehr zu bemächtigen. Die Lust, die es dabei spürt, ist vielleicht der mit dem Terminus der „Funktionslust" gemeinten außerordentlich ähnlich, doch sollte man auch hier an der inhaltlichen Bestimmtheit nicht vorübergehen, die im Charakter der Bemächtigung gelegen ist.[8])

Eine weitere Funktion des Spieles wird uns deutlich, wenn wir erwägen, daß das Kind im Spiele erlaubter Weise manches agieren darf, was ihm in der Wirklichkeit von der Erziehung versagt wird und später, wenn das Überich einmal gebildet ist, auch von seinem eigenem Gewissen verboten wird. Das Spiel ist damit auch Urlaub von der Realität und Urlaub vom Überich[9]); eben damit aber hilft es auch auf eine andere Weise als die oben besprochene zur Assimilation der Eingriffe der Erziehung.

Die auffälligste Parallele zum Spiel des Kindes scheint uns, wie eingangs bereits erwähnt, die Phantasie und der

[8]) Im empirischen Sinn kann getrost von einem Bemächtigungstrieb gesprochen werden, doch ist damit nichts Letztes im Reiche der Triebe gemeint. Vom Standpunkt der Trieblehre erscheint der Bemächtigungstrieb — wie auch alles andere — als eine Mischung von Liebe und Destruktion, als Destruktionstrieb, der durch den Eros nach außen gewendet und harmlos gemacht wird.

[9]) Ich danke Herrn E. Kris diese, wie mir scheint, glückliche Formel.

Tagtraum zu sein. Die beiden kardinalen Bedeutungen, die wir glaubten im Spiel finden zu können, treffen wir auch wieder bei der Phantasie: Triebbefriedigung und Assimilation unlustvoller Erlebnisse. Der eine Großteil der Phantasien sind gewiß deutlich Wunschbefriedigungen; mag es nun glückliche Liebe oder Reichtum, befriedigter Ehrgeiz oder Macht, oder was immer sein, das uns ein Tagtraum als erfüllt vorgaukelt. Für manche Phantasien gilt aber auch die andere Rolle; in ihnen kehren schmerzliche unlustvolle Erlebnisse immer erneut wieder, Nichtassimiliertes drängt zur erneuten Vornahme und kann erst so langsam und in kleinen Dosen assimiliert werden. Freilich ist bei der Phantasie die erste Bedeutung, die der Wunschbefriedigung, unsäglich viel häufiger und man wird nur selten Beispiele für die zweite Funktion der Phantasie zeigen können, während beim Spiel die Bedeutung einer spielerischen Abreaktion gewiß ebenso wichtig und häufig ist wie die der realisierten Wunschbefriedigung. Es scheint in dem Umstand begründet zu sein, den wir schon diskutiert haben: der Ubiquität des traumatischen Erlebens im Kindesalter und relativen Seltenheit im Leben des abgehärteten, durch mancherlei Panzer geschützten Erwachsenen.

Von hier aus mag dann die Frage nach dem psychologischen Unterschied von Spiel und Phantasie aufgeworfen werden. Einige Bemerkungen von Freud geben, wie uns scheint, eine Antwort auf diese Frage: „Jedes spielende Kind benimmt sich wie ein Dichter, indem es sich eine eigene Welt schafft oder richtiger gesagt, die Dinge seiner Welt in eine neue ihm gefällige Ordnung versetzt. Es wäre dann unrecht zu meinen, es nähme diese Welt nicht ernst; im Gegenteil, es nimmt sein Spiel sehr ernst, es verwendet große Affektbeträge darauf. Der Gegensatz zu Spiel ist nicht Ernst, sondern Wirklichkeit. Das Kind unterscheidet seine Spielwelt sehr wohl, trotz aller Affektbesetzung, von der Wirklichkeit und lehnt seine imaginierten Objekte und Verhältnisse gerne an

greifbare und sichtbare Dinge der wirklichen Welt an. Nichts anderes als diese Anlehnung unterscheidet das »Spielen« des Kindes noch vom »Phantasieren«"[10]. Die Antwort Freuds geht also dahin, daß sich die Phantasie des Kindes eben noch am realen Objekt betätigt, während beim Erwachsenen die Realität von der Welt der Phantasie geschieden ist. Das gehört wohl zu jener Vermischung von Wirklichkeit und Phantasiewelt, die als eine Eigentümlichkeit des kindlichen Weltbildes bekannt ist. Phantasie am realen Objekt ist aber nichts anderes als: Spielen.

Zusammenfassend scheinen uns nun die psychoanalytischen Beiträge zum Problem des Spieles durch folgende Schlagworte zu kennzeichnen: Bemächtigungstrieb — Wunschbefriedigung — Assimilation übermächtiger Erlebnisse nach dem Prozeß des Wiederholungszwanges — Wandlung von der Passivität zur Aktivität — Urlaub von der Realität und Urlaub vom Überich — Phantasien am realen Objekt.

Wenn wir dies mit Beiträgen vergleichen, die man der Schulpsychologie zu verdanken hat und die man etwa in die Schlagworte fassen könnte: Phylogenetisches Nachklingen von Ernsthandlungen — Atavismen — Nachahmung — Kraftüberschuß — Vorübung künftiger Funktionen — Funktionslust, so wird man sich, ohne den Wert dieser Gesichtspunkte für eine umfassende Theorie des Spieles im geringsten in Frage zu stellen, dem Eindruck kaum entziehen können, daß die psychoanalytischen Beiträge für das Verständnis des individuellen Kindes, seiner individuellen Entwicklung mit seinen Schwierigkeiten und Lösungsversuchen mehr leisten, daß sie uns lehren, das Spiel als Zeichen für die aktuelle Situation des Kindes zu benutzen, und daß sie geeignet sind, den Weg zu einem zweckmäßigen Eingreifen in eine kindliche Konfliktsituation zu weisen.

---

10) „Der Dichter und das Phantasieren", Ges. Schr., Bd. X., S. 230.

„Nimm du die Schwarzen.“ In Gertis Sprache, die ich bei anderen Gelegenheiten verstehen gelernt habe, bedeutet schwarz das Totsein. Sie wünscht mir also, daß ich oder meine Steine totgemacht werden sollen, erschrickt aber sofort über diesen Gedanken, nimmt ihn zurück und versucht, ihn dadurch gutzumachen, daß sie selbst die schwarzen Steine nimmt und sich so für ihre bösen Wünsche bestraft.

Warum muß sie meinen Steinen so vorsichtig ausweichen und kann sie erst nach meiner harmlos geäußerten Bemerkung treffen? Das ist nicht schwer zu verstehen. Ihr Wunsch, zu gewinnen und meine Steine zu beseitigen, ist so groß, daß sie Angst vor ihm bekommt. Sie ruft schnell ihre gute Erziehung zu Hilfe und ist auf diese Art imstande, das Gegenteil von dem zu tun, was sie tun wollte: sie rettet meine Steine. Wie ich aber sage, daß andere Kinder gerne gewinnen, und das gar nicht so arg zu finden scheine, lohnt es ihr plötzlich nicht mehr, sich so mit der Überwindung ihrer Wünsche zu plagen, die guten Lehren ihrer Erziehung verlieren die Macht über sie und sie kann das tun, was sie wirklich tun will: sie kann mich besiegen — und es fehlt ihr durchaus nicht an Geschicklichkeit.

Am nächsten Tag scheint sie den Konflikten des Vortages ausweichen zu wollen und wählt die gelben und grünen Steine. Sie ist lange nicht mehr so wohlerzogen und versucht ihre Gefühle nicht mehr so sorgfältig zu verbergen. Sie fängt sogar an zu lutschen. Sie lutscht immer, wenn sie in eine Stimmung ängstlicher Erwartung gerät und sich vor einer Enttäuschung fürchtet. Sie hat die gewöhnlichen Enttäuschungen der Kindheit hinter sich und hat unter ihnen die Enttäuschungen und Versagungen am Ende der Säuglingszeit, den Entzug der Mutterbrust und der ausschließlichen Fürsorge der Mutter besonders schwer genommen. Ihre Wünsche und Gedanken kehren immer wieder in den verschiedensten Verkleidun-

gen in diese glückliche Vorzeit zurück. Sie spielt zuzeiten in der Analyse stundenlang, daß sie ein Wickelkind ist, das noch nicht gehen und sprechen kann, zu einer anderen Zeit bringt sie mir eine Photographie, auf der sie als lockenköpfiges Baby zu sehen ist, schildert mir, was für ein reizendes Kind sie war, ehe ihre Mutter ihr die Haare geschnitten hat, und sagt, wie gerne sie wieder so aussehen würde. Wenn jetzt im Spiel die Versagung wirklich eintritt, wenn sie verliert und der Gegner gewinnt, dann fängt sie an, sich zu beißen. Sie wollte wahrscheinlich als kleines Kind in ihrer Enttäuschung die Mutterbrust beißen, die sich ihr versagt hat; in der Gegenwart wendet sich ihre Beißaggression aber gegen die eigene Person, nicht gegen den Gegner.

Trotzdem kann sie sich noch immer nicht über das Gewinnen freuen. Sie ist zu sehr gewöhnt, daß man in der Welt, in der sie lebt, für die Erfüllung seiner Wünsche bestraft wird. Sie braucht Bestätigung von außen her, ehe sie sich zu dem nächsten Schritt entschließen kann. Aber es genügt ein Mindestmaß an Aufforderung von meiner Seite, um einen Sturm von Angriffs- und Gewinnlust in ihr zu entfesseln. Jetzt läßt sie auch das unfairste Mittel nicht mehr unversucht, um ihren Zweck zu erreichen. Ihre Wohlerzogenheit schmilzt vor der Intensität des Wunsches, den Gegner zu besiegen; sie läßt sich selbst nichts mehr geschehen und verteidigt ihre Steine mit derselben Zähigkeit, mit der sie meine vernichtet. Wir fragen uns, warum sie nicht mehr lutscht. Das Spiel bietet ihren Triebwünschen viel direktere und bessere Ausdrucksmöglichkeiten als das Lutschen und macht es überflüssig. Das heißt: Sie lutscht, wenn sie enttäuscht ist, beißt, wenn sie Rache nehmen möchte, und sie hört auf zu lutschen, wenn es ihr gelingt, ihren Zorn in anderer Weise zu äußern.

Die Beobachtung Gertis beim Spiel hat es uns ermöglicht, einen Blick hinter den noch sehr schwachen Über-

bau ihrer kindlichen Persönlichkeit zu werfen. Wir bekommen einen Eindruck von ihrem stürmischen Wesen, ihren Leidenschaften und Konflikten und den Mechanismen, mit denen sie sie zu bewältigen versucht. Diese kleine Untersuchung ist nur ein Beispiel dafür, wieviel sich für das Verständnis von Kindern im allgemeinen aus ihrer Beobachtung beim Spiel gewinnen läßt. Uns allen sind typische Reaktionen von Kindern beim Spielen bekannt, deren Ursachen sich leicht erraten lassen. Wir kennen die Kinder, die das Verlieren nicht ertragen können, sehr schnell deprimiert werden, alle Anstrengung zu gewinnen aufgeben oder überhaupt gekränkt zu spielen aufhören. Bei Mädchen bedeutet diese Enttäuschungsreaktion häufig die Erinnerung an eine andere Versagungssituation, die nicht mehr gutzumachen ist: Die Versagung des Männlichkeitswunsches. Andere Kinder prahlen, wie gut sie spielen können und wie schnell sie den Gegner besiegen werden, versagen aber völlig, wenn man sie auf die Probe stellt. Die Prahlerei dient hier nur dazu, um die Überzeugung von der eigenen Unfähigkeit krampfhaft zu verdecken.

Für den Erwachsenen bedeutet das Spiel nur einen Zeitvertreib, für das Kind viel mehr. Im Verhalten des Kindes im Spiel spiegelt sich sein Verhältnis zur Realität, es zeigt seine Leidenschaften, seine Befriedigung, seine Enttäuschungsreaktionen und alle seine Konflikte im Spiel nicht anders als in seinen ernsthaften Betätigungen. Gewinn und Verlust im Spiel bedeuten ihm ebensoviel wie Sieg und Niederlage in der Realität. Daß es auf das Spiel ebenso reagiert wie auf wirkliche Erlebnisse, macht aus der Beobachtung seines Verhaltens beim Spiel einen nicht zu unterschätzenden Zugang zum Verständnis des kindlichen Wesens.

PSYCHOANALYSE DES KINDES

Von

Anna Freud

Dieser Aufsatz wurde auf Aufforderung von Prof. Carl Murchison für das von ihm herausgegebene „Handbook of Child Psychology“ (Worcester, Mass., Clark University Press, 1931) geschrieben. Auf dieses Handbuch beziehen sich auch die Bemerkungen Seite 187 f. der Arbeit. Erschienen im Jahrgang VI (1932) der „Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik“.

Die Psychoanalyse hat ihre Laufbahn nicht als Kinderpsychologie begonnen. Sie verdankt ihre Beziehung zum Verständnis der Kindheit einer Eigentümlichkeit der Neurosen, auf deren Erforschung ihre Methode im Anfang ausschließlich gerichtet war. Jede Hysterie oder Zwangsneurose reicht mit ihrem Ursprung bis in die frühesten Kinderzeiten zurück. Das Ziel der Psychoanalyse war nur, die Geschichte der einzelnen neurotischen Erkrankung möglichst vollständig zusammenzustellen. Aber während sie diesen Ursprung in immer tiefere Schichten verfolgte, mußte sie sich immer intensiver mit den ersten Erlebnissen des Patienten beschäftigen. So kam sie, ohne daß es ihre ursprüngliche Absicht gewesen wäre, zu einer fast lückenlosen Rekonstruktion der Kindheit der von der Neurose befallenen Menschen.

Die weitere Entwicklung der psychoanalytischen Arbeit machte es möglich, auf dem Umweg über die Deutung der Träume und Fehlleistungen von Gesunden die Ergebnisse, die an den neurotisch Erkrankten gewonnen worden waren, auch auf das Seelenleben der gesunden Menschen auszudehnen. In derselben Weise verwandelten sich die ersten Aufstellungen und Vermutungen über die infantile Neurose und die merkwürdigen Vorgänge in der Kindheit der Neurotiker in eine für normale und ab-

normale Entwicklungen in gleicher Weise gültige psychoanalytische Theorie der ersten Lebensjahre des Menschen.

Es ist bekannt, daß die neue psychoanalytische Psychologie im Anfang überall mehr Widerspruch als Interesse erweckte. Sie beleidigte jeden, der sich ihr nähern wollte, vor allem durch zwei Feststellungen. Sie behauptete die Existenz eines unbewußten Seelenlebens. Damit zerstörte sie die Vorstellung, daß der Mensch wenigstens ein kleines Stück Welt, sein eigenes Ich, absolut zu beherrschen imstande ist, und entwarf ein wenig schmeichelhaftes Bild von ihm, als einem Spielball zwischen den Mächten der Außenwelt und seinen eigenen im Unbewußten verborgenen Trieben. Und sie zog die Sexualtriebe aus der Dunkelheit hervor, in der die Menschen sie, wenigstens soweit es die Theorie anging, bisher verborgen gehalten hatten, rückte sie gerade in den Mittelpunkt der Forschung und scheute sich nicht, so wie die Ergebnisse dieser Forschung es mit sich brachten, ihnen eine zentrale Rolle als Krankheitserreger und Lebensbestimmer zuzuschreiben.

Wenn aber die Schulpsychologie auf diese Art zwei gute Gründe hatte, sich gegen den Einzug der neuen psychoanalytischen Erkenntnisse zu wehren, so hatte die hergebrachte Kinderpsychologie noch um zwei Widerstände mehr zu überwinden. Schließlich war die Rolle der Sexualität im erwachsenen Leben von der Psychoanalyse nur neu betont und in ein grelleres Licht gerückt worden, der ganze Begriff der erwachsenen Sexualität hatte eine weitere Ausdehnung erfahren; aber es handelte sich dabei mehr um den Verstoß gegen ein bisher von allen gehaltenes stilles Übereinkommen, etwas totzuschweigen, als um eine wirklich neue Entdeckung. Die Tatsachen, welche für die neue Auffassung des Sexuallebens sprachen, waren eigentlich niemandem völlig unbekannt, waren nur vernachlässigt worden. Anders war es bei der Auffassung der Kindheit. Nicht nur die Kinder-

psychologie und die Pädagogik, sondern auch die ganze übrige gebildete und ungebildete Welt war bis zur Zeit der Psychoanalyse fest überzeugt gewesen, daß Kindheit und Sexualität miteinander unverträgliche Begriffe wären. Tatsachen, die dagegen sprachen, waren nicht allgemein bekannt, waren jedenfalls weder in den wissenschaftlichen Lehrbüchern, noch in den populären unter den Eltern und Erziehern verbreiteten Meinungen zu finden. Wo man an einem einzelnen Kind eine besonders krasse, unverkennbar sexuelle Regung doch feststellen mußte, wurde sie als Seltenheit, als Anzeichen besorgniserregender Frühreife und schwerer Abnormität gewertet. Diese Abwesenheit aller geschlechtlichen Regungen war direkt das Wahrzeichen und eine der am höchsten geschätzten Eigenheiten dieser Lebenszeit. Unter „Sorglosigkeit" der Kinderzeit verstand man vor allem die Freiheit von allen drückenden Fragen und Konflikten des Geschlechtslebens, die das erwachsene Leben beschweren; die ersten geschlechtlichen Regungen des jungen Menschen, die von der Umgebung als solche anerkannt wurden, die Zeit der Geschlechtsreife, beendete ja auch das Stadium der Kindheit.

Für diese „harmlose" Auffassung der Kindheitsperiode bedeutete die neue psychoanalytische Theorie eine schwere Erschütterung. Die Psychoanalyse schrieb dem Kind ein Sexualleben zu. Aber sie ging noch weiter. Sie behauptete, daß es sich bei diesem Sexualleben des Kindes nicht um vereinzelte, mehr oder weniger zufällige Regungen handelte, sondern um eine Organisation, eine Triebentwicklung von hervorragender Bedeutung für das übrige Leben des Kindes. Die Normalität des ganzen späteren Geschlechtslebens, die Liebes -und Zeugungsfähigkeit sollten mit dem Schicksal dieser kindlichen Sexualität untrennbar verknüpft sein. Die Psychoanalyse förderte reichliches Material zutage, genügend bisher übersehene Tatsachen, um die Richtigkeit ihrer Behauptungen mit einem Schlag zu beweisen. Aber dieses Material selbst verhinderte nur die Anerken-

nung der infantilen Sexualität in der außeranalytischen Welt, anstatt sie zu beschleunigen. Die Erfahrungen aus den Psychoanalysen an Erwachsenen und etwas später die direkte Beobachtung am Kinde ergaben, daß das Kind zwar auch sexuelle Erregungen und Neigungen nach Art des Erwachsenen zeigt, daß seine Sexualität aber vor allem einen Charakter trägt, den die öffentliche Meinung, wo immer er beim Erwachsenen zutage tritt, als verwerfliche Abnormität einschätzt und mit dem Namen „Perversion" belegt.

Die Ursache dieser Ähnlichkeit zwischen dem kleinen Kind und dem erwachsenen Perversen war nicht schwer zu finden. Als pervers bezeichnet man im erwachsenen Sexualleben jede Handlung, die nicht am Genitale selbst, sondern an irgendeinem anderen Körperteil geschlechtliche Lust gewinnt und diese Lust in den Mittelpunkt seines Sexualstrebens, also an die Stelle des normalen genitalen Geschlechtsakts setzt. Das Kind ist aber einer erwachsenen genitalen Geschlechtlichkeit noch gar nicht fähig, seine Geschlechtsorgane stehen noch nicht im Zentrum der Lustgewinnung. Die Psychoanalyse konnte nachweisen, daß es verschiedene Stufen der Sexualentwicklung zu durchlaufen hat, ehe die endgiltige erwachsene Gestaltung erreicht wird. Auf der ersten dieser Organisationsstufen ist der Mund der Körperteil, an dem die meiste Lust gewonnen wird, auf der nächsten Stufe übernimmt der Anus die Rolle des Lustspenders. Erst auf der dritten Stufe beginnt der Geschlechtsteil selbst die Stellung einzunehmen, die für die Vorherrschaft der Genitalzone im erwachsenen Geschlechtsleben entscheidend wird. Die ersten lustspendenden — wie die Psychoanalyse sie nennt: die erogenen — Zonen der Kindheit behalten auch beim erwachsenen Geschlechtsakt noch eine allerdings untergeordnete Bedeutung. Der Erwachsene, der sich ausschließlich an die kindliche Art der Lustgewinnung klammert, ist ein Kranker, ein Perverser; das Kind hat nach der Auffassung der Psychoanalyse normalerweise ein Recht

auf die seiner Entwicklung angemessene „perverse" Form der Geschlechtlichkeit.

Die außeranalytische Welt aber lehnte es ab, sich in das Material zu vertiefen, das die psychoanalytischen Veröffentlichungen ihr zur Unterstützung und Erklärung dieser Aufstellungen darboten. Für sie blieb der Sachverhalt ein zweifach unliebsamer nicht nur daß man dem Kind zumutete, eine Geschlechtlichkeit zu besitzen, diese Geschlechtlichkeit wurde auch noch dazu als pervers geschildert. Mit dieser Festlegung in ihrer Theorie hatte die Psychoanalyse die eine schwer übersteigliche Mauer zwischen sich und den schon bestehenden psychologischen Auffassungen der Kindheit aufgerichtet.

Zu dieser einen anstößigen Behauptung kam dann noch eine zweite, nicht weniger befremdende. Man war bisher sowohl in der populären wie in der wissenschaftlichen Meinung gewöhnt gewesen, die ersten vier oder fünf Lebensjahre des Kindes in ihrer Bedeutung für die Entwicklung seiner Persönlichkeit geringzuschätzen. Der Wissenschaft war dieser Zeitraum vor allem für die körperliche Entwicklung bedeutsam, in ihn fallen wichtige psychologische Vorgänge, eine ständige Vervollkommnung im Gebrauch der Sinnesorgane und die Erwerbung der grundlegendsten Fähigkeiten wie z. B. der Sprache. Diese Erlebnisse des Wachsens und Erlernens schienen die erste Lebenszeit vollständig auszufüllen, eine Pflege, die für beide Vorgänge die besten Bedingungen schuf, schien allen Ansprüchen, die gestellt werden konnten, völlig zu genügen. Für eine Frage nach den eigentlichen seelischen Inhalten dieser Zeit blieb daneben kein Raum. Daß diese Auffassung nicht auf die Kinderpsychologie selbst beschränkt blieb, zeigt sich schon daraus, daß die Selbstbiographien, die Lebensbeschreibungen und die Entwicklungsromane dieser Zeit vor der Psychoanalyse die erste Kindheit fast ganz vernachlässigten. Sie glaubten, allen Forderungen der Persönlichkeitsforschung durchaus zu

genügen, wenn sie die Geschichte ihres Helden mit dem Schulalter oder mit den Jünglingsjahren beginnen ließen.

Diese objektive Schilderung der ersten fünf Kinderjahre, wie die Wissenschaft sie lieferte, stimmte außerdem mit dem subjektiven Gefühl jedes einzelnen Laien vollkommen überein. Man glaubte umso bereitwilliger an das Fehlen ernsthafter seelischer Inhalte dieser Zeit, als fast niemand seine eigene Kindheit in der Rückerinnerung wirklich durchdringen konnte. Die Kindheitserlebnisse, die der Erwachsene bereitwillig anderen erzählt oder sich selber zum Vergleich mit seinem erwachsenen Leben gelegentlich vor Augen hält, reichen im Zusammenhang selten weiter zurück als bis in das vierte oder fünfte Lebensjahr. Was dahinter noch zum Vorschein kommt, sind einzelne zusammenhanglose Brocken, die aus einem verschwommenen Dunkel auftauchen. Sie scheinen nicht besonders wichtig, zeigen keine rechte Beziehung zu den äußeren Lebensschicksalen dieser Zeit, und man kann ihnen nicht ansehen, welchem Umstand gerade sie die Erhaltung und Aufbewahrung im Gedächtnis verdanken. Man glaubte alles Recht zu haben, wenn man diese Einzelheiten vernachlässigte oder bestenfalls gelegentlich in halb scherzhafter Weise als Kuriositäten anderen zum Besten gab.

Die Psychoanalyse war die erste, die sich bei ihrer Arbeit an der Neurosenforschung in dieses unbekannte Gebiet vorwagte. Es war ihr auffällig, daß der neurotische Konflikt, so kompliziert seine Endgestaltung auch aussah, keine rechte Vorgeschichte in der Erinnerung des Patienten hatte. An irgendeiner Stelle am Ausgang der Kindheit kam er fertig gestaltet an die Oberfläche. Denselben Eindruck bekam die psychoanalytische Beobachtung aber auch von dem Charakter und der Persönlichkeit des einzelnen gesunden Menschen. Zuerst kam offenbar die frühe Kindheit ohne erkennbare Vorgänge. An ihrem Ausgang aber fand sich eine vollentwickelte Miniaturpersönlichkeit mit ausgeprägten Neigungen und individuellen Reaktionen, einer fertigen Eigenart also, an der durch

die erziehliche Beeinflussung nur schwer mehr etwas abzuändern war. Der Schluß lag nahe, daß diese ersten Kinderjahre irgendetwas Bedeutsames enthielten, daß sich dort Vorgänge abspielten, von denen die später auftretende Neurose oder der plötzlich zutage tretende Charakter nur der Endausgang waren. Man hatte sich offenbar zu Unrecht verleiten lassen, aus dem Fehlen der bewußten Erinnerung an diese Periode auf ihren Mangel an Bedeutung zu schließen. Auch die direkte Beobachtung des Kindes sprach durchaus für eine Abänderung der hergebrachten Meinung. Es erschien kaum mehr glaublich, daß man den Widerspruch zwischen der leidenschaftlichen Anteilnahme des Kindes an allen Vorgängen seines Lebens und dem vollständigem Vergessen dieser selben Vorgänge nie schärfer ins Auge gefaßt hatte.

Durch diese Unstimmigkeiten aufmerksam gemacht, tastete sich die psychoanalytische Methode immer weiter in die Kindheit der von ihr studierten Menschen zurück. Sie bediente sich zur Aufdeckung des bisher Verborgenen aller ihrer Hilfsmittel: des freien Einfalls, der Deutung der Träume, der Fehl- und Symptomhandlungen und der Deutung der von ihr so genannten „Übertragung", d. h. des Verhältnisses des Analysierten zum Analytiker, das sich während einer analytischen Behandlung herstellt und die ältesten Kindheitsbeziehungen in dieser neuen Einkleidung zum Vorschein bringt. Das Ergebnis war die Ausfüllung der großen, allen Menschen gemeinsamen Erinnerungslücke und damit die Gewinnung überraschender Tatsachen für eine neue Kindheitsgeschichte des Menschen.

Das Bild, das die Psychoanalyse auf Grund dieser Bemühungen in den Rahmen der Erinnerungslücke einfügen konnte, stimmt allerdings nicht zu den Vorstellungen von einer zärtlichen, harmlosen und konfliktfreien Anhänglichkeit des kleinen Kindes an seine Blutsverwandten, an die man sich bisher geklammert hatte, gleichgültig ob der äußere Anschein im einzelnen Fall dafür oder dagegen sprach. Die Auffassungen der Psychoanalyse verstießen

Schritt für Schritt gegen die bisherige Kenntnis. Hatte man bisher nur gesehen, wie der Wunsch nach der Erfüllung seiner großen Lebensbedürfnisse das kleine Kind an die Mutter bindet und aus seiner Dankbarkeit für ihre Pflege und Ernährung neben der körperlichen auch eine rein seelische, zärtliche Beziehung zu ihr entsteht, so konnte man jetzt, nachdem das Vergessen der Kindheitsperiode rückgängig gemacht worden war, erst die Natur dieser psychischen Beziehung untersuchen. Man fand sie — wo es sich um Knaben handelte — der erwachsenen Liebesbeziehung eines Mannes zu der von ihm gewählten Frau erstaunlich ähnlich. Sie enthält — wie man fand — alle Elemente, die aus der erwachsenen Beziehung bekannt sind: die hohe Einschätzung der geliebten Person, man könnte sagen ihre Überschätzung; der Wunsch nach ihrem Alleinbesitz; nach irgendeiner Art der körperlichen Befriedigung durch sie; und leidenschaftliche Gefühle von Haß und Rivalität für alle jene, die ihm sein Eigentumsrecht auf sie streitig machen wollen. Dabei handelt es sich auch nicht einmal um eine Miniaturliebe, wie der Erwachsene sich gerne glauben machen möchte. Die Leidenschaft des Kindes ist ihrem Charakter und ihrer Intensität nach durchaus nicht verschieden von dem entsprechenden erwachsenen Gefühl, seine Enttäuschung und Verzweiflung, wenn es seine Absicht nicht durchsetzen kann, gleicht vollständig der erwachsenen Liebesenttäuschung, die Konflikte, die aus seiner Liebe entstehen, spielen in seinem kindlichen Leben die den erwachsenen Liebeskonflikten entsprechende Rolle. Der einzige Unterschied besteht darin, daß die körperliche Befriedigung, die er an seinem Liebesobjekt genießen möchte, der erwachsenen genitalen Sexualbefriedigung noch unähnlich ist. Je nachdem, wie weit das Kind eben schon auf dem Entwicklungsweg der infantilen Sexualität gekommen ist, drehen sich seine Wünsche um eine Reizung der erogenen Zonen, des Mundes, des Anus, des Genitales oder um die in diesen Entwicklungsweg eingefügte Be-

friedigung seiner Schau- und Zeigelust, seines Sadismus oder Masochismus, seiner sexuellen Wißbegierde. Auch in dem Verhältnis zu seinen Rivalen benimmt das Kind sich nur wenig anders als ein Erwachsener. Wo es sich um ihm gleichgestellte oder jüngere Personen handelt, um die Geschwister also, verleiht es seinen unfreundlichen Gefühlen mehr oder weniger freien Ausdruck in feindseligen Handlungen. Hier ist der Ausgangspunkt für den in jeder Kinderstube endlosen Geschwisterstreit, die Realität hinter der Geschwisterliebe, wie die Religion oder die Ethik sie postulieren. Wo aber der Rivale ein übermächtiger ist, der Vater, also der eigentliche und in der Wirklichkeit unangreifbare Besitzer der Mutter, da erschöpft sich seine Feindseligkeit in ohnmächtigen Todeswünschen und Vernichtungsphantasien. Die Psychoanalyse konnte eigentlich, mit Ausnahme des geänderten Sexualziels, nur einen einzigen wirklichen Unterschied zwischen dieser ersten Liebe des Knaben und seinen späteren Beziehungen zu Frauen entdecken: ihre größere relative Bedeutung. Der Knabe erwirbt sich an diesem ersten Liebeserlebnis ein Vorbild, an das er im späteren Leben gebunden bleibt. Sein erwachsenes Liebesleben verhält sich zum infantilen gewöhnlich nicht anders als Kopien zu ihrem Original.

Die Psychoanalyse schildert das Geschwisterverhältnis des Kindes in dieser prähistorischen Zeit als ein ursprünglich eindeutiges, feindseliges. Das Kind hätte, wenn es nur auf seine eigene Person ankäme, keinen zwingenden Grund zu einer Umwandlung dieser Gefühle. Nur die Rücksicht auf die Mutter, die auch diese andern Kinder liebt und der Gehorsam gegen ihre Wünsche — der Druck der Erziehung also — überdeckt die Feindseligkeit allmählich mit einem Anschein ihres Gegenteils. Dieses Verhältnis zum Konkurrenten — der durch den Zwang der Umwelt zur Duldung ermäßigte Haß — wiederholt sich später unzählige Male im erwachsenen Leben.

Das Verhältnis zum Vater, wie die Psychoanalyse

es für diese Prähistorie aufgedeckt hat, ist komplizierter gebaut als die Geschwisterbeziehung. Es enthält mehr als nur die eine feindliche Strömung, die der Eifersucht entspringt. Der Vater ist für den kleinen Knaben zu allererst eine Idealgestalt, die er ebenso wie die Mutter liebt und überschätzt. Er bewundert seine Macht und Größe, die er für uneingeschränkt hält. Hat seine Liebe zur Mutter in ihm den Haß gegen den Vater geweckt, den Wunsch, ihn zu verdrängen und selber seine Rolle zu spielen, so gibt die bewundernde Liebe zum Vater diesem Wunsch, selbst Vater zu sein, erst ihren eigentlichen Hintergrund. Man könnte sagen, die Identifizierung mit dem Vater, die der Knabe anstrebt und die die mächtigste Triebkraft für seine männliche Entwicklung beistellt, stützt sich auf zwei gleichzeitige, aber einander widersprechende, ambivalente, Einstellungen des kleinen Kindes zum Vater: eine feindselige und eine zärtliche.

Die Psychoanalyse hat für diesen Zusammenhang der Gefühlserlebnisse des Kleinkindes, die Liebe zur Mutter mit dem sich daraus ergebenden Haß gegen den doch bewunderten und gefürchteten Vater, in Anlehnung an die griechische Sage den Namen Ödipuskomplex gefunden. Aber es wäre unrecht zu glauben, daß dieses Schlagwort den ganzen seelischen Inhalt dieser Zeit mit allen in ihr gegebenen Konfliktmöglichkeiten bereits erschöpft. Das Studium des Ödipuskomplexes in seiner hier geschilderten einfachsten Form bildet nur den Eingang, die erste Station auf dem Weg zu einem tieferen Verständnis dieser Kindheitsperiode.

Es war offenbar das Schicksal der Psychoanalyse, daß jede ihrer großen Entdeckungen an einer Idealvorstellung rütteln mußte, welche die Menschen bisher besonders hochgehalten hatten. Ebenso wie das Ideal der ungeschlechtlichen Kindheit durch die Funde der Psychoanalyse ins Wanken geraten war, bedrohten die Ergebnisse ihrer Untersuchungen über die vergessene Kindheitsperiode ein zweites Ideal, das zum alten, nicht nur zum wissen-

schaftlichen, sondern direkt zum religiösen Besitz der Menschheit gehörte: die Reinheit der Beziehungen des Kindes zu seiner Familie, also die Eltern- und Geschwisterliebe [1]). Die Aufstellung des Ödipuskomplexes wurde zur zweiten Scheidewand zwischen der Psychoanalyse und der außeranalytischen wissenschaftlichen und unwissenschaftlichen Außenwelt. Es ist unter diesen Verhältnissen sicher nicht verwunderlich, daß es eine Reihe von Jahren gedauert hat, ehe die offizielle Kinderpsychologie mit der Psychoanalyse in Beziehung treten wollte. Vielleicht muß man die Aufnahme eines Artikels über „Die Psychoanalyse des Kindes“ in ein Handbuch über Kinderpsychologie als Anzeichen dafür nehmen, daß die Trennungsmauern zwischen der Psychoanalyse und der übrigen Wissenschaft jetzt anfangen, ihre Widerstandsbedeutung zu verlieren.

Anderseits könnte dieser Versuch aber auch ergeben, daß die Handbücher für Kinderpsychologie sehr recht daran getan haben, sich bisher gegen psychoanalytische Artikel zu verwahren. Die Psychoanalyse läßt sich gar nicht in den Zusammenhang der anderen Auffassungen einreihen, sie widerstrebt der Gleichstellung mit ihnen. Es widerspricht der Allgemeingültigkeit, die sie für ihre Theorien postuliert, sich auf irgend ein Spezialgebiet, etwa die Auffassung des neurotischen Kindes oder sogar die Sexualentwicklung des Kindes zu beschränken. Sie greift über diese Gebiete hinaus, für die man ihr vielleicht gerne das Recht der Beurteilung zugestehen würde, und

[1]) Lange vor der Psychoanalyse machte Diderot in seinem berühmten Dialog „Le neveu de Rameau“ die folgende erstaunliche Äußerung: *„Si le petit sauvage était abandonné à lui-même, qu'il conserva toute son imbécillité et qu'il réunit au peu de raison de l'enfant au berceau la violence des passions de l'homme de trente ans, il tordrait le cou à son père et coucherait avec sa mère.“*

(In Goethes Übersetzung: „Wäre der kleine Wilde sich selbst überlassen und bewahrte seine ganze Schwäche, vereinigte mit der geringen Vernunft des Kindes in der Wiege die Gewalt der Leidenschaften des Mannes von dreißig Jahren, so bräch' er seinem Vater den Hals und entehrte seine Mutter.“)

bricht in Reiche ein, die — wie das Inhaltsverzeichnis dieses Buches zeigt — andere Spezialisten sich vorbehalten haben. Sie hat, wie oben erwähnt, ihre eigene Auffassung über die Entwicklungsphasen des kindlichen Trieb- und Gefühlslebens. Sie beurteilt auf Grund ihrer Funde den Einfluß der verschiedensten Umweltsformen auf die Gestaltung der kindlichen Persönlichkeit. Sie hat eine Trieblehre ausgebildet. Sie macht tastende Versuche, auf Grund dieser Trieblehre zum Verständnis der speziellen Begabungen zu gelangen und die intellektuellen Hemmungen, wie auch den Untergang von Begabungen im Zusammenhang mit den Triebschicksalen zu erklären. Die Moral des Kindes ergibt sich ihr aus der Geschichte seiner sozialen Anpassung im Kampf gegen die andrängenden, von der Umwelt des Kindes verpönten Triebregungen. Sie besitzt Ansätze zu einer Typenlehre, die zum Teil auf der Neurosenforschung basiert ist, zum andern Teil auf der Lehre von den Entwicklungsphasen des Sexualtriebes mit den Möglichkeiten, die sie zum Steckenbleiben, zur Fixierung bieten, wie auch zur späteren Rückkehr zu ihnen, zur Regression. Sie beschreibt das kriminelle und das triebhafte Kind im Vergleich zum neurotischen als das extrem andere Ergebnis derselben Kindheitserlebnisse. Die Deutung der Kinderzeichnungen, der Kinderspiele und Kinderträume sind ihr unentbehrliches Hilfsmittel bei der psychoanalytischen Arbeit am Kinde. Rückwirkend gewinnt sie aus dieser Arbeit dann wieder brauchbares Material für die Rolle und Bedeutung dieser Äußerungen für das Leben des Kindes. Die Psychoanalyse ist offenbar in der Kinderpsychologie ein unbequemer Gast, der die Gebote der Bescheidenheit verletzt. Anstatt sich dem Vorhandenen anzureihen, maßt sie sich an, das ganze Lehrbuch über Kinderpsychologie auf Grund ihrer eigenen Funde selber schreiben zu können.

Diese neue psychoanalytische Kinderpsychologie läßt sich aber im Rahmen eines kurzen Aufsatzes nicht darstellen. Es ist hier nicht einmal möglich, die Ergebnisse

der psychoanalytischen Forschung aufzuzählen, die den psychoanalytischen Kinderpsychologen zu seiner Unbescheidenheit berechtigen. Der Kinderpsychologe, der sich mit den psychoanalytischen Tatsachen auseinandersetzen will, muß sich ihre Kenntnis aus irgendeiner der ausführlichen Darstellungen der Psychoanalyse holen. An dieser Stelle kann es höchstens gelingen, das Bild der Kindheit, wie die Psychoanalyse es sieht, weiter zusammenzustellen und dabei aus der Reihe der Grundbegriffe der Psychoanalyse diejenigen herauszugreifen, deren Anwendung auf das Tatsachenmaterial der Kinderpsychologie die entscheidendsten Umwälzungen der Auffassung herbeiführen mußten.

Die beiden großen Entdeckungen über die Kindheit, die Anerkennung der infantilen Sexualität und des Ödipuskomplexes, eignen sich hier noch einmal zum ersten Ausgangspunkt. Der Auffassung der Psychoanalyse nach erfüllen diese beiden Abläufe die ersten fünf oder sechs Lebensjahre des Menschen. Am Ende dieser frühesten Kindheitsperiode ist, wie oben geschildert, das Gefühls- und Geschlechtsleben des Kindes dem eines Erwachsenen gar nicht sehr unähnlich. Das Kind ist fähig geworden, seine Liebe auf eine ganz bestimmte Person zu konzentrieren, zum Unterschied von seinem ersten Lebensjahr, in dem es, narzißtisch, sich selbst liebt, und andere Menschen nur so weit für sein Gefühl existieren, als sie für seine Selbsterhaltung nötig sind. Das erste aus der Außenwelt genommene Liebesobjekt ist, durch den Ödipuskomplex bedingt, für den Knaben die Mutter und für das Mädchen — nach einem längeren, sehr interessanten Ablösungsprozeß von der Mutter — der Vater. An diesem Liebesobjekt will das Kind die Wünsche befriedigen, die sich aus den verschiedenen Anteilen seiner infantilen Sexualorganisation ergeben. Auch bei seinem Bemühen, die Befriedigung dieser Partialtriebe durchzusetzen, benimmt das Kind sich ganz wie ein Erwachsener, der unter der Herrschaft drängender geschlechtlicher Begierden steht.

Es empfindet seine Triebbedürfnisse als außerordentlich heftig und dringend, jeder Aufschub in der Befriedigung erscheint ihm als unerträglich. Die unvermeidlichen ständigen Versagungen rufen schwere Enttäuschungsreaktionen bei ihm hervor und haben die nachhaltigsten Folgen für seine Charakter- und Neurosenbildung. Bei diesem Anschein von Erwachsenheit scheint ihm in dieser frühen Zeit zur Vollendung der Sexualentwicklung nur mehr ein einziger Schritt zu fehlen: die Erreichung der körperlichen Geschlechtsreife.

An diesem Punkt wird aber ein Hindernis in die Entwicklung eingeschoben, dessen Aufdeckung auch erst der Psychoanalyse zugehört. Anstatt mit der Weiterentwicklung des Kindes Schritt zu halten, verlieren die sexuellen Regungen allmählich ihre Energie, die Libido, wie sie die Psychoanalyse nennt. Das Streben nach Lustgewinn tritt immer mehr in den Hintergrund; die stürmische Liebe zu den Elternobjekten ermäßigt sich, um schließlich einer bloßen Anhänglichkeit oder Zärtlichkeit Platz zu machen. Der Anschein von Erwachsenheit, den das Kind auf dem ersten Höhepunkt seines Geschlechtslebens erreicht hatte, geht vollständig wieder verloren.

Zur selben Zeit, in der das Triebleben des Kindes auf diese Weise zu einem Stillstand kommt, geht in der Entwicklung seiner Persönlichkeit etwas wie ein Bruch vor sich. Die Eigenschaften, die sein Benehmen in der ersten Kindheit am entscheidendsten charakterisiert haben, verschwinden oder verkehren sich ins Gegenteil [2]). Seine Begehrlichkeit verringert sich mit dem Nachlassen der Triebwünsche. Seine Zerstörungslust, seine Grausamkeit, seine Schamlosigkeit und Neugier, die als Ausflüsse der infantilen Sexualregungen das Bild beherrscht und zu ständigen Zusammenstößen mit der erwachsenen Umgebung geführt hatten, verschwinden allmählich. An ihrer

[2]) Es gibt auch Kinder, die diesen Bruch in der Entwicklung nicht mitmachen. Gerade diese Personen charakterisiert man, wenn sie erwachsen werden als infantil.

Stelle tauchen Eigenschaften auf, die der Umgebung des Kindes weitaus erwünschter erscheinen: das Kind erlernt die Schonung der leblosen Dinge und das Mitleid mit den verschiedenen Lebewesen; es zügelt seine Neugierde oder wendet sie doch wenigstens vom sexuellen Gebiet auf intellektuelle Dinge; und es empfindet Scham oder Ekel bei allen jenen Gelegenheiten, bei denen den Erwachsenen eine solche Reaktion als notwendig und selbstverständlich erscheint. Wenn das Kind auf der Höhe der ersten Kindheitsperiode in seinem Sexualleben dem Erwachsenen ähnlich gewesen war und sich nur in seinen Eigenschaften und Wertungen außerordentlich von ihm unterschieden hatte, so liegen die Verhältnisse jetzt umgekehrt. In dieser zweiten Periode unterscheidet die Armut an Trieben und die untergeordnete Rolle des Sexuallebens das Kind vom Erwachsenen: in seinem Benehmen und seinen Wertungen aber ist es dem Erwachsenen weitgehend angeglichen.

Der Bruch zwischen der ersten und zweiten Kindheits-heitsperiode ist in der Regel ein sehr vollständiger. Das Kind entwickelt sich nicht nur über die Ziele, Vorlieben und Betätigungen seiner ersten Sexualperiode hinaus, es entwickelt sich direkt im Gegensatz zu ihr. Nicht nur, daß es die Reste jener alten Regungen, wo immer sie noch auftauchen, als unerträgliche Störungen empfindet und zu unterdrücken bestrebt ist, es verstößt sogar die Erinnerung an die Wünsche und an die Befriedigungen, die sie ihm gebracht haben, aus seinem Gedächtnis. Zu der normalen Entwicklung des Kindes in diesen Jahren gehört das Vergessen der ersten Kindheit, also die Erwerbung gerade jener Erinnerungslücke, die seit jeher das größte Hindernis für das Studium der Vorzeit des Menschen gewesen ist.

An der Grenze zwischen diesen beiden Perioden bedient sich das Kind zum erstenmal der Mechanismen, die für sein ganzes späteres Leben bedeutsam bleiben werden. Um unerträglich gewordene Regungen zu beseitigen, verweigert es ihnen den Zugang zu seiner bewußten Per-

sönlichkeit, drängt sie irgendwohin ins Dunkle und vergißt sie. Die Wirkung dieses Verhaltens entspricht allerdings nicht ganz den Erwartungen. Die verstoßenen Regungen oder Gefühle erscheinen zwar nicht mehr auf der Oberfläche, existieren aber in der Verborgenheit unverändert weiter und behalten ihre Stärke. Sie sind aus etwas Bewußtem zu etwas Unbewußtem, aus manifesten Äußerungen zu latenten Kräften geworden. Die Psychoanalyse hat diesen Mechanismus durch den Namen Verdrängung gekennzeichnet. Das Kind empfindet offenbar schon zu dieser Zeit eine der Gefahren, die eine solche Lage mit sich bringt. Um zu verhüten, daß die infantilen Triebregungen wieder hervorbrechen, wenn aus irgendeinem Grund die Stärke der Verdrängung nachlassen sollte, richtet es überall, wo es eine solche alte Regung beseitigt hat, eine Sicherheitsvorkehrung auf. In seinem Bewußtsein entsteht an dieser Stelle das Gegenteil der beseitigten Neigung oder Eigenschaft, die eine Rückkehr des Verdrängten endgiltig unmöglich machen soll. Es ist nicht schwer zu erkennen, daß z. B. die Scham als Sicherung gegen die alte Zeigelust, der Ekel als Sicherung gegen eine untergegangene Vorliebe für Schmutziges die Rolle solcher Gegensatz- oder Reaktionsbildungen spielen. Aber die Umwandlung der primitiven Strebungen ist auch auf einem anderen Wege mit einem geringeren Kräfteaufwand möglich, als Verdrängung und Reaktionsbildung für sich beanspruchen. Die primitive Triebregung kann abgelenkt werden, ihr ursprüngliches sexuelles Ziel wird gegen ein harmloseres, sozial höher geschätztes, nicht sexuelles eingetauscht. Diesen Vorgang, den die Psychoanalyse Sublimierung nennt, hat für die Ausgestaltung der kindlichen Persönlichkeit, für die Ausbildung seiner Begabungen und Interessen die allergrößte Bedeutung. Die Ablenkung der sexuellen Neugierde des Kleinkindes auf das geistige Gebiet, die Verwendung dieser Kräfte für das Lernen, das Erwerben von intellektuellen Kenntnissen in der zweiten Kindheitsperiode ist das deut-

lichste Beispiel eines solchen Sublimierungsvorganges. Das Kind bewältigt in diesen Jahren seine ursprünglichen Triebregungen mit Hilfe der beschriebenen Mechanismen, der Verdrängung, der Reaktionsbildung und Sublimierung so weit, daß nur ein ganz geringer Anteil von ihnen noch in der unveränderten Gestalt bestehen bleibt und sich dann seine Befriedigung in Form einer im Vergleich zur ersten Periode sehr ermäßigten Masturbation erzwingt. Die Psychoanalyse hat dieser Ruheperiode des Kindes, die vor allem von der Entwicklung seines Intellekts und seines Ichs ausgefüllt wird, den Namen Latenzperiode beigelegt.

Der nächste Abschnitt im Leben des Kindes, das Einsetzen der Pubertät, nimmt dann die infantile Sexualentwicklung gerade an dem Punkt wieder auf, an dem sie bei Eintritt der Latenzperiode zum Stillstand gekommen war. Die ersten Äußerungen der Pubertät bringen die Beweise, daß es den Verdrängungsanstrengungen des Kindes wirklich nur gelungen ist, die infantile Sexualität und den mit ihr verbundenen seelischen Inhalt, den Ödipuskomplex, stillzulegen, daß aber nichts davon vernichtet oder zugrunde gegangen ist. Der Ansturm von Libido, der den Heranwachsenden zur Zeit der Geschlechtsreife überflutet, belebt noch einmal die unverändert erhaltenen infantilen Sexualregungen und drängt zu perversen Befriedigungshandlungen oder Abfuhr in gehäufter genitaler Masturbation. Ebenso flammt der Ödipuskomplex in der vollen Stärke und Leidenschaftlichkeit seiner Konflikte noch einmal auf, allerdings dieses Mal nur in stürmischen Phantasien, nicht mehr in der realen Beziehung zu den wirklichen Elternpersonen. Soll der Ausgang der Pubertät die normale erwachsene Sexualität sein, so muß es dem Jugendlichen gelingen, seine perversen Partialtriebe unter der Vorherrschaft der genitalen Strebungen zusammenzufassen. Gleichzeitig muß das Phantasieobjekt des Ödipuskomplexes durch ein fremdes nicht mehr der Familie angehöriges reales

Liebesobjekt abgelöst werden. Die zärtlichen Regungen der Latenzperiode sollen gleichzeitig mit den sinnlichen Regungen der frühen Kindheit und der Pubertät an diesem neuen Objekt ihre Befriedigung finden.

Zu diesen beiden schwierigen Aufgaben, die die Pubertät dem Jugendlichen zu lösen gibt, tritt dann noch eine weitere nicht weniger bedeutsame. Die Normalität der Entwicklung verlangt nicht nur, daß der Heranwachsende sich am Ausgang der Kindheit in seinem Liebesleben von den Eltern frei macht und fremden Menschen zuwendet, sie fordert auch, daß er sich zur gleichen Zeit zumindest innerlich der Führerschaft und Vormundschaft von Vater und Mutter entzieht. Dabei handelt es sich hier nicht nur wie im Falle der Unterbringung der Liebesregungen um einen Objektwechsel. Der Jugendliche sucht zwar auch unter seinen Lehrern und unter den Idealgestalten, die Literatur und Geschichte ihm bieten, nach Vorbildern, deren Wertungen er übernehmen und deren Eigenschaften er nacheifern kann. Aber diese Vorbilder übernehmen doch nur zu einem sehr geringen Teil die leitende Stellung der Eltern. Die Vollendung der Kindheit ist vor allem dadurch gekennzeichnet, daß die Rolle des Mentors aus einer äußeren zu einer inneren Angelegenheit des Individuums geworden ist.

Die Ablösung von den Eltern im Sinne einer wachsenden Unabhängigkeit von ihnen, soweit es die eigenen Urteile und Handlungen betrifft, gehört nicht einer einzelnen Periode an. Sie erstreckt sich über die ganze Kindheit vom Anfang der Latenzzeit bis zur vollendeten Erwachsenheit. In der ersten Kindheitsperiode steht das Kind unter der Herrschaft von zwei Mächten, einer inneren, die durch das Drängen seiner eigenen Triebe, und einer äußeren, die durch die Gebote und Verbote der Eltern gegeben ist. Die Absicht des inneren Drängens ist auf die Befriedigung der Triebe, die Absicht der äußeren Elternmacht auf Triebeinschränkung gerichtet. Die Kenntnis der Lage des Kindes, wie die psychoanalytische Be-

leuchtung sie zeigt, erklärt, warum das Kind bereit ist, sich der Elternmacht zu beugen. Es befindet sich in einer doppelten Abhängigkeit von den Eltern, einer körperlichen Abhängigkeit, die durch seine lange Unselbständigkeit, seine Unfähigkeit, sich selbst am Leben zu erhalten, gegeben ist; und gleichzeitig in der seelischen Abhängigkeit, die durch die Gefühlskonstellation des Ödipuskomplexes erklärt ist. Die Liebesbedürftigkeit des Kindes macht es von seinen Liebesobjekten ebenso abhängig, wie das Bedürfnis nach Nahrung und Pflege es seinen Pflegepersonen ausliefert. Die Macht der Eltern löst daher im Kind zwei ganz bestimmte Ängste aus, die es den Anforderungen der Erziehung gefügig machen: die Angst einerseits vor der Schädigung durch die Eltern, wenn es sich ihren Wünschen widersetzt. Im Falle der verbotenen Lustgewinnung am Genitale oder einem anderen dazu geeigneten Körperteil wird daraus die Angst vor dem Verlust dieses Körperteils, die Kastrationsangst. Andererseits die Angst vor dem Verlust ihrer Liebe. Die psychoanalytische Pädagogik erkennt in diesen beiden Drohungen, deren sich die Eltern mehr oder weniger ausgesprochen bedienen, der Drohung mit Kastration oder mit Liebesverlust, die beiden Hauptfaktoren für die Erziehbarkeit des Kindes.

Diese äußere Macht der Erziehung wird dann im Laufe der Latenzperiode immer mehr von innerlichen Kräften übernommen. Das Kind richtet allmählich eine Instanz in sich auf, die fähig ist, nach rationellen, nach ästhetischen, nach moralischen Gesichtspunkten zu urteilen und zu werten. Es schafft auf diese Weise den Triebmächten in seinem eigenen Innern einen fast gleichstarken Gegner, der im Laufe der Pubertät imstande werden soll, mit immer weniger Unterstützung von außen her den Trieben die Waage zu halten. Alle Kämpfe, die sich in der ersten Kindheitsperiode in der Außenwelt zwischen dem Kleinkind und seinen Erziehern abgespielt haben, werden auf diese Art schon von der Latenzperiode an in immer

größerem Maße zu inneren Konflikten. Diese Instanz im Innern des Kindes war vor der Psychoanalyse nach einer ihrer wichtigsten Funktionen als das Gewissen bekannt. Die Psychoanalyse hat für sie den Namen Über-Ich gewählt, um ihre herrschende Stellung dem Ich des Individuums gegenüber zu kennzeichnen [3]).

Wenn aber das fertig ausgebildete Über-Ich dem Jugendlichen in der Pubertät die volle innere Unabhängigkeit von den Eltern und die selbständige Lösung seiner Triebkonflikte ermöglichen soll, so bleibt es doch gleichzeitig ein dauerndes Zeichen seiner Abhängigkeit von ihnen. Das Über-Ich ist tatsächlich seiner Herkunft nach ein Abkömmling der Elterngebote, es ist das Resultat der alten Bemühungen des Kindes, sich den Eltern anzugleichen, es ihnen gleichzutun, sich mit ihnen zu identifizieren. Wann immer das Kind im Laufe seiner Entwicklung Liebesregungen von den Eltern ablöst und auf andere Weise verwendet, richtet es das Stück Vater oder Mutter, dem es sich in der Außenwelt entzogen hat, in seinem Innern als einen Teil seiner eigenen Persönlichkeit von neuem auf. Wenn die Liebesablösung von den Eltern in der Pubertät vollendet ist, dann ist auch die Identifizierung mit ihnen schon vollzogen. Die äußere Freiheit, die der Jugendliche am Ausgang der Kindheit erreicht, ist bei näherem Hinsehen nichts anderes als die vollendete innere Gebundenheit.

*

Das hier gezeichnete Bild der drei großen Kindheitsperioden zeigt die Anwendung der Psychoanalyse auf die Auffassung der Kindheit nur in ihren gröbsten Umrissen. Neben einer Erwähnung einiger wichtiger Grundprinzipien der psychoanalytischen Theorie, der Aufzählung einiger charakteristischer Mechanismen, wie der Verdrängung, einer Andeutung der Trieblehre und der Libido-

---

[3]) Jede Abweichung im Aufbau des Über-Ichs wird zum Ausgangspunkt von Störungen der Charakterbildung und Gesundheit des Individuums.

theorie, findet in ihm kaum die Schilderung zweier Inhalte, des Ödipuskomplexes und des Kastrationskomplexes Platz. Die Eigenart einer wirklich psychoanalytisch-psychologischen Denkweise besteht aber nicht nur in der Einführung dieser Begriffe in die hergebrachte psychologische Anschauung. Die psychoanalytische Psychologie, die auf den Ergebnissen der analytischen Forschung aufgebaut ist, hat ihre eigene Betrachtungsweise, die sie von jeder andern bisherigen psychologischen Auffassung unterscheidet. Sie bemüht sich, jeden einzelnen seelischen Vorgang, den sie beobachtet, von drei Gesichtspunkten aus zu beschreiben. Sie faßt die seelischen Tatsachen nicht als Zustände auf, sondern als das Ergebnis von Konflikten, von seelischen Kräften, die miteinander im Kampfe liegen. Diesen Gesichtspunkt nennt sie den dynamischen. Sie bemüht sich, den seelischen Ort festzustellen, an welchem jeder einzelne Vorgang vor sich geht und unterscheidet dabei drei Systeme: das Bewußte, das Vorbewußte und das Unbewußte. Diesen Gesichtspunkt nennt sie den topischen. Und sie hält es für möglich, die relative Energie, die jeder einzelnen Seelenregung zur Verfügung steht, abzuschätzen und sich aus diesen Größenverhältnissen den Ausgang der einzelnen seelischen Konflikte zu erklären. Diesen Gesichtspunkt bezeichnet sie als ökonomischen. Aber es ist leicht einzusehen, daß nur eine eingehende Beschäftigung mit den Grundlagen der psychoanalytischen Theorie es möglich machen würde, diese Betrachtungsweise in alle Einzelheiten zu verfolgen, sie auf die oben gegebene Schilderung der Kindheitsperioden anzuwenden und auf diese Weise daraus die legitime psychoanalytische Psychologie der Kindheit aufzubauen.

DER TOD EDGAR POES

Von

Marie Bonaparte

Im folgenden geben wir das Schlußkapitel des ersten Teils aus dem im Internationalen Psychoanalytischen Verlag erscheinenden Werk von Marie Bonaparte über „Edgar Allan Poe“ wieder. Dieser erste Teil der großangelegten „psychoanalytischen Studie“ über den amerikanischen Dichter behandelt das Leben Poes, während der zweite und dritte vom Standpunkt der Psychoanalyse aus die Werke und der vierte das Wesen der literarischen Schöpfung und die soziale Bedeutung dieser Leistung („Poes Botschaft an die Menschen“) untersucht. Übersetzung aus dem Französischen: Dr. Fritz Lehner (Wien).

Gegen Ende Juni wurde das Landhaus in Fordham zugesperrt. Edgar Poe, der wieder von dunklen Vorahnungen verfolgt und die Beute einer neuerlichen Depression war, begab sich mit Muddy [1]) nach New-York, wo diese von der guten „Stella“, der Frau Lewis, aufgenommen wurde. Und die dunklen Vorahnungen waren auch der Grund, warum er vor seinem Hinscheiden an Griswold schrieb und den Reverend bat, seine vollständigen Werke herauszugeben, wenn er, Edgar Poe, sterben sollte; Willis war beauftragt, den biographischen Teil zu schreiben.

Poe nahm von seinen Freunden in New-York Abschied. Er kam bei Frau Oakes Smith in dem Augenblick an, in dem sie in den Wagen stieg, um zur Bahn zu fahren. Sie war entsetzt über „sein schmerzvolles Aussehen, über seine Augen, die nicht mehr von dieser Welt waren, über den seltsamen Blick voll Verzweiflung“. Poe stand ganz enttäuscht in der Sonne und murmelte: „Ich hätte . . . Ihnen so viel zu sagen.“ Der Frau Lewis, die er aufsuchte, um ebenso wie Muddy bei ihr die Nacht zu verbringen, sagte er ein Lebewohl auf der Schwelle der Tür;

---

[1]) Seine Tante und Schwiegermutter.

und er erklärte, während Frau Smith sich würdig verhielt, Muddy aber weinte: „Teure Stella, teure Freundin, Sie verstehen mich und schätzen mich wirklich — ich fühle, daß ich Sie nie mehr wiedersehen werde . . . Wenn ich nicht mehr zurückkomme, schreiben Sie die Geschichte meines Lebens. Sie werden mir Gerechtigkeit zuteil werden lassen."

Von Muddy begleitet ging er zur Bahn. Dort gab er ihr einen letzten Kuß und sagte: „Gott segne Sie, meine teure Mutter. Haben Sie keine Angst um Ihren Eddy und denken Sie immer daran, daß ich anständig sein werde, wenn ich von Ihnen weg bin und daß ich zurückkomme, um Sie zu lieben und zu trösten." [2])

Poe fuhr nun über Philadelphia nach Richmond. Dort stieg er, vermutlich gegen Ende des Nachmittags am 1. Juli 1849 aus dem Zug von Perth Amboy aus.

In seiner geblümten Reisetasche hatte er zwei Vorträge mit, deren einer sicher eine Rede über das *Poetische Prinzip* war, sein Lieblingsthema in dieser letzten Zeit. Seine Börse enthielt ungefähr vierzig Dollars. Infolge des letzten kalifornischen Goldrausches gab es nun viele Wirtshäuser in Philadelphia; auf das Freigebigste bot sich daher Poe nach seiner langen und heißen Reise die Gelegenheit zum Trinken an. Vor allem aber drängte ihn die tiefe Depression, in der er sich damals befand und die so leicht bei ihm den Alkohol zu Hilfe rief, dazu, der Versuchung zu erliegen.

Man weiß nicht genau, was nun vorgefallen ist. An Tatsachen erfährt man, daß John Sartain, der Zeichner und alte Freund Poes, mit dem er manchen Absinth getrunken hatte, an einem heißen Julitag in den Büros von *Sartain's Magazine,* das jetzt ihm gehörte, einen zitternden, schreienden Mann mit zerzausten Haaren eintreten sah, der ihn um Schutz gegen eingebildete Verfolger anflehte, die diesem Unglücklichen angeblich auf den Fersen waren.

---

[2]) Hervey Allen, Israfel, S. 814.

Der Verfolgungswahn, zu dem die mit dem Alter wachsende Tendenz schon immer in Poe steckte, war ausgebrochen, Sartain, sein alter Freund, nahm ihn dann zu sich in die Wohnung. Dort verlangte Poe ein Rasiermesser, um sich den Schnurrbart abnehmen zu können und dadurch für die Verfolger unkenntlich zu werden. Natürlich gab man es ihm nicht. Mit Mühe brachte Sartain den Rasenden zu Bett, dann bewachte er ihn die ganze Nacht und wagte es nicht, ihn allein zu lassen; Poe selber flehte ihn um Schutz an.

Auch am nächsten Tag wurde die freundliche Ergebenheit Sartains auf eine harte Probe gestellt. Als Poe am Abend unbedingt ausgehen wollte, folgte der Freund ihm auf dem Fuße. Edgar irrte, ohne stehen zu bleiben, durch die Straßen, sprach vor sich hin, gestikulierte und zitierte mit voller und tönender Stimme die Fiebervisionen, die in seiner leuchtenden und überreizten Phantasie an ihm vorüberzogen. Das Thema dieser Visionen, das ihn ganz in Bann hielt, von dem sein Geist vollständig besessen war, bestand aus einer schrecklichen Verschwörung, die ihn bedrohte. Vergeblich versuchte sein Freund, ihn zu beruhigen. Unermüdlich rannte Poe durch die Straßen und Sartain bemühte sich ohne Erfolg, ihn nach Hause zu bringen.[3])

Während dieses wahnwitzigen Wettlaufes schleppte Poe den Freund bis zum *Fairmount Reservoir,* wo sie gegen Mitternacht ankamen. Dort ließ er ihn die steile Treppe hinaufklettern, die bis zum obersten Rand des Reservoirs führte. Aber auch hier hörte Poe nicht zu phantasieren auf, er schrie, er werde sich umbringen, die Gefahr stehe unmittelbar bevor und flehte auf die rührendste Weise um Schutz. Schließlich ließ er sich nach Hause bringen. Aber noch hatte Sartain nicht alle Prüfungen überstanden. Poe täuschte seine Aufsicht und entwischte von neuem,

---

[3]) Nach William F. Gill. The life of Edgar Allan Poe, New York, Philadelphia, Boston, 1877, S. 233—237, auf den sich Hervey Allen S. 816 bezieht.

legte sich auf freiem Felde nieder und schlief ein. Da erschien ihm eine in Weiß gekleidete Vision und behütete ihn vor dem Selbstmord . . .

Bald danach wurde er betrunken aufgegriffen und in das Gefängnis von Moyamensing gebracht.

Hier soll ihm nun auf den Wällen ein neues, in Weiß gekleidetes Weib-Phantom erschienen sein und einige Worte zugeflüstert haben: „Hätte ich nicht gehört, was sie gesagt", erklärte er später, „das wäre mein Ende gewesen".

So war in diesen tristen Tagen die tote Frau, welche die Seele Poes bewohnte, wieder aus dem lebenden Grab hervorgekommen und, durch die heftige Krise eines Alkoholwahns begünstigt, zweimal nach außen „projiziert" worden; sie zeigte sich den Blicken des Menschen, der sie in sich trug . . . Die drohende, und zu gleicher Zeit ihn beschützende Gestalt war eine Verdichtung der fernen und nahen Vergangenheit, sie war Elizabeth Arnold, seine Mutter, und Virginia, seine Frau, die aber als Lebende auch nur eine Verkörperung der toten Elizabeth gewesen. Das Leichentuch der einen war nun in der weißen Figur auch das Leichentuch der andern; und die Gestalt kam wie aus dem Jenseits herbei, um den zu fordern, der schon zu lange auf Erden weilte . . .

Am nächsten Morgen, beim Appell der Gefangenen vor dem Major Gilpin, soll Poe erkannt worden sein. Jemand soll gesagt haben: „Das ist ja Poe, der Dichter!" und man hat ihn freigelassen, ohne von ihm die Geldstrafe zu verlangen. Als Sartain Poe fragte, warum er denn eingesperrt worden sei, soll dieser geantwortet haben, er habe einen falschen Scheck unterschrieben. Poe wurde eben zweifellos in seinem Anfall von Verfolgungswahn von den alten Beschuldigungen des English gequält. Und um sein Elend noch zu verschärfen, bekam er eine heftige Diarrhöe, die er für Cholera hielt.

Die „tote Mutter" hörte natürlich nicht auf, im Zentrum seines Wahns zu herrschen. Erst wurde er nun von den Gedanken heimgesucht, Muddy (seine Schwieger-

mutter) sei tot: er hatte Halluzinationen, in denen er sie tot vor sich liegen sah und er flehte Sartain an — vermutlich, um seine einzige und doch in vielen Formen auftauchende Mutter schneller im Jenseits zu erreichen —, ihm Laudanum zu verschaffen, jene Droge, die schon einmal beinahe ihre Mission erfüllt hätte. Sartain verweigerte sie ihm, nun brannte Poe von neuem durch, um durch die Straßen zu irren. Hier trafen ihn zwei alte Freunde, Chester Chauncey Burr und George Lippard, der überspannte Romanschriftsteller aus der Monks Hall.[4]) Sie brachten ihn zu sich nach Hause, pflegten ihn und nachdem der Anfall von Alkoholwahn ein wenig abgeflaut war, konnte Poe am 7. Juli an Muddy einen Brief schreiben. Der Inhalt dieses Briefes verrät uns noch seinen Zustand:

„Meine teure, teure Mutter — ich bin so krank gewesen — ich habe Cholera oder ähnliche üble Krämpfe gehabt, ich kann kaum die Feder halten.

Sie müssen sich im Augenblick, in dem Sie diesen Brief bekommen, zu mir auf den Weg machen. Die Freude, Sie zu sehen, wird meine Schmerzen lindern. Wir können nur gemeinsam sterben. Es wäre vergebliche Mühe, mit mir jetzt zu raisonnieren; ich muß sterben. Ich will nicht mehr leben, seit ich *Heureka* geschrieben habe. Ich könnte nichts anderes mehr fertigmachen. Für Sie weiterzuleben, wäre vielleicht süß, aber wir müssen gemeinsam sterben. Sie sind für mich, teure und immer geliebte Mutter, alles, — alles gewesen, die teuerste und verläßlichste Freundin.

Ich war nie wirklich wahnsinnig, bloß bei den Gelegenheiten, bei denen mein Herz getroffen worden.

Man hat mich, seit ich hier bin, einmal wegen Trunkenheit ins Gefängnis gesteckt; aber damals war ich nicht betrunken. Das war wegen Virginia." [5]) (Sicher eine Anspielung auf die weiße Erscheinung.)

---

[4]) Von ihm ist bereits in einem früheren Teil der Biographie die Rede.
[5]) Poe an Frau Clemm. (H. Allen, S. 817.)

So träumte Poe von neuem die Liebesphantasie einer Vereinigung mit seiner geliebten Mutter im Tode, jene Phantasie, die ihn außer zu andern Erzählungen und Gedichten zu der Ballade *Annabel Lee* und zu den Versen *Für Annie* inspiriert hatte; aber diesmal galt seine Sehnsucht nicht der Anmut der sterbenden Virginia, noch dem ruhigen Reiz Annies, sondern den weißen Haaren und dem Witwenhäubchen der alten „Muddy"! Das war eine Belohnung für die arme, alte Frau, welche verärgert über die Ratschläge einer reichen Freundin, die ihr zugemutet hatte, den „Sohn" zu verlassen, nach Fordham zurückgekehrt war und dort voller Angst auf Nachrichten von ihrem Edgar wartete . . .

Wir können uns Poe leicht vorstellen, wie er in dem larmoyanten, rührseligen Zustand des Alkoholikers die heftigsten Schreie nach dem Tod und nach der Mutter zu Papier brachte; er schrieb diese Zeilen mit jener furchtbaren Schrift, die er stets während seiner Wahnzustände hatte und die später ausdrücklich als die Schrift jener Tage erwähnt wird. Und wahrscheinlich datierte er diesen Brief irrtümlich aus New-York, weil er in seiner Phantasie glaubte, er sei schon im Tode mit seiner mütterlichen Muddy vereint; er hatte sie ja in New-York zurückgelassen.

Indessen ließ ihm Graham in Philadelphia, der von dem Zustand, in dem sich sein ehemaliger Redakteur befand, durch Lippard erfahren hatte, fünf Dollars zukommen. Charles Peterson, der ehemalige Hilfsredakteur Poes bei Graham, tat das gleiche. Burr kaufte für Poe eine Fahrkarte für den Steamer bis Baltimore. Der geblümte Reisesack, den man seit zehn Tagen suchte, wurde wiedergefunden, aber die Vorträge waren gestohlen worden. Mit der ausgeplünderten Tasche und den zehn Dollars Grahams und Petersons schiffte sich Poe, der von Burr bis zur Landungsstelle begleitet wurde, Freitag, den 13. Juli, nach Baltimore ein.

In Baltimore nahm er einen anderen Steamer nach Richmond. Und knapp bevor er hier ankam, schrieb er der Muddy die folgenden Zeilen, aus denen von neuem pathetisch die Sehnsucht nach der Mutter in ihr hervorbricht:

„Bei Richmond,

Es ist fürchterlich heiß und außerdem habe ich ein derartiges Heimweh nach unserem Home, daß ich nicht mehr weiß, was ich machen soll. Ich habe noch niemals solche Lust empfunden, irgend einen Menschen zu sehen, wie diesmal, wo ich Sie, meine geliebte Mutter, wiedersehen soll. Ich könnte jedes Opfer dafür bringen, nur noch ein einziges Mal die Hand zu halten, und zu erreichen, daß sie mich tröstet: so furchtbar deprimiert bin ich. Ich glaube, kein Anlaß kann bedeutend genug sein, um mich von neuem von Ihnen zu reißen. Wenn ich bei Ihnen bin, kann ich alles ertragen, aber wenn ich von Ihnen fern bin, dann bin ich zu unglücklich, um weiterleben zu können." [6])

Poe kam in Richmond am Abend des 14. Juli 1849 an und ging direkt nach *Duncan Lodge*. Die Mackenzies, die gastfreundlich wie immer waren, nahmen ihn bei sich auf; er befand sich in einem fürchterlichen Zustand, seine Kleider waren zerrissen. Noch am Abend seiner Ankunft schrieb er an Muddy: „. . . ich bin hier mit zwei Dollars angekommen. Ich schicke Ihnen einen davon. Oh Gott, Mutter, werden wir uns nie mehr wiedersehen? Wenn es Ihnen irgendwie möglich ist, ach, k o m m e n S i e. Meine Kleider sind in einem furchtbaren Zustand und ich bin so krank. Könnten Sie doch zu mir kommen, Mutter. Schreiben Sie mir sofort — aber bestimmt! Gott segne Sie immer.

Eddy." [7])

---

[6]) Poe an Frau Clemm, 14. Juli 1849. (Erster Brief dieses Datums. H. Allen, S. 818.)

[7]) Poe an Frau Clemm, 14. Juli 1849. (Zweiter Brief dieses Datums. Hervey Allen, Israfel, S. 819, wo irrtümlicherweise September für Juli steht.)

Der Dollar blieb die einzige Geldsendung, die Poe während seines ganzen Aufenthaltes in Richmond der Frau Clemm zukommen lassen konnte.

Trotz der guten Behandlung durch die Mackenzies und seine Schwester Rosalie beharrte also die Sehnsucht nach seiner „Mutter-Muddy“ in dem Herzen des kleinen Kindes, das Poe unter dem Zwang seines Wahns und seiner Krankheit wieder geworden war.

Wir finden ihn nach wenigen Tagen in der *Old Swan Tavern* wieder, einer bescheidenen Pension, in der er ein Zimmer gemietet hatte. Dort suchte ihn Rawlings auf, jener Arzt, von dem wir erfahren, Poe habe wieder einmal einen Anfall von Gewalttätigkeit erlitten und ihn sogar einmal mit einer Pistole bedroht. Die Krise flaute aber schnell ab und bald antwortete Edgar auf den Brief, den er von Frau Clemm erhalten hatte:

„Richmond, Donnerstag den 19. Juli.

Meine teure und geliebte Mutter!

Sie werden schon durch die Handschrift dieses Briefes erkennen, daß es mir besser geht — viel besser, was meine Gesundheit und mein psychisches Befinden angeht. Ach, könnten Sie nur wissen, wie sehr mich Ihr lieber Brief gestärkt hat! Das war Magie, könnte man sagen. Der größte Teil meiner Leiden kam von der schrecklichen Idee, die ich nicht los werden konnte: von der Idee, daß Sie tot seien. Während mehr als zehn Tagen war ich ganz verstört, obwohl ich nicht einen einzigen Tropfen getrunken hatte; und während dieser ganzen Zeit war ich in meiner Einbildung von den grauenhaftesten Unglücksfällen heimgesucht.

Das alles waren Halluzinationen, die von einem Anfall kamen, wie ich noch nie einen gehabt hatte — einem Anfall von Mania-à-potu. Gebe der Himmel, daß dies nur eine Warnung für den Rest meines Lebens bleibe . . .

Noch ist nicht alles verloren und die düsterste Stunde kommt knapp vor dem Anbruch des Tages! Verlieren Sie

Ihren Mut nicht, teure und geliebte Mutter — alles kann noch gut werden. Ich will meine ganze Kraft entfalten ..." [8])

So gesteht sich Poe selbst diesen seinen heftigsten Anfall von Alkoholwahn ein. Die Krise, die mit ihrem Auf und Nieder ungefähr zwei Wochen gedauert hatte, war vorbei und der Dichter konnte, zum letztenmal in seinem Leben, noch einmal auf einen Aufstieg hoffen.

*

Elmira, die Witwe des Herrn Shelton, eines reichen Kaufmanns, der seiner Frau den ganzen Besitz als Lebensrente hinterlassen, näherte sich den Vierzigern. Sie war eine sehr imponierende Erscheinung, Herrin ihrer selbst und sehr fromm.

Kurze Zeit nach seiner Ankunft in Richmond begab Poe sich zu ihr. Ein Diener ging hinauf, um die Herrin des Hauses davon zu benachrichtigen, daß ein Herr nach ihr frage; sie kam in den Salon herab. Es war Sonntag, und die fromme Dame wollte gerade zur Kirche gehen. Wie sie eintrat, erhob sich Edgar und rief mit einer Stimme, die von der Erregung zitterte: „Ach, Elmira, sind Sie's?" Frau Shelton erkannte ihn sofort, begrüßte ihn überaus freundlich, ging aber trotzdem sofort in die Kirche. Sie forderte Poe auf, wiederzukommen.

Er kam wieder. Man sprach von den vergangenen Zeiten und Edgar erinnerte Elmira an das Versprechen, das sie ihm vor vierundzwanzig Jahren gegeben hatte. Sie glaubte zuerst, daß er auf eine romantische Weise scherze, mußte sich aber bald davon überzeugen, daß er die Sache ernst nahm. Ende Juli waren sie nun, sagt man, zu einem „Einvernehmen" gekommen.

Poe war zu Elmira zurückgekehrt, weil er sie früher einmal geliebt und weil die Poesie dieser Jugendliebe in einem Herzen wie dem seinen nie mehr ganz verklingen hatte können. Aber noch ein anderer Grund trieb ihn zu ihr: die Elmira seiner Jugend war jetzt zu einer der

---

8) H. Allen, S. 820.

mütterlichen Gestalten geworden, die wie die geträumten Mütter der Kindheit von ihrem Überfluß herschenken konnten. Dieses Mütterliche zog Poe an, aber nicht die Sorge um das Geld, wie man ihm vorgeworfen hat: das Vermögen der Elmira war ebenso wie das der Helen Whitman für ihn nichts anderes als eines der Attribute der Allmacht und Allfruchtbarkeit einer Mutter. Nach dem gleichen Schema herrschte auch die reiche Frances Allan über ihn, als sie das Waisenkind adoptiert und mit vollen Händen ihre Wohltaten über ihn ausgeschüttet hatte. Der Wiederholungszwang, der unser Leben lenkt, drängte eben selbst den vierzigjährigen Edgar Poe, dieses ewig verlassene Kind dazu, sich wieder einmal adoptieren zu lassen, diesmal durch dieselbe Elmira, die ihn in seiner Jugend zuerst entzückt, dann aber in Verzweiflung gebracht hatte.

Frau Shelton war natürlich von der neuerlichen Werbung eines ehemaligen Bewunderers entzückt. Man hatte damals die Briefe ihres jungen Geliebten unterschlagen, um sie in die Arme des wenig poetischen Herrn Shelton zu stoßen. Das konnte sie ihren Eltern nie verzeihen. Nun mußte sie erfahren, daß noch vierundzwanzig Jahre später Edgar an sie dachte! Und trotz ihrer Frömmigkeit war Elmira Frau. Ja die Frömmigkeit konnte sogar im Dienste ihrer Eitelkeit und ihres Herzens Vernunftgründe finden: es sei vielleicht ihre Aufgabe, diese „verirrte Seele“ zu retten. Poe, der außer mit Marie-Louise Shew niemals in die Kirche gegangen war, wurde dort bald am Sonntag neben Frau Shelton gesehen . . .

Mit der Zeit hatten die Leute von Richmond Edgar Poe auch sein Benehmen gegen den Vormund verziehen. Der Ruhm machte ihn zu einem Objekt der Neugierde; und Kinder aus jener Zeit erinnerten sich später, ihn auf der Straße vorübergehen gesehen zu haben: „Ein Dichter, nach der Mode in Schwarz gekleidet, schlank, aufrecht, das subtile Antlitz blickte nachdenklich drein . . . Ein

auffallend schöner Mensch, nur der Mund störte."[9]) Die Salons öffneten sich wieder vor ihm. Selbst Julia Mayo Cabell, eine Verwandte der zweiten Frau Allan, lud ihn ein. Und zu der sozialen Anerkennung kam noch das Gerücht dazu, Edgar Poe habe sich mit Elmira Shelton versöhnt.

Poe verbrachte seine Zeit damals hauptsächlich bei den Mackenzies und Rosalie in *Duncan Lodge,* bei den Talleys in Talavera und, am entgegengesetzten Ende der Stadt im Haus der Frau Shelton in *Church Hill.* Er ging zu Fuß von einer Wohnung zur andern und kehrte am Weg häufig in der Broad Street bei einem jungen Doktor John Carter, seinem neuen Freund, ein.

Das späte Verlöbnis Edgars mit seiner Elmira sollte jedoch nicht ohne Trübung bleiben. Elmira wußte nicht nur, wie berühmt Poe war, sie kannte auch seinen schlechten Ruf und fand keinen besonderen Geschmack an der Idee, Patterson über Bord zu werfen und selbst das Gründungskapital für den *Stylus* herzugeben. Das wollte aber Poe: in seinen Briefen an Patterson berief er sich jetzt mit Selbstgefälligkeit auf die „Cholera", das „Calomel", die „Gehirnschwäche", um sein Zögern zu entschuldigen. Das Erscheinen des *Stylus* wurde daher auf später verschoben.[10])

Inzwischen aber traf Elmira Verfügungen, um ihren Besitz noch vor der Heirat in Sicherheit zu bringen. Ein solches Vorgehen, die Tatsache, daß Elmira selbst an die Sicherstellung dachte, war für Poe noch viel verletzender als das Verhalten der Helen Whitman, bei der die Mutter das Geld ihres Kindes hatte schützen wollen. Er war über den Mangel an Vertrauen sehr böse. Anfangs August waren die Beziehungen zwischen den beiden Liebenden wieder

---

[9]) H. Allen, S. 822 (nach Basil C. Gildersleeve in Harrison, Biography S. 315).

[10]) Poe an Patterson, 19. Juli und 7. August 1849. (Virginia Edition der Werke Poes, XVII. Band, S. 363.)

gelockert, Elmira verlangte von Edgar ihre Briefe zurück; und Edgar mied Elmira.

Am 7. August hielt Poe einen mit großem Beifall aufgenommenen Vortrag über das *Poetische Prinzip* vor einem ausgewählten Publikum. Frau Shelton war anwesend, der Vortragende verließ aber den Saal mit den Talleys.

Das Reinerträgnis dieses Vortrages und einige Einnahmen durch Beiträge für den *Southern Literary Messenger* ermöglichten es Poe, sich recht und schlecht durchzuschlagen. Aber er besaß noch immer nicht so viel, um sich einen Anzug kaufen zu können oder der armen Muddy, die in Fordham in größtem Elend auf ihn wartete, etwas Geld zu schicken . . .

Elmira war jedoch keineswegs im Unrecht, wenn sie an Eddy zweifelte! Zweimal war er neuerdings von seinen Anfällen heimgesucht worden — ganz wie in Philadelphia. Der Wein in diesen südlichen Gegenden war zweifellos gar zu verführerisch! Das erstemal hatten ihn die Mackenzies in der *Old Swan Tavern* verpflegt; es gelang ihm, seinen üblen Zustand schnell zu überwinden. Aber das zweitemal, im August, war der Anfall derart stark, daß Poe nach *Duncan Lodge* transportiert und sein junger Freund, der Dr. Carter, geholt werden mußte.

Als Poe zu sich kam, hielt Carter ihm eine heftige Strafpredigt: der Dichter könne keinen Anfall mehr ertragen, — wenn er leben wolle, dann müsse er von nun an jeden Alkohol meiden. Poe war von Gewissensbissen gepeinigt, er schluchzte heftig, jammerte und sagte, daß er vergeblich versuche, sich von seinem „Laster“ zu befreien. Und er wolle sich in Zukunft beherrschen, den Versuchen Widerstand leisten, ein Versprechen, das er feierlich beschwor! Und um sich selbst seinen Entschluß zu erleichtern, schrieb er sich kurze Zeit nachher in der *Division von Shockoe Hill* der *Sons of Temperance* ein und leistete vor dem Präsidenten W. J. Glemm den Eid, gänzlich abstinent zu bleiben. Die Zeitungen berichteten darüber.

Von dieser Zeit an enthielt sich Poe in Richmond tatsächlich jedes alkoholischen Getränks. Man sah ihn in den Büros des *Richmond Examiner*, bei Daniel, bei dem gleichen Daniel, mit dem er sich im vergangenen Jahr im Duell schlagen hatte wollen und der jetzt mit ihm befreundet war. Er sah hier von neuem seine Gedichte, den *Raben* oder *Traumland* durch, ließ sie setzen, korrigierte die Fahnen und blieb so bis an sein Lebensende der Dichtkunst treu.

Anfangs September hatte sich Edgar auch mit Elmira wieder versöhnt. Sie verlobten sich. Und am 5. September[11]) schrieb Poe an Frau Clemm:

„. . . Und dann, meine liebe und teure Muddy, in dem Augenblick, in dem ich eine endgültige Antwort auf alle diese Fragen haben werde, schreibe ich Ihnen wieder und teile Ihnen mit, was Sie machen sollen. Elmira möchte gerne Fordham besuchen, aber ich glaube nicht, daß das gut ist. Ich halte es für das beste, Sie erledigen dort alles und kommen mit dem Steamer hierher. Schreiben Sie sofort und teilen Sie mir mit, was Sie von diesem Vorschlag halten, denn Sie wissen am besten, was Sie tun sollen." Dann fügte er ohne Übergang hinzu: „Sollten wir jedoch in Richmond oder in Lowell glücklicher sein? denn ich vermute, daß wir in Fordham niemals glücklich sein werden und, Muddy, ich muß dort sein, wo ich Annie sehen kann . . ." Und einige Zeilen später: „Schließlich glaube ich, teure Muddy, das beste wäre, Sie sagen, ich sei krank oder so etwas Ähnliches und verabschieden sich in Fordham, um hieher zu kommen. Teilen Sie mir sofort mit, was Sie für das Richtige halten. Sie wissen, daß wir leicht bezahlen können, was wir in Fordham schulden und Fordham ist ein schöner Ort — aber ich will in der Nähe Annies leben." Und er schließt: „Schreiben Sie mir nichts über Annie — ich kann es in diesem

---

11) H. Allen, S. 832. Der Brief (Virginia Edition, Bd. XVII, S. 368/69) ist mit September 1849, Mittwoch abends, datiert. Dieser Mittwoch kann aber nach allem nur der 5. September gewesen sein.

Augenblick nicht ertragen, von ihr sprechen zu hören, so lange Sie mir nicht mitteilen können, Herr R. sei tot. Ich habe schon den Ehering gekauft und es wird mir hoffentlich nicht schwer fallen, mir einen dunklen Anzug zu verschaffen." [12])

Aus diesem Brief erfahren wir sehr interessante Dinge: erstens, daß die Heirat zwischen Poe und Frau Shelton beschlossen war; zweitens, daß Eddy sich noch nicht entschlossen hatte, die Muddy selbst aus Fordham abzuholen; drittens, daß das hauptsächliche Ergebnis der Verlobung mit Elmira die Erweckung der Sehnsucht nach Annie war.

In dem Augenblick, in dem Poe sein Leben an das einer andern Frau binden sollte, brach also das Bedauern aus ihm hervor, daß diese Frau nicht Annie sei. Wohl war Elmira früher einmal die Flamme des jungen Edgar gewesen; aber in der ernsten und frommen vierzigjährigen Dame blieb von dem zierlichen und leichtfüßigen Mädchen von fünfzehn Jahren zu wenig mehr übrig, als daß die Phantasie des Dichters sich an der Berührung mit ihr neu hätte entzünden können. Es ist daher kein Zufall, daß die Zeilen, welche vom Tode des Herrn Richmond sprechen, und jene andern, in denen vom Ankauf des Eheringes die Rede ist, gleich nebeneinander stehen. Diese Nebeneinanderstellung hat im Unbewußten den Wert eines gedachten Bandes; sie sagt gleichsam: „Warum ist Annie nicht Witwe und frei? Ich würde dann diesen Ehering an ihren Finger stecken."

Poe verehrte Annie aber hauptsächlich deshalb, weil sie nicht Witwe und frei war. Bei Elmira kam nämlich zu den andern Fehlern, die sie in den Augen Edgars hatte, hinzu, daß sie erreichbar blieb; Annie hingegen erfüllte weiter eine der Liebesbedingungen, die Edgar schon mit zwanzig Jahren besungen hatte:

---

[12]) Poe an Frau Clemm. (Virginia Edition, Bd. XVIII, S. 368 ff. Nach Griswold.)

„Ich habe nur dort lieben können, wo der Tod
Seinen Atem mit dem der Schönheit vermengte,
Oder dort, wo Hymen, die Zeit und das Schicksal
Zwischen ihr und mir einhergingen.“

Jetzt war dieselbe Elmira, die zum Teil wenigstens Edgar damals zu jenen Zeilen inspiriert hatte, nicht mehr durch das Schicksal oder Hymen von ihm getrennt! Daher sagte Edgar von ihr in seinem nächsten Brief an Muddy: „Elmira ist soeben vom Land zurückgekommen. Ich habe den gestrigen Abend mit ihr verbracht. Ich glaube, sie liebt mich mit mehr Ergebenheit als irgendeine der Frauen, die ich bisher gekannt habe, und ich kann nicht umhin, sie dafür auch zu lieben.“ [13]) Die wahre Leidenschaft spricht anders. Wir haben gesehen, wie er in einem andern Brief an die gleiche Frau Clemm von Annie sprach . . .

Elmira und Annie waren für ihn zwei Pole geworden, zwei mit tiefer unbewußter Bedeutung besetzte Symbole, zwischen denen in diesen letzten Monaten seines Lebens das Schicksal Edgar Poes hin und her pendeln sollte.

Auf der einen Seite stand eine Witwe von fast vierzig Jahren, seine Gattin von morgen, mit der ein Versuch unternommen werden mußte, den zu unternehmen Poe zweifellos noch nie gewagt hatte. Elmira repräsentierte daher trotz ihres prosaischen Benehmens und ihrer Frömmigkeit die Gefahr, die von den Sinnen ausgeht.

Auf der anderen Seite stand die noch nicht dreißigjährige, verheiratete ferne Geliebte, die ihn nie in solche „Gefahr“ brachte, um die er tausend Träume spinnen konnte, — besonders den schönsten Traum, in ihren Armen zu sterben.

Die eine war die Frau, mit der er in Prosa sozusagen und „gefährdet“ kämpfen und leben mußte. Mit der andern hingegen lebte er im Traum und in der Poesie; bei ihr

---

13) Poe an Frau Clemm. Richmond, Dienstag, 18. September 49. (Virginia Edition, Bd. XVIII, S. 366.)

konnte er davon träumen, an der Brust der Mutter zu liegen, und in den Schlaf gewiegt zu werden.

Und die Priorität im Schicksal Poes hatte unzweifelhaft jene Frau, die nach dem Tode der Virginia auf Annie „übertragen" worden war. Frau Shelton repräsentierte durch ihren beschützenden Reichtum eher die Mutter, welche das verlassene Kind adoptiert hatte, sie war also eine verspätete Frances Allan. Annie aber repräsentierte im Unbewußten Poes die erste Liebe seiner Kindheit: durch das Sternenleuchten ihrer Augen, die bis in das Herz des Geliebten hineinfunkelten, durch geheimnisvolle Zusammenklänge, die uns heute entgehen und an denen jene Augen zweifellos großen Anteil hatten. Hier fand er die wahre Mutter Elizabeth wieder, der er mit seinem ganzen kleinen verliebten Kinderherzen hatte folgen wollen, als grausame Männer ihn von ihr trennten und ihn daran hinderten, noch einmal an ihrer kalt gewordenen Brust einzuschlummern. Das Heimweh nach solchem verlorenen Glück sollte er ja sein ganzes Leben hindurch nicht überwinden.

Ein Herr St. Leon Loud suchte Poe beim *Examiner* auf und bot ihm hundert Dollar an, wenn er die Veröffentlichung der Gedichte seiner Frau, einer Dichterin aus Philadelphia, übernehmen wollte. Der arme Teufel Poe nahm natürlich an; in dem schon zitierten Brief vom 5. September erzählte er seiner Muddy von diesem Geschäft und meinte, die Sache werde ihn nur drei Tage lang aufhalten. In dem gleichen Brief schlug Poe der Frau Clemm vor, sie möge nach Richmond kommen, um ihn dort zu treffen. In dem Brief vom 18. September teilte Poe jedoch mit, er werde selbst kommen, um Muddy abzuholen, allerdings nicht nach Fordham, „es ist besser, nicht wahr, daß ich dort nicht hinkomme", sondern nach New-York. Er werde in einer Woche abreisen und sich auf dem Wege in Philadelphia aufhalten, um dort die Veröffentlichung der Gedichte der Frau Loud, die ihm hundert Dollar einbrin-

gen sollte, zu überwachen. Bis dahin allerdings könne er auch nicht einen einzigen Dollar schicken.

So änderte Poe in dreizehn Tagen seinen ursprünglichen Plan, er beschloß knapp vor der Heirat, zu Muddy zu reisen und in den Norden, wo fern der Stern Annies leuchtete. Schon einmal hatte er in die gleiche Richtung einen „Fluchtversuch" unternommen, damals, als er in Providence beinahe mit einer andern Frau verheiratet worden war; auch damals stieg er in den Zug nach Boston, nach dem Norden, wo bereits Annie herrschte, und in der Tasche hatte er zwei Unzen Laudanum. Diesmal trug er kein Laudanum mit sich, wohl aber in einem zu allem Unheil bereiten Körper eine psychische Erkrankung, die sicher ebenso wirksam war wie jenes Gift.

Die Melancholie Poes oder vielmehr diese plötzlichen Verdüsterungen seiner Laune fielen in jenen letzten Wochen, die er in Richmond verbrachte, jedem auf, der ihn sah. Er hatte große literarische und gesellschaftliche Erfolge, seine Vorträge über das *Poetische Prinzip,* sein Lieblingsthema, die er in Richmond und Norfolk hielt, fanden viel Beifall. Er war mit einer in der Stadt angesehenen Frau verlobt, er wurde nun von allen seinen ehemaligen Freunden in Gnaden wieder aufgenommen. Aber sogar inmitten der fröhlichsten Gesellschaften, inmitten der Veranstaltungen, bei denen er am lautesten gefeiert wurde, verdüsterte sich plötzlich, und oft gerade in dem Augenblick, in dem man meinte, er sei von der allgemeinen Heiterkeit angesteckt, sein Gesicht; eine Melancholie bemächtigte sich seiner, er setzte sich irgendwo hin, abseits von den andern nieder, oder irrte durch einen nahegelegenen Garten und sprach mit irgendeinem Freund von der Vergangenheit. Die Vergangenheit scheint Poe in dieser Periode seines Lebens mehr als je beschäftigt zu haben. Fräulein Tolley (später Frau Weiß) erzählt uns von einer Spazierfahrt, die er mit ihr in die Eremitage, in das frühere Haus der Mayo, in dem Poe als Kind spielte,

gemacht hatte; in unsagbarer Melancholie irrte der Dichter durch die verlassenen Gärten und das leere Haus. Frau Ingram berichtet, er sei mit ihr in Norfolk spazieren gegangen, habe das Irisparfum, mit dem ihr Kleid besprengt war, bemerkt und gemeint, das sei auch das Parfum des Wäschekastens der Frau Allan gewesen, „es führe ihn in die Zeit zurück, in der er ein kleiner Junge war“ und erinnere ihn an seine Adoptivmutter . . .[14])

Samstag, den 22. März, verbrachte Poe den Abend mit Elmira. Die Hochzeit wurde für den 17. Oktober angesetzt. Poe schenkte seiner Braut eine große als Brosche montierte Kamee; er schien an diesem Abend glücklich zu sein. Elmira versprach ihm, der Muddy zu schreiben, ein Versprechen, das sie auch hielt, als er fortgegangen war.

Sie kenne die Muddy zwar noch nicht, schreibt sie, wolle sie aber gerne lieb haben. Sie lobte Eddy, der nun nüchtern, mäßig, moralisch und sehr lieb sei. Dann fügt die fromme Dame hinzu: „Ich hoffe, die Vorsehung wird ihn schützen und auf den Pfad der Wahrheit leiten, damit sein Fuß nicht ausgleite.“ Und sie schließt: „Eben hat es Mitternacht geschlagen, Sabbath ist da und ich will daher schließen. Gute Nacht, teure Freundin, der Himmel segne und beschütze sie und mögen die Tage, die Sie noch auf dieser Erde verbringen werden, friedliche und glückliche sein.

Elmira.“ [15])

Ach! die glücklichen Tage, welche Maria Clemm erleben durfte, waren vorbei. Aber ebenso vergeblich war das Gebet Elmiras, Edgars Fuß möge nicht mehr straucheln.

Am 24. September hielt Poe seinen letzten Vortrag in Richmond, immer über das *Poetische Prinzip*. Alle Freunde

---

[14]) Hervey Allen, S. 831, 835.

[15]) Elmira an Frau Clemm. Richmond, 22. September 1849. (Virginia Edition, Bd. XVII, S. 396/7.)

waren anwesend, damit die Einnahmen es ihm möglich machten, die Reise nach dem Norden zu unternehmen.

Am nächsten Tag verbrachte Poe den Nachmittag in Talavera bei den Talleys. Er schien gut gelaunt zu sein. Nie hatte man ihn so heiter und hoffnungsvoll gesehen wie an diesem Abend. Er erklärte, sein letzter Aufenthalt in Richmond gehöre zu den glücklichsten Zeiten seines Lebens und blieb bis lange in die Nacht hinein auf, um mit seinen Freunden zu plaudern. Er bedauerte, wie er sagte, die Reise nach New-York unternehmen zu müssen. Während er bei der Haustür von den Freunden Abschied nahm, lief gerade über seinem Kopf ein Meteor über den Himmel; dieses Ereignis machte einen tiefen Eindruck auf sie . . .

Poe kehrte dann nach *Duncan Lodge* zurück, wo er die Nacht verbrachte; er war aber jetzt wieder deprimiert und von dunklen Ahnungen befallen. Er blieb lange Zeit beim Fenster stehen und rauchte. Am nächsten Morgen packte er den Koffer, denselben Koffer, den ihm Herr Allan 1829 in Baltimore geschickt hatte, nachdem Poe aus dem Elternhaus geflohen war.

Mittwoch, den 26. September, den Tag vor seiner Abreise, widmete Poe den verschiedenen Freunden in Richmond. Er besuchte unter anderem Thompson im *Messenger*, der ihm fünf Dollars lieh. Beim Fortgehen sagte Poe: „Ja, richtig, Sie sind immer freundlich zu mir gewesen — da ist eine Kleinigkeit, die für Sie einigen Wert haben kann." Und er überreichte ihm ein Manuskript der *Annabel Lee*. Nachmittags kam Rosalie zu Susanne Talley und übergab ihr im Auftrage des Bruders ein Manuskript von *Für Annie*. So sahen die Legate aus, die Poe zu vergeben hatte. Nachmittags begab er sich noch einmal nach *Church Hill*, um sich von Frau Shelton zu verabschieden. Er war sehr traurig, sagte sie, und beklagte sich darüber, krank zu sein. Sie befühlte seinen Puls, fand, daß er Fieber habe und meinte, er könne am nächsten Tag in diesem Zustand nicht abreisen.

„Beim Fortgehen", erfahren wir von Frau Shelton,[16]) „erklärte er, er müsse sich noch nach New-York begeben, um einige wichtige Angelegenheiten zu erledigen; er werde sofort nach ihrer Erledigung wieder nach Richmond zurückkommen, gestand aber zu gleicher Zeit seine Ahnung ein, daß er mich nie mehr wiedersehen werde".

Nach diesem Besuch bei Elmira hielt sich Poe bei seinem Freund, dem Dr. John Carter, auf. Er las dort die Zeitung, und nahm beim Weggehen den Stock des Doktors mit statt des eigenen. Dann ging er in das Haus gegenüber, in das Restaurant Sadler, essen, traf dort Freunde und blieb mit ihnen bis spät in die Nacht hinein auf. Blakey und Sadler, die damals in seiner Gesellschaft waren, sagen, der „Son of Temperance" habe an diesem Abend nicht getrunken. Dann begab sich Poe, von einigen Gästen begleitet, zur Landungsstelle. Der Steamer lichtete um vier Uhr morgens den Anker, um nach Baltimore zu fahren . . .

Warum hat Poe diese Reise nach dem Norden unternommen? Um das Landhaus in Fordham zuzusperren, um die Muddy abzuholen, um mit Griswold über die Herausgabe seiner gesammelten Werke zu sprechen? Oder gar, um auf der Durchreise in Philadelphia die Veröffentlichung der Gedichte der Frau Loud, welche ihm hundert Dollars einbrachten, vorzubereiten?

In Wahrheit war diese Reise keineswegs unbedingt nötig. Und alle die genannten Motive waren für Poe nur Rationalisierungen einer viel tiefer im Unbewußten verankerten Motivierung. Das Landhaus hätte von Muddy allein zugesperrt werden können; er schlug ihr noch am 5. September vor, allein mit dem Steamer aus Fordham zu kommen. Hat sie ihn mit ihrem Antwortbrief gerufen? Ich glaube eher, er allein hat sich zu dieser Reise entschlossen; von diesen beiden Menschen war weniger die Muddy als er gewohnt, um Hilfe zu rufen, und als sie Ende August

---

[16]) Appleton's Journal, XIX. S. 421 (nach Lauvrière, Edgar Poe, S. 292).

Hunger litt, da wandte sie sich nicht an Eddy, sondern an Griswold und Frau Lewis, um sich ein Stück Brot kaufen zu können.

Auch die gesammelten Werke konnten noch warten und die Gedichte der Frau Loud sollten nach den eigenen Worten Poes erst gegen Weihnachten veröffentlicht werden.[17]) Der Reinertrag aus der letzten Vorlesung, mit dem die Kosten der Reise nach dem Norden bestritten wurden, hätte also ganz gut dazu dienen können, Edgar bis zur Hochzeit am 17. Oktober, bei der er reich werden sollte, über Wasser zu halten.

„Wenn es möglich ist", schrieb Edgar am 18. September an Muddy, „werde ich vor der Abreise heiraten, aber man weiß es noch nicht genau".[18]) Die tieferen Determinismen seiner Natur zwangen nun Poe zu seinem Unheil dazu, v o r der Heirat nach dem Norden zu reisen. Der negative psychische „Tropismus", durch den er jede Frau in dem Augenblick verlor, in dem er sie besitzen konnte, mußte sich bei dem vierzigjährigen Poe in seinem Verhalten gegen die Frau Shelton ebenso auswirken wie bei dem Dreiundzwanzigjährigen, der einer Mary Devereaux gegenüberstand. Wir erinnern uns noch daran, daß er sich seiner Freundin Mary nach vielen Monaten der Werbung eines Abends derart betrunken genähert hatte, daß sie ihn hinausjagen mußte. Eine solche Verlegenheit sollte Elmira erspart bleiben, dafür benahm sich Poe umso radikaler, um sie zu verlieren. Man darf aber auch nicht den positiven psychischen Tropismus vergessen, der Edgar zu Annie, oder vielmehr zu dem Wesen, dessen letzte Verkörperung sie war, trieb . . .

Man weiß nicht, wann Edgar Poe, der „Son of Temperance", seinen Schwur, nüchtern zu bleiben, gebrochen hat. Trank er schon bei Sadler, was allerdings Sadler und Blakey ableugnen? Oder auf dem Steamer, auf dem

---

[17]) Poe an Frau Clemm, 5. September, Mittwoch abends.

[18]) Virginia Edition, Bd. XVII, S. 367.

sicher eine Bar war, während der achtundvierzig Stunden, die er auf ihm verbrachte, oder in dem Hotel in Baltimore? Tatsache ist, er erlag hier oder dort dem plötzlichen „kategorischen Imperativ" des Dipsomanen, der alle Schwüre brechen hilft und dazu überaus vernünftige Gründe zur Verfügung stellt. Und wenn auch Untergang und Tod am Ende stehen, was liegt daran! Für Edgar Poe war der im Glas verborgene Tod nur eine unbewußte Lockung mehr.

Samstag, den 29. September, an dem Tag, an dem Poe in Baltimore angekommen war, kam er betrunken zu seinem Freund, dem Dr. Nathan C. Brooks. Dann verlieren wir ihn für fünf Tage aus dem Auge.

Es gibt verschiedene Meinungen darüber, wo sich Poe in dieser Zeit herumgetrieben und was er in diesen fünf Tagen gemacht hat. Die größte Wahrscheinlichkeit hat folgende Darstellung für sich: [19]) Es war gerade Wahlzeit, und die politischen Sitten in Amerika waren überaus korrumpiert. Es gab keine Wahlkarten; die Wähler erschienen vor der Kommission, schwuren — und gaben ihre Stimme ab. Nun wurden von den Parteien Banden organisiert, die einige Tage vor der Wahl Razzien abhielten, die Unglücklichen, welche ihnen in die Hände fielen, einsperrten, betrunken machten und so zu den Urnen schleppten. Man nannte die Orte, an denen man die Gefangenen bewachte, „coops" — „Hühnerkäfige". Nun fand am 3. Oktober in Baltimore die Wahl der Mitglieder des Kongresses und der staatlichen Gesetzgebung statt. Fünf Tage vorher hatte die Jagd nach dem Wähler begonnen. Poe fiel vermutlich in die Hände einer der Banden, wurde in einem der „Hühnerkäfige" gefangengehalten, wobei der Alkohol in Strömen floß.

In einem solchen „Gefangenenlager" der Tory-Partei, es hieß *Ryan's Fourth Ward Polls* (Ryans vierter Wähler-

---

[19]) Nach Hervey Allen, Israfel, S. 842 ff., der Woodberry und Harrison folgt.

saal) wurden 1849 hundertdreißig bis hundertvierzig Wähler hineingepfercht. Neben diesem Lager befand sich ein Wirtshaus, *Cooth & Sergeant's Tavern,* das über eine bedeutende Kundschaft aus den „coops" verfügte. In der nächsten Nähe wohnte auch der Dr. Snodgrass. Dieser Doktor, ein alter Freund Poes, bekam Mittwoch, den 3. Oktober, folgende mit Bleistift geschriebenen Zeilen:

„Baltimore, am 2. 1849.

Sehr geehrter Herr! In *Ryan's 4 th ward polls* ist ein Herr in einem fürchterlichen Zustand; er heißt Edgar Poe, scheint sich in großer Not zu befinden und behauptet, er kenne Sie; ich betone, er braucht Ihre unverzügliche Hilfe.

In höchster Eile

Jos. W. Walker."

Dr. Snodgrass erkannte die Schrift. Der Brief kam von einem Druckereiarbeiter des Baltimore Sun, den er flüchtig kannte. Er begab sich nun bei dem kalten Oktoberregen, der an diesem Tage fiel, sofort an den bezeichneten Ort und fand Poe in *Cooth & Sergeant's Tavern.*

Dort saß der größte Dichter Amerikas, von Leuten niedrigsten Standes umgeben, zusammengebrochen auf einem Stuhl, „mit verstörtem, aufgedunsenem und ungewaschenem Gesicht; die Haare waren nicht gekämmt und sein ganzes Aussehen abstoßend. Die große Stirn... und die weiten, sanften und seelenvollen Augen, die für ihn so charakteristisch waren, wenn er er selbst war — sahen ohne Glanz darein, wie ich bald bemerken konnte — und versteckten sich unter einem ganz zerrissenen Palmenhut, der beinahe keine Krempe mehr hatte, zerfetzt und ohne Band war. Sein Anzug bestand aus einem Paletot von dünnem, glänzendem Alpaca, war an mehreren Stellen an den Nähten aufgerissen, verschossen und beschmutzt, und aus einer Hose aus Cassinette, die ganz abgewetzt und schön hergerichtet war, wenn man so etwas überhaupt sagen kann. Er hatte weder eine Weste noch

ein Halstuch, und die Brust seines Hemdes war zerknittert und beschmutzt..."[20])

Während Dr. Snodgrass sofort im Wirtshaus selbst ein Zimmer herrichten ließ, kam Herr Herring, der Cousin Poes. Wir wissen nicht, wer ihn benachrichtigt hatte. Die beiden beschlossen, Edgar Poe in das Washington Hospital transportieren zu lassen. Es wurde ein Wagen herbeigeholt, man hob den Unglücklichen, der das Bewußtsein noch nicht wiedergewonnen hatte und trotzdem den Stock des Dr. Carter krampfhaft festhielt, in den Wagen und brachte ihn um fünf Uhr nachmittags ins Washington Hospital zum Dr. J. J. Moran, dem diensthabenden Arzt.

Wir zitieren nun den Bericht des Dr. Moran nach dem Brief, den er bald nachher an Frau Clemm schrieb:

„Als er ins Spital gebracht wurde, war er bewußtlos; er wußte weder, wer ihn dorthin gebracht hatte, noch mit wem er vorher beisammen gewesen. Er blieb in diesem Zustand von fünf Uhr nachmittag, der Stunde seiner Aufnahme, an, bis drei Uhr morgens. Das war am 3. Oktober.

Auf diesen Zustand folgte ein Zittern in den Gliedern und ein unaufhörliches Delirieren ohne jede Gewalttätigkeit oder Heftigkeit, ein unaufhörliches Reden, bei dem er sich an phantastische und eingebildete Wesen wandte, die er an den Wänden sah. Das Gesicht war bleich und der ganze Körper mit Schweiß bedeckt. Wir waren außerstande, ihn vor dem zweiten Tag seiner Aufnahme zu beruhigen.

Da ich den Krankenwärtern dazu den Auftrag gegeben hatte, wurde ich sofort zu ihm geholt, als das Bewußtsein wiederkam; ich fragte ihn nach seiner Familie, nach seiner Wohnung, nach seinen Eltern etc. . . . Er gab nur zusammenhanglose, ungenügende Antworten. Er sagte jedoch, er habe eine Frau in Richmond (was nicht wahr

[20]) Hervey Allen, S. 844, der „The Facts of Poe's Death and Burial by J. E. Snodgrass in Beadle's Monthly, S. 288/89, 1857" zitiert.

ist, wie ich seither erfahren habe), daß er nicht wisse, wann er jene Stadt verlassen, noch was aus seinem Koffer geworden sei. Ich versuchte, die schnell wieder schwindende Hoffnung zu beleben und zu erhalten, daher sagte ich ihm, ich hoffe, er werde in wenigen Tagen wieder in der Gesellschaft seiner Freunde sein können und ich wäre sehr glücklich darüber, wenn ich in irgend einer Weise zu seinem Wohlbefinden und zu seiner Bequemlichkeit beitragen könnte. Bei diesen Worten schrie er laut auf, das Beste, was sein bester Freund für ihn tun könne, sei, ihm eine Kugel durch den Kopf zu jagen, am liebsten möchte er unter der Erde verschwinden, damit er seine eigene Erniedrigung nicht mehr sehe. Bald nach diesen Worten schien Poe einzuschlafen und ich verließ ihn für einige Augenblicke. Aber wie ich zurückkam, befand er sich wieder mitten in einem heftigen Ausbruch und leistete den beiden Wärtern, die ihn im Bett zurückhalten wollten, stärksten Widerstand. Dieser Zustand dauerte bis Samstag abend an (er wurde Mittwoch aufgenommen), er begann nun die ganze Nacht hindurch bis Sonntag morgen um drei Uhr nach einem gewissen Reynolds zu rufen. Nach drei Uhr ging eine offensichtliche Veränderung in ihm vor sich. Er war durch seine Anstrengungen geschwächt, beruhigte sich, schien einige Zeit hindurch zu schlummern, dann wandte er sanft den Kopf zur Seite, sagte: ‚Der Herr helfe meiner armen Seele' und verschied." [21])

---

[21]) Dr. Moran an Frau Clemm. Der Brief ist vom 15. November 1849 datiert, aus dem Baltimore City Marine Hospital (Virginia Edition Bd. I. Biographie, S. 335). Man kann in der letzten Zeile dieses Briefes das Embryo der Legende entdecken, die sich später so herrlich entwickeln sollte. Dr. Moran verschönerte nämlich im Verlauf der Vorlesungen, die er während seines langen Lebens über den Tod des Dichters gehalten hatte, dieses Ende immer mehr auf Kosten seiner medizinischen Kenntnisse. Zuletzt gar schilderte er das Sterben Edgar Poes in den banalsten, aber erbaulichsten Farben und behauptete, der Dichter sei während der sechzehn Stunden, die er im Spital verbracht hatte, ganze fünfzehn Stunden bei vollem Bewußtsein und bei Vernunft gewesen, er war auch nicht betrunken, als man ihn aufgriff, roch nicht im geringsten nach Alkohol und beim Sterben habe er nur an Gott und an das Heil seiner

Dies war die Krise des Säuferwahns, die das Leben des vierzigjährigen Edgar Poe beendigte.

Nachdem einige der bedeutendsten Persönlichkeiten der Stadt gekommen waren, um den Leichnam zu sehen, beerdigte man ihn Montag, den 8. Oktober, auf Kosten seiner Vettern auf dem Friedhof der presbyterianischen Kirche, obwohl er zum episkopalen Ritus gehörte. Der Reverend W. T. D. Clemm, ein methodistischer Pfarrer, las die Messe. Anwesend waren Neilson Poe, Herr Herring, der Dr. Snodgrass, ein gewisser Edmund Smith und J. Collins Lee, ein Schulkollege Poes.

Die Muddy, mit der er hatte sterben wollen, und Annie, die ihm hatte versprechen müssen, wo immer er auch sein möge, an sein Totenlager zu kommen, waren nicht da.

Sie erfuhren die tragische Nachricht vermutlich durch die Zeitungen. Muddy schrieb hierauf voll Verzweiflung an Annie: „Annie, mein Eddy ist tot! Er ist gestern in Baltimore gestorben. Annie! beten Sie für mich, für Ihre verzweifelte Freundin. Mein Verstand verläßt mich. Ich werde Ihnen schreiben, sobald ich Einzelheiten erfahren habe. Ich habe nach Baltimore geschrieben. Schreiben Sie mir, und raten Sie mir, was ich machen soll.

Ihre Freundin, die den Verstand verliert,

M. C.“ [22])

Annie antwortete: „Ach, meine Mutter, meine teure, teure Mutter, was soll ich Ihnen sagen? Wie kann ich Sie trösten — ach! Mutter, das ist mehr, als ich ertragen kann — und wenn ich an Sie, seine Mutter, denke, die alles, was sie besaß, verloren hat, dann fühle ich, daß das nicht sein soll, nein, daß es nicht sein kann — ach,

---

Seele gedacht. So sehr kann sich durch den Druck, den die soziale Zensur auf einen unbedeutenden Geist, wie den Dr. Moran, ausübt, die Wahrheit verändern. (Zu diesem Thema: Hervey Allen, S. 895—896, wo auch ein Brief des Dr. Moran an Edward Abbott vom 27. Februar 1882 zitiert wird.)

[22]) Clemm an Annie, 8. Oktober 1849. (Virginia Edition, Bd. I, S. 338.)

könnte ich Sie nur sehen, bitte, kommen Sie so schnell als möglich zu Ihrer Annie — — kommen Sie, teure Mutter, ich werde Ihnen wirklich eine Tochter sein — wenn ich nur mein Leben hätte hingeben können für das seine, damit er Ihnen erhalten geblieben wäre ..."[23])

Aber Annie hatte nicht einmal das Versprechen halten können, den „einzuschläfern", für den sie ein ganzes Jahr hindurch so ideal die Rolle der wirklichen, immer wieder von neuem beweinten Mutter spielen durfte. Der mit seinen Gespenstern auf vertrautem Fuß lebende Poe mußte sich auch mit seinen Phantomen begnügen, als er in seiner Agonie einschlief. Die Gestalten an den Wänden, mit denen er gesprochen hatte, waren Ligeias, Virginias, das heißt, sie waren hinter allen Verwandlungen immer wieder nur die eine, einzige Mutter. Und der Ruf nach Reynolds in der Nacht des Todes, der den Anwesenden so unerklärlich war, ersetzte auf seine Art den Ruf nach der Mutter so vieler Sterbender. War nicht Reynolds der Mann, der wie Gordon Pym den Pol hatte erobern wollen, das weiße Symbol des Eismeeres? Poe glaubte nun, sich in den Eroberer des Eismeeres verwandelt zu haben, er identifizierte sich mit ihm in dem Augenblick, in dem er selbst in den Abgrund stürzte und von neuem in Ihr versank, aus der er hervorgegangen war.

Er kam treu wieder zu ihr zurück, er hatte alle Versuchungen überwunden und niemals — dessen kann man fast sicher sein — vor Fleischeslust in den Armen einer andern Frau gebebt. Und die „Gefahr", die „Krise" waren diesmal endgültig vorbei und mit ihnen das „Fieber, genannt Leben".

Die Mutter hatte den Sohn wieder zu sich genommen.

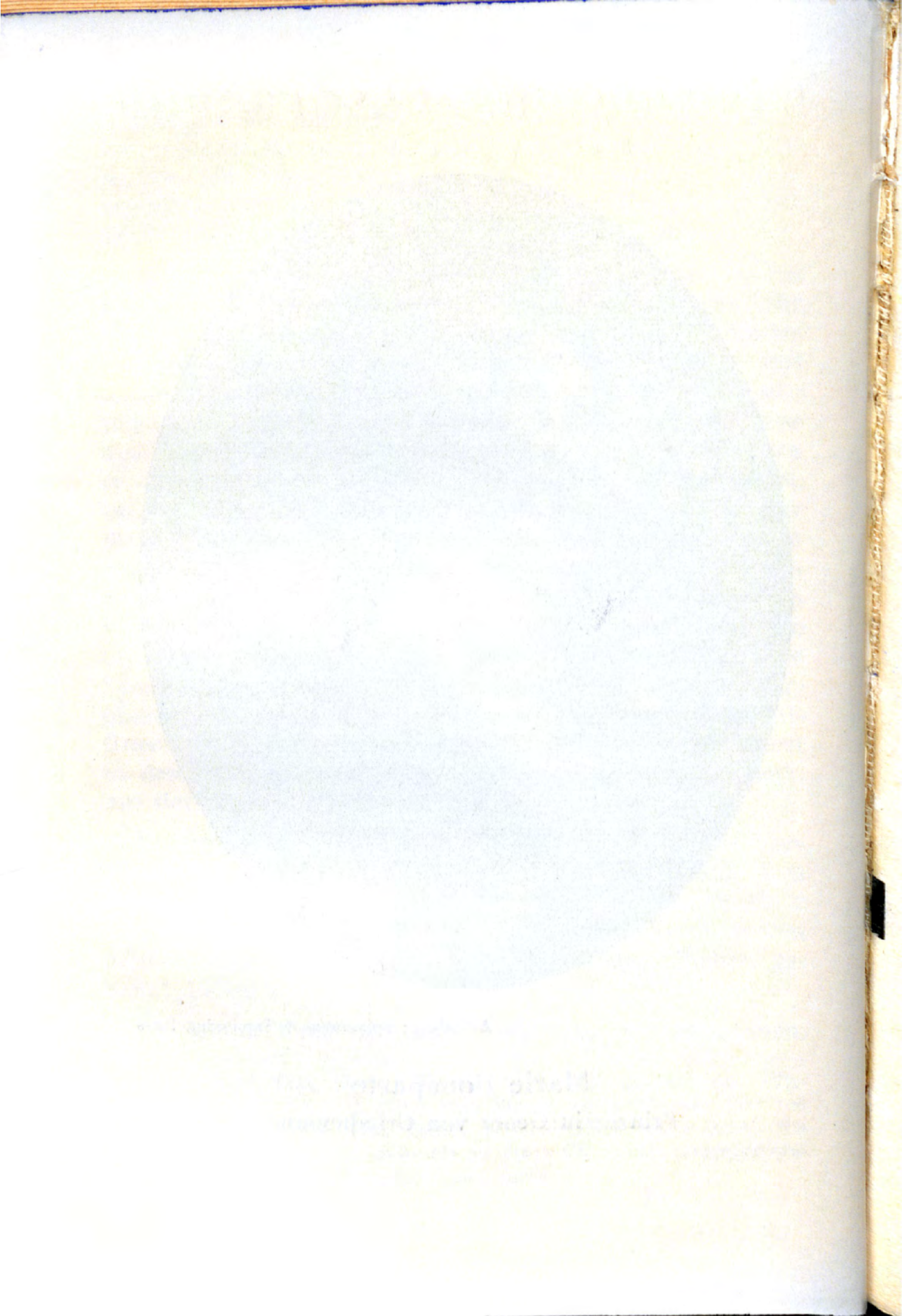
---

[23]) Annie an Frau Clemm, Oktober 1849, Mittwoch morgens. (Virginia Edition, Bd. XVII, S. 398.) Frau Clemm wurde übrigens erst von Annie, dann von Stella (Frau Lewis) in ihrem Haus aufgenommen. Sie starb am 16. Februar 1871, mehr als 80 Jahre alt, im Altersversorgungsheim (Church Home and Infirmary) von Baltimore.



Aufnahme: Boissonnas & Taponnier, Paris

Marie Bonaparte
Prinzessin Georg von Griechenland



DAS EHELICHE MISSGESCHICK MARIE ANTOINETTES

Von

Stefan Zweig

Aus einem demnächst erscheinenden größeren Werk über Marie Antoinette. Der Artikel erschien als Vorabdruck in dem IV. Jahrgang (1932) der „Psychoanalytischen Bewegung".

Am 16. Mai 1770 führt Ludwig, Dauphin von Frankreich, die Erzherzogin Marie Antoinette als Gattin heim, und feierlich geleitet sein Großvater Ludwig XV. die beiden in das eheliche Schlafgemach. Eigenhändig überreicht er ihm das Nachthemd und die ranghöchste Dame der jungen Gattin das ihre, würdig tritt der Erzbischof von Reims in das Schlafgemach, besprengt es mit Weihwasser und segnet das Bett. Dann bleiben die beiden, Marie Antoinette und Ludwig, allein und der Baldachin des Himmelbetts rauscht brokaten nieder, Vorhang einer beginnenden Tragödie.

Denn in diesem Bette geschieht nun zunächst — nichts. Und es gibt einen fatalen Doppelsinn, wenn der junge Ehemann am nächsten Tage in sein Tagebuch einschreibt: *„Rien"*. Weder die höfischen Zeremonien, noch die erzbischöfliche Segnung des bräutlichen Bettes haben Gewalt gehabt über eine peinliche Hemmung der männlichen — oder vielmehr: unmännlichen — Natur des Dauphin, *matrimonium non consumptum est,* die Hochzeit ist im fleischlichen Sinne nicht vollzogen, nicht heute, nicht morgen und nicht im nächsten Jahre. Marie Antoinette hat einen *„nonchalant mari"* gefunden, wie man ärgerlich am Wiener Hofe vermerkt, und zunächst meint man, es sei nur Schüchternheit, Unerfahrenheit oder eine *„nature tardive"* (wir würden heute sagen, eine infantile Zurückgebliebenheit), die den Sechzehnjährigen bei diesem bezaubernden jungen Mädchen hemme. Kommt Zeit, kommt

Rat, denkt die erfahrene Mutter, nur nicht drängen und den seelisch Gehemmten irritieren! So mahnt sie ihre Antoinette, die eheliche Enttäuschung nicht schwer zu nehmen — *„point d'humeur là-dessus“* schreibt sie am 8. Mai 1771 ihrer Tochter und empfiehlt ihr *„caresses, cajolis“*, Zärtlichkeiten, Liebkosungen, aber anderseits wieder nicht zuviel davon, *„mais trop d'empressement gâteroit le tout“*. Wie aber dieser fatale Zustand schon ein Jahr, zwei Jahre andauert, beginnt die Kaiserin über diese *„conduite si étrange“* des jungen Gatten unruhig zu werden. An seinem guten Willen ist nicht zu zweifeln, denn von Monat zu Monat zeigt sich der Dauphin seiner jungen Gattin immer zärtlicher zugetan, er erneuert unablässig seine nächtlichen Besuche, seine untauglichen Versuche, aber an der letzten entscheidenden Zärtlichkeit hemmt ihn irgend ein *„maudit charme“*, eine geheimnisvolle fatale Störung. Marie Antoinette, selbst unerfahren, meint, es sei nur *„maladresse et jeunesse“*, nur Ungeschicklichkeit und Jugend, die Arme dementiert sogar selbst die „üblen Gerüchte, die hier zu Lande über seine Unfähigkeit umgehen“ (18. XII. 1771). Aber die Mutter beginnt schließlich doch besorgt zu werden. Sie läßt ihren Hofarzt van Swieten kommen und berät sich mit ihm über die *„froideur extraordinaire du Dauphin“*; der zuckt die Achseln und meint, wenn es einem jungen Mädchen von solchem Liebreiz nicht gelinge, den Dauphin zu *„échauffer“*, sei jedes medizinische Heilmittel ohne Wirkung. Wieder schreibt Maria Theresia Brief auf Brief nach Paris; schließlich nimmt Ludwig XV., wohlerfahren und allzugeübt auf diesem Gebiete, seinen Enkel ins Gebet, der französische Hofarzt Lasonne wird eingeweiht, der traurige Liebesheld untersucht, und nun stellt sich heraus, daß diese Impotenz des Dauphins keine psychische sei, sondern auf einem unbedeutsamen organischen Defekt beruht (einer Phimosis, welche die vollkommene Erektion verhindert). *„Les uns disent que le frein comprime tellement le prépuce qu'il ne se relâche pas au moment de*

l'introduction et lui cause une douleur vive, qui oblige S. M. à modérer l'impulsion nécessaire pour l'accomplissement de l'acte. D'autres supposent que ledit prépuce est si adhérent qu'il ne peut se relâcher assez pour permettre la sortie de l'extrémité pénienne ce qui empêche l'érection complète de se produire" (Geheimbericht des spanischen Gesandten). Jetzt folgt Consilium auf Consilium, ob der Chirurg mit dem Operationsmesser eingreifen solle, — „*pour lui rendre la voix*" wie man in den Vorzimmern zynisch flüstert — und Marie Antoinette, von ihren erfahrenen Freundinnen inzwischen aufgeklärt, tut das Möglichste, ihn dazu zu veranlassen. (*„Je travaille à le determiner à la petite opération, dont on a déjà parlé et que je crois nécessaire*", 1775 an ihre Mutter.) Aber Ludwig XVI. — aus dem Dauphin ist zwar inzwischen schon ein König geworden, doch nach fünf Jahren noch immer kein Ehemann — kann sich, seinem schwankenden Charakter gemäß, zu keinem energischen Akt entschließen. Er zaudert und zögert, versucht und versucht, und diese gräßliche, widerliche, lächerliche Situation des ewigen Versuchens und ewigen Versagens zieht sich zur Schmach Marie Antoinettes, zum Hohne des ganzen Hofs, zur Wut Maria Theresias, zur Erniedrigung Ludwig XVI., ganze sieben Jahre hin, bis schließlich Kaiser Josef eigens nach Paris reist, um seinen nicht sehr mutigen Schwager an seine Pflicht zu mahnen. Dann erst gelingt es diesem traurigen Cäsar der Liebe, den Rubikon glücklich zu überschreiten. Aber das seelische Reich, das er endlich erobert, ist schon verwüstet durch diese sieben Jahre lächerlichen Kampfes, durch diese zweitausend Nächte, in denen Marie Antoinette die äußerste Erniedrigung erlitten, die eine Frau erleiden kann.

*

Wäre es nicht zu vermeiden gewesen (frägt vielleicht manches empfindliche Gemüt), dieses heikle und heiligste Geheimnis des Alkovens zu lüften? Hätte es nicht genügt,

das wirkliche Faktum des königlichen Versagens bis zur Unkenntlichkeit zu verschatten, wie es doch alle anständigen Biographen taten, indem sie zaghaft um die Tragödie des Ehebetts herumschlichen und bestenfalls blümerant vom „fehlenden Glück der Mütterlichkeit" sprachen? Ist wirklich dieses Hervorziehen intimer Details unentbehrlich für eine charakterologische Darstellung? Jawohl, es ist unentbehrlich und jedes Verschweigen Entstellung, denn alle die Spannungen, Abhängigkeiten, Hörigkeiten und Feindseligkeiten, die sich allmählich zwischen dem König und der Königin, den Prätendenten und dem Hof herausbildeten und weit ins Weltgeschichtliche hinüberreichten, bleiben historisch-psychologisch in ihrem letzten Ablauf unverständlich, wenn man nicht klar bis an den untersten, ihren psychologischen Ursprung herangeht. Mehr weltgeschichtliche Folgeerscheinungen als man gemeinhin zuzugeben gewillt ist, haben von je im Alkoven und hinter den Baldachinen der Königsbetten ihren Anfang genommen; selten aber liegt das Folgespiel zwischen winziger Ursache und politischer Weitwirkung so klarläufig und eindeutig wie in diesem exemplarischen Fall. Die ganze Entwicklung der Revolutionstragödie des französischen Königtums ist im letzten Grunde durch keinen Faktor so sehr als durch diese private Schwäche Ludwig XVI. determiniert, das Versagen Ludwig XVI. als König nur durch das langjährige des Mannes und seiner Männlichkeit verständlich, und jede charakterologische Darstellung darum unehrlich und unzugänglich, die ein Geschehnis als nebensächlich in den Schatten drückt, das Marie Antoinette selbst den *„article essentiel"*, den Hauptpunkt ihrer Sorgen und Erwartungen genannt hat.

Und dann: deckt man wirklich ein Geheimnis auf, wenn man frei und ehrlich von der langen ehelichen Unfähigkeit Ludwig XVI. spricht? Durchaus nicht. Nur das neunzehnte Jahrhundert mit seiner krankhaften moralischen Sexualprüderie hat verschwiegen, was im achtzehnten Jahrhundert noch öffentliches Tagesgespräch war. Ehefähigkeit oder

Eheunfähigkeit eines Königs, Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit einer Königin galt damals nicht als private, sondern als politische und Staatsangelegenheit, weil sie die „Erbfolge“ und damit das Schicksal des ganzen Landes entschied. Noch war jene Scheu von dem Physiologisch-Natürlichen nicht so unnatürlich übertrieben, das Bett gehörte so offenkundig mit zum menschlichen Leben wie das Taufbecken oder der Sarg. In dem Briefwechsel Maria Theresias und Marie Antoinettes, der immerhin durch die Hand des Staatsarchivars und des Kopisten ging, sprachen eine Kaiserin von Österreich und eine Königin von Frankreich in vorbildlicher seelischer Freiheit als Mutter und Tochter über alle Einzelheiten und Intimitäten dieses sonderbaren Ehestands. Beredt schildert Maria Theresia der Tochter die Vorteile des gemeinsamen Bettes und gibt ihr kleine weibliche Winke, den nachlässigen Gemahl zärtlich an sich zu fesseln; die Tochter berichtet wieder das Eintreffen und Nichteintreffen des monatlichen Unwohlseins, ihre Sorgen und Hoffnungen, den endlichen Ehevollzug mit allerhand merkwürdigen Details und schließlich triumphierend die Schwangerschaft. Einmal – man sieht daraus die vorbildliche Unbefangenheit jener Epoche in menschlichen Dingen – wird sogar der Komponist der Iphigenie, wird sogar Gluck, weil er dem Kurier vorausläuft, mit der Übermittlung solcher intimer Nachrichten betraut. Mutter und Tochter haben voreinander keine Scheu, und ebenso spricht sich der König zu seinen Verwandten über die Fortschritte seiner Ehelichkeit ungezwungen aus.

Aber wäre es nur die Mutter allein, die um das Geheimnis dieses Versagens weiß! In Wirklichkeit wissen und reden alle Kammerfrauen davon, alle Hofdamen, Kavaliere und Offiziere; in den Salons und Hinterstuben wird darüber gelacht, die Diener wissen es und die Wäscherinnen am Hofe von Versailles, sogar an seinem eigenen Tisch muß der König manchen derben Scherz erdulden. Außerdem befassen sich, da die Zeugungsfähigkeit eines Königs

in Anbetracht der Erbfolge eine hochpolitische Angelegenheit ist, alle auswärtigen Höfe auf das eindringlichste mit dieser Frage. In den offiziellen Berichten der preußischen, der sächsischen, der sardinischen Botschafter finden sich ausführliche Erörterungen der heiklen Angelegenheit; der eifrigste unter ihnen, Graf Aranda, der spanische Botschafter, läßt sogar die Laken des königlichen Bettes durch bestochene Dienstleute untersuchen, um dem physiologischen Verhalten nur möglichst genau auf die Spur zu kommen. Überall in ganz Europa lachen und spotten die Fürsten und Könige über ihren ungeschickten Standesgenossen, die Impotenz des Königs ist nicht nur in Versailles, sondern in ganz Paris und Frankreich das Geheimnis Polichinells. Sie wird in allen Straßen besprochen, sie flattert als Libell von Hand zu Hand und bei der Ernennung des Ministers Maurepas zirkuliert zur allgemeinen Erheiterung das muntere Couplet:

„Maurepas était impuissant
Le Roi l'a rendu plus puissant
Le Ministre reconnaissant
Dit: Pour vous, Sire,
Ce que je désire,
D'en faire autant".

Aber was spaßhaft klingt, hat in Wahrheit schicksalshafte und gefährliche Bedeutung. Diese sieben Jahre des Versagens bestimmen seelisch den Charakter des Königs und der Königin und führen organisch zu politischen und charakterologischen Folgerungen, die ohne Kenntnis dieses intim wirkenden Details sinnlos und unverständlich sind: Weltgeschichte entwickelt sich wie die Lawine aus dem Sandkorn, hier aus dem allerintimsten und diskretesten Detail eines Ehestandes.

*

Unverständlich bliebe vor allem das Verhalten Ludwigs XVI. ohne Kenntnis dieser Episode. Mit geradezu klini-

scher Deutlichkeit zeigt sein menschlicher Habitus alle typischen Symptome eines aus männlicher Schwäche stammenden Minderwertigkeitsgefühls. Wie im privaten fehlt diesem Gehemmten auch im öffentlichen Leben jede Stoßkraft zu schöpferischer Tat. Unsicher, unentschlossen, feige, entschlußunfähig, einsiedlerisch, fürchtet er, der gebieten sollte, jeden Entschluß, jedes Verantwortlichsein. Er versteht nicht aufzutreten, er weiß keinen Willen zu zeigen und noch weniger ihn durchzusetzen; linkisch und scheu flüchtet er vor jeder höfischen Geselligkeit und besonders vor dem Umgang mit Frauen, denn er weiß, dieser im Grunde biedere, rechtschaffene Mann, daß sein Mißgeschick jedem am Hofe bekannt ist, und das ironische Lächeln der Eingeweihten quält und bedrückt ihn; darum zieht er sich am liebsten in seine Gemächer zurück. Am wohlsten fühlt er sich in einem ganz fremden unteren Milieu, in Gesellschaft der Schlossergehilfen oder Maurermeister, die ihn gutmütig, ohne Spott, ja sogar mit ehrlichem Respekt als einen Kameraden aufnehmen; vor allen Menschen des Hofes aber und seiner eigenen Familie bleibt er gehemmt, unsicher und verlegen. Manchmal versucht er sich gewaltsam eine gewisse Autorität zu geben, den Schein einer Kraft. Aber dann greift er immer eine Skala zu hoch, wird grob, brüsk und brutal, typische Flucht in eine Geste der Kraftmeierei, die ihm niemand glaubt. Nie aber gelingt ihm ein freies, natürliches, selbstbewußtes männliches Auftreten und am wenigsten das majestätische. Weil er nicht ganz Mann ist, kann er auch nicht ganz König sein.

Daß dabei seine privaten Vergnügungen die allermännlichsten sind, die Jagd und körperliche Schwerarbeit, wie Schlossern und Handwerken, — er hat sich eine eigene Schmiedewerkstätte eingerichtet und die Drehbank ist noch heute zu sehen — widerspricht keineswegs dem klinischen Bild, sondern bestätigt es nur. Denn gerade, wer nicht Mann ist, liebt unbewußt den Männlichen zu spielen. Wenn er auf dampfenden Pferd stundenlang dem Eber

nachjagt und durch die Wälder reitet, wenn er am Amboß seine Muskeln bis zur Müdigkeit erschöpft, so kompensiert da ein Kraftbewußtsein der rein physischen Muskelkraft wohltuend die heimliche Schwäche der genitalen: als Hephaistos fühlt sich wohl, wer den Dienst der Venus schlecht versieht. Aber kaum er die Galauniform anzieht und unter die Höflinge tritt, spürt er, daß diese Kraft nur eine der Muskeln ist und nicht eine der Seele, und sofort wird er verlegen, mürrisch, mißmutig und scheu, trotz seiner angeborenen Gutmütigkeit und naiven Jovialität. Selten sieht man ihn lachen, selten wirklich glücklich und vergnügt.

Am gefährlichsten aber wirkt sich dieses geheime Schwächegefühl charakterologisch im seelischen Verhältnis zu seiner Frau aus. Vieles an ihrem Verhalten widerstrebt seinem persönlichen Geschmack. Er mag ihre Gesellschaft nicht, ihn ärgert der ständige laute Vergnügungstrubel, in dem sie ihre Unbefriedigtheit betäubt; er ärgert sich im geheimen, er, der sparsame und bedächtige Mann, über ihre Verschwendung und ihre frivolen Spiele. Ein wirklicher Mann müßte einer solchen Frau, deren leichter und fahriger Charakter so sehr der Zügel bedurfte, ein König dieser würdevergessenen Königin kräftig die Meinung sagen. Aber wie kann ein Mann von einer Frau, die im Dunkel seine geheimen nächtlichen Niederlagen kennt, die ihn allnächtlich beschämt, hilflos und als lächerlichen Versager erlebt, bei Tage den Herren spielen? Nie kann er ihr aufrecht, herrisch und gebietend entgegentreten, und unwillkürlich gerät, je länger sein blamabler Zustand dauert, Ludwig XVI. gegenüber Marie Antoinette in völlige Abhängigkeit, ja sogar in Hörigkeit. Sie kann von ihm verlangen, was sie will, immer wieder kauft er mit völlig schrankenloser Nachgiebigkeit sich von seinem geheimen Schuldgefühl los. Obwohl er nicht tanzt, begleitet er sie auf Bälle, und wenn er zu müde wird, läßt er sie nächtelang allein. Er zahlt ihre Schulden, er duldet ihre Extravaganzen und Galanterien, ohne ein einzigesmal energisch

dreinzufahren und Einspruch zu versuchen. Manchmal, wenn sie gar zu tolle Frisuren sich auf den Kopf türmt oder nächtelang wegbleibt, wagt er schüchtern einen kleinen vorsichtigen Scherz: aber dann lacht sie mit und tut weiter was sie will. Wirklich in ihr Leben einzugreifen, ihre offensichtlichen Torheiten und unnützen Kompromittierungen zu behindern, dazu fehlt ihm die Willenskraft, die im letzten ja nichts anderes ist als der psychische Ausdruck der körperlichen Potenz; und die gutmütige Respektlosigkeit, das kameradschaftliche Von-oben-herab, mit dem Marie Antoinette den *„pauvre homme"* behandelt, wirkt sich gefährlich beispielgebend auf ihre ganze Umgebung aus. Niemand respektiert den König, niemand bemüht sich ernstlich um ihn. Wer etwas will und anstrebt, wendet sich am besten an seine Frau, denn jeder weiß, ihr Wille biegt seine Willenlosigkeit. Verzweifelt sehen die Minister, sieht die Kaiserinmutter Maria Theresia, sieht der ganze Hof diese zunehmende Ohnmacht des Königs, und wie alle Macht in die Hände seiner Frau gerät, die sie leichtfertig verzettelt. Aber ein Kräftediagramm, in einer Ehe einmal bestimmt, bleibt erfahrungsgemäß als seelische Konstellation unabänderlich. Auch wie er schließlich ihr Gatte und Vater ihrer Kinder wird, bleibt er, der Herr Frankreichs sein sollte, der willenlose Knecht seiner Frau, einzig weil er nicht rechtzeitig ihr Mann gewesen ist.

*

Nicht minder verhängnisvoll bestimmt das sexuelle Versagen Ludwig XVI. die seelische Entwicklung Marie Antoinettes. Gemäß der Gegensätzlichkeit der Geschlechter produziert ein und dieselbe Störung im männlichen und weiblichen Charakter genau gegensätzliche Erscheinungen. Wo bei einem Mann die sexuelle Aktivität Störungen unterliegt, entsteht Gehemmtheit und Unsicherheit, wo der Frau die passive Hingabebereitschaft nichts hilft, muß zwanghaft Überreiztheit und Hemmungslosigkeit, eine flackrige Überlebendigkeit zu Tage treten. Von Natur aus

ist Marie Antoinette eigentlich vollkommen normal geraten, eine wirkliche, eine weibliche, eine zärtliche Frau, zu vielfacher Mutterschaft bestimmt. Aber das Verhängnis will, daß gerade sie, die Empfindungsfähige und Empfindungswillige, in eine abnorme Ehe, daß sie an einen Nicht-Mann gerät. Allerdings, sie ist erst fünfzehnjährig zur Zeit der Eheschließung, an und für sich schiene also die Verzögerung noch nicht seelisch belastend und verstörend; denn man darf es doch keineswegs schon physiologisch unnatürlich nennen, wenn ein junges Mädchen bis zum zweiundzwanzigsten Jahre jungfräulich bleibt. Was aber hier die Erschütterung und gefährliche Aufpulverung ihres Nervenzustandes verursacht, ist, daß ein von Staats wegen ihr zubeorderter Gatte sie diese sieben pseudoehelichen Jahre nicht im Zustande unbefangener und unberührter Keuschheit verbringen läßt, sondern daß in zweitausend Nächten sich an ihrem jungen Körper, an ihren Sexualorganen ein tölpischer und gehemmter Mann unablässig herummüht, ihre Nerven nutzlos irritiert und daß überdies der ganze Hof, die ganze Welt voll bösartiger und hämischer Neugierde sich ständig mit diesem Unglück beschäftigen. Ununterbrochen wird ihre Sexualität fruchtlos in dieser unbefreienden, beschämenden und erniedrigenden Weise ohne eine einzige Erfüllung gereizt und gereizt; eine von Natur zarte und sogar zärtlich geartete Frau müßte geradezu abnormal stumpf sein, wenn ihre seelische Verfassung auf diese gräßliche Quälerei nicht schließlich temperamenthaft reagierte. So bedarf es keines Nervenarztes, um festzustellen, daß die extreme Vivazität, diese Überlebendigkeit, dieses ewige Hin und Her und nie Zufriedensein, dieses fahrige Jagen von Vergnügung zu Vergnügung, die krankhafte Steigerung der Spiellust, die berüchtigte Unfähigkeit Marie Antoinettes, sich jemals sachlich auf einen Gegenstand zu konzentrieren, daß alle diese historisch verhängnisvoll gewordenen Eigenschaften, obwohl schon charaktermäßig prädisponiert, in ihrer Übertreibung geradezu klinische Folgen jener ständigen sexuel-

len Aufreizung und sexuellen Unbefriedigung durch ihren Gatten sind. Unbewußt sucht dieses junge Geschöpf außerhalb der physiologischen Sphäre Kompensationen, kleine äußerliche Temperamentbefriedigungen, Erfüllungs-Surrogate der Entspannung, des Sich-Abmüdens. Sie tanzt ganze Nächte durch, sie reitet, flirtet, sie spielt und überspielt mit diesen unablässigen nervösen Beschäftigungen eine innere Leere, ihre uneingestandene Enttäuschung. Weil nicht im tiefsten bewegt und beruhigt, muß sie immer Bewegung und Unruhe um sich haben, und allmählich wird die ursprüngliche Verspieltheit zu einer krampfigen und vom ganzen Hof als skandalös empfundenen Vergnügungswut, gegen die vergebens Maria Theresia und alle Freunde anzukämpfen suchen, aber die einzig ihr Mann oder ein wirklicher Mann abstellen könnte. Wie beim König die unerlöste Männlichkeit in grobe Schlosserarbeit und Jagdleidenschaft, in dumpfe und ermüdende Muskelarbeit und Muskelspannung, so flüchtet bei ihr die falsch eingesetzte und unverwertete Gefühlskraft in zärtliche Freundschaft zu Frauen, in fortwährende Übersteigerungen der Amusements. Nacht für Nacht läßt sie das eheliche Bett, den traurigen Ort ihrer weiblichen Erniedrigung und treibt sich, während ihr Gatte und Nicht-Gatte seine Jagdmüdigkeit breit ausschläft, bis vier Uhr, fünf Uhr morgens auf Opernredouten, in Spielsälen, bei Soupers und in zweifelhafter Gesellschaft herum, mit jungen Leuten flirtend, sich wärmend an fremden Feuern, unwürdige Königin, weil an einen unwerten Gatten geraten. Daß aber diese Frivolität eigentlich freudlos ist, ein bloßes Übertanzen und Überamusieren einer inneren Unruhe, das verrät mancher Augenblick zorniger Melancholie und am stärksten einmal ihr Schrei, als ihre Schwägerin zuerst ein totes Kind zur Welt bringt. Da schreibt sie an ihre Mutter: „So furchbar das auch sein muß, ich wollte, ich hielte schon dort.“ Lieber ein totes Kind, aber nur ein Kind und endlich aus diesem zerstörenden, unwürdigen Zustand heraus, nur endlich Frau sein und nicht hundert-

mal mißbraucht und beschmutzt und von allen andern verhöhnt und verspottet, immer und immer noch Jungfrau nach siebenjähriger Ehe. Wer nicht die weibliche Verzweiflung hinter der Vergnügungswut dieser Frau versteht, kann die merkwürdige Wandlung weder erklären noch verstehen, die dann einsetzt, sobald Marie Antoinette endlich Frau und Mutter wird. Mit einmal werden die Nerven ruhiger, eine andere, zweite Marie Antoinette entsteht in ihr, jene beherrschte und willenskräftige, kühne, die sie im zweiten Teil ihres Lebens wird. Aber diese Wandlung kommt schon zu spät, um die innere Zerstörung und die äußeren Folgen dieser sieben Märtyrerjahre wettzumachen. Wie in jeder Kindheit, sind auch in jeder Ehe die ersten Erlebnisse die entscheidendsten, und Jahrzehnte können nicht wettmachen, wenn im feinsten und unzerstörbaren Stoff der Seele solche Störungen einmal eingerissen sind. Gerade diese innersten, die unsichtbaren Verwundungen des Gefühls kennen kein volles Gesunden.

*

All dies wäre aber nur private Tragödie, ein Familienmißgeschick, wie es hinter tausend Wänden und Alkovenvorhängen tagtäglich verborgen sich abspielt. In diesem einem Fall aber reichen die verhängnisvollen Folgen einer ehelichen Impotenz weit über das private Leben hinaus. Denn Mann und Frau sind hier König und Königin. Und zur intimen Tragödie, die hier eine der Diplomatie aufgeopferte Frau erlebt, — man hatte rechtzeitig in Wien vor diesem ungeeigneten Gatten gewarnt, — fügt sich das grausame Satyrspiel, daß man die Königin, gerade weil sie unfreiwillig unschuldig bleibt, öffentlich zur Schuldigen macht. Ein so zynisch-neugieriger, mokanter, durchaus erotomanischer Hof wie der französische, begnügt sich nicht mit dem hämischen ironischen Schwatz über den ungeschickten Gatten, sondern schnuppert unablässig um die Frage herum, in welcher Weise sich Marie

Antoinette für das Versagen erotisch schadlos halte. Sie sehen eine reizende junge Frau, selbstbewußt und kokett, bei Gott keine kühle Blonde, sondern ein temperamentvolles Geschöpf, in dem das junge Blut munter moussiert, und sind informiert, an welche jämmerliche Schlafhaube diese superbe Liebhaberin geraten ist: nun beschäftigt sie nur eine Frage, mit wem sie den impotenten Gatten betrügt (denn Tugend oder auch nur geschlechtliche Zurückhaltung wird an diesem Hofe keiner Frau geglaubt). Nun beginnt ein frivoles Rätselraten, wen sie sich zum Ersatz gewählt. Der Herzog von Artois, der jüngste Bruder des Königs, ein munterer Windhund und galanter Schwachkopf, begleitet sie, weil der Ehemann zu faul und zu wenig tänzerisch ist, auf die Bälle. Sofort gilt er als ihr Liebhaber. Die Herzogin von Lamballe, die Gräfin von Polignac werden von der Königin, die sich nicht zu verstellen weiß, durch besondere Freundschaft ausgezeichnet: sofort gilt diese Neigung als sapphische Beziehung und man singt öffentlich den Chanson:

„Pour avoir postérité
Il faut à cet amour botté
Grandir la porte de Cythère.
Antoinette qui sait cela
Fatigue plus d'une ouvrière".

Ein Ausritt mit irgend einem Kavalier, einem Lauzun oder Coigny, und schon haben ihn die müßigen Schwätzer zu ihrem Beischläfer ernannt; eine morgendliche Promenade im Park mit den Hofdamen und Kavalieren, und sofort erzählt man von den unglaublichsten Orgien. Ganz natürlich führt die fortwährende Beschäftigung mit dem Problem, wie sich die Königin schadlos halte, zu einer gefährlichen Legende von geheimen und gefährlichen Abenteuern; aus dem Geschwätz werden Chansons und Libelle und Pamphlete und pornographische Gedichte. Erst stecken sie sich, hinter dem Fächer verborgen, die

Hofdamen zu, dann wandern sie aus dem Haus, werden gedruckt und geraten unter das Volk; und so entsteht allmählich, aus dieser einen offenkundigen Ursache der jahrelangen Impotenz des Königs, der Mythos einer neuen Messalina, einer neuen Fredegonde. Wie dann die revolutionäre Propaganda beginnt, brauchen die jakobinischen Journalisten nicht lange nach Argumenten zu suchen, um Marie Antoinette als den Ausbund aller Ausschweifung, als schamlose Verbrecherin hinzustellen, und Fouquier Tinville muß nicht viel nach Beweisen kramen, um das schmale Haupt unter die Guillotine zu drücken. Der Schwatz und die Bosheit von Versailles' Höflingen hat ihm ein ganzes Arsenal ihrer Laster und Ausschweifungen längst gedruckt und versifiziert zur Verfügung gestellt. Dem rein physiologischen Verlust ihrer besten Jugendjahre durch die Impotenz ihres Gatten dankt Marie Antoinette noch den Verlust ihrer Ehre, und während und weil sie unfreiwillig sieben Jahre Jungfrau bleibt, hat sie zum Spott noch den Schaden und gilt ihrem ganzen Zeitalter als die Unersättlichste aller Unersättlichen.

*

Über eigenes Geschick, Ungeschick, Mißgeschick reichen also die Folgen jener ehelichen Störung bis in das Weltgeschichtliche hinein: die Zerstörung der königlichen Autorität hat in Wahrheit nicht in den Clubs, sondern im königlichen Bett begonnen. Denn daß diese Nachricht von der Impotenz des Königs und die boshaften Legenden von der sexuellen Unersättlichkeit und Pervertiertheit der Königin so rasch und so weit aus dem Schlosse von Versailles zur Kenntnis der ganzen Nation kamen, hat gleichfalls weitmaschig anschließende Verknüpfung an dieses Mißgeschick. Es leben in diesem Palast vier oder fünf Personen, und zwar die nächsten Verwandten, die an dem ehelichen Versagen des Königs leidenschaftliche Freude haben und nur ein einziges Interesse, seine Unfähigkeit möglichst laut und geräuschvoll in der Welt bekannt zu

machen, vor allem die beiden Brüder des Königs, denen es außerordentlich zu paß kommt, daß durch diesen winzigen physiologischen Defekt und die Furcht Ludwig XVI. vor dem Chirurgen nicht nur das normale Eheleben, sondern auch die normale Erbfolge zerstört wird. Für beide scheint das anfängliche Versagen des Königs Garantie der Kinderlosigkeit und damit das sichere Anrecht, selbst auf den Thron zu gelangen. Der nächstälteste Bruder Ludwigs XVI., der Herzog von Provence und spätere Ludwig XVIII. — er hat sein Ziel erreicht und Gott allein weiß auf welchen krummen Wegen — ist bloß um ein Jahr jünger, aber weltklüger, politischer, raffinierter als sein gutmütiger Bruder, und eben weil er sich in seiner praktischeren und diplomatischeren Kunst so sehr überlegen weiß, hat er es nie überwinden können, als Zweiter neben dem Thron zu stehen, statt selber das Szepter zu halten. Mit einer shakespearischen Richard III.-Tücke hat dieser dunkle Maulwurf duckmäuserisch und intrigant durch zwei Jahrzehnte seine Gänge gewühlt, um die Machtstellung seines Bruders zu untergraben; da er aber gleichfalls kein Bettheld und kinderlos ist, hat auch der Herzog von Artois brennendes Interesse an der Zeugungsunfähigkeit seiner älteren Brüder, weil sie seine Söhne zu legitimen Thronerben macht. So genießen sie beide als Glücksfall, was das Unglück Marie Antoinettes ist, und je länger der grauenhafte Zustand dauert, umso sicherer fühlen sie sich. Immer selbstverständlicher werden ihre Hoffnungen, immer anmaßender ihr Auftreten; schon 1774, knapp nach der Thronbesteigung, erscheint zur maßlosen Erbitterung Maria Theresias ein aus jenen Kreisen inspiriertes Libell, in dem nicht nur die Impotenz des Königs Ludwig XVI. als eine unheilbare und dauernde ausposaunt wird, sondern auch die Königin gewarnt, nicht etwa durch einen Betrug plötzlich Thronerben zur Stelle zu bringen. Von vornherein werden also schon alle möglichen Kinder Marie Antoinettes als Bastarde gebrandmarkt und das Thronrecht den beiden jüngeren Brüdern bereitgestellt.

Darum dieser maßlose, dieser hemmungslose Haß und Wut, wie im siebenten Jahre Marie Antoinette das Wunder endlich zustande bringt, und die eheliche Beziehung zwischen König und Königin wieder normal wird. Diesen furchtbaren Hieb, der alle seine Erwartungen umsäbelt, hat der Herzog von Provence niemals Marie Antoinette verziehen, und was nicht auf geradem Wege ihm zufallen will, hat er versucht auf krummen zu erreichen. Mit macchiavellistischer Tücke arbeitend, hat der Herzog nicht früher gerastet, als bis er Ludwig XVIII. wurde; und daß zu diesem Ziele Ludwig XVI. und Marie Antoinette ausgerottet werden mußten und Ludwig XVII. in ein dunkles, noch heute nicht erhelltes Schicksal getrieben, war ihm kein zu hoher Preis. Die Revolution hat gute Helfer bei Hof gehabt, prinzliche und fürstliche Hände haben ihr die Tür aufgetan und die Waffen in die Hand gegeben. Nichts so sehr als die männliche Schwäche des Königs hat seine geheimsten Feinde so stark und so kühn gemacht. Fast immer ist ein geheimes Schicksal, das das äußere sichtbare und öffentliche heranzieht, fast jedes Weltgeschehnis Spiegelung inneren persönlichen Konflikts. Ständig gehört es zu den großen Kunstgeheimnissen der Geschichte, aus mikrobischem Anlaß unabsehbare Folgerungen zu entwickeln und nicht zum letzten Mal die Impotenz (Alexander von Serbiens und seine erotische Hörigkeit zur Befreierin Draga Maschin) gerät in der vorübergehenden sexuellen Störung eines einzelnen Mannes der ganze Kosmos in Unruhe.

*

Sieben Jahre, acht Jahre hat diese eheliche Unfähigkeit Ludwig XVI. gedauert. Endlich erhalten nach den Politikern die Ärzte das Wort. Maria Theresia, die das ganze Unheil, das aus der Verlängerung dieses Zustandes entstehen könnte, mit klaren Blicken voraussieht, verliert endlich die Geduld, sie beschließt, energisch einzugreifen und schickt ihren Sohn, den Kaiser Josef nach Paris, er

solle seinem Schwager die Leviten lesen. Die beiden Männer sprechen sich freundschaftlich aus, Ludwig XVI. entschließt sich zur Operation, und nach irgend einer dunklen Legende soll Josef II. selbst bei der chirurgischen Angelegenheit anwesend gewesen sein. Jedenfalls meldet sich bald der Erfolg. Denn während am 19. August 1777 Marie Antoinette ihren ehelichen Zustand noch als unverändert meldet und nur *„un petit mieux“* in der königlichen Leistung andeutet, kann sie am 30. August strahlend mitteilen, sie sei im Zustand „vollkommen entscheidenden“ Glücks. „Jetzt ist es schon acht Tage her, daß meine Ehe vollkommen vollzogen ist, der Versuch ist wiederholt worden und gestern noch vollständiger als das erstemal. Ich wollte zuerst sofort den Kurier an meine teure Mutter schicken, aber ich fürchtete nur, daß es Aufsehen und Geschwätz verursachte.“ Gleichzeitig schickt auch der spanische Botschafter Nachricht nach Madrid, daß der *„état matrimonial“* endlich erreicht sei, und fügt bei, da ein solches Ereignis wichtig und öffentlich sei, hätte er die Gelegenheit wahrgenommen, sich noch einmal bei den Ministern Maurepas und Vergennes zu erkundigen. Beide bestätigen ihm den Vollzug der großen Aktion, außerdem plaudert der König darüber stolz mit seiner Tante, wobei er „mit viel Offenheit“ bemerkt, daß ihm dieses Vergnügen sehr gefalle und er bedauere, es solange nicht gekannt zu haben. „Seine Majestät ist jetzt viel heiterer als vordem und die Königin hat jetzt die Augen mehr umrändert, als je vorher bemerkt worden war.“ Bald wird am Hofe feierlich die Schwangerschaft angekündigt, ein Tedeum in Notre Dame gelesen, und Marie Antoinette bringt im achten Jahre ihrer Ehe endlich eine Tochter zur Welt.

Von nun ab ist das eheliche Leben Ludwig XVI. und Marie Antoinettes vollkommen geregelt. Pflichtbewußt und bürgerlich-mäßig erfüllt von nun ab der brave, endlich Mann gewordene König seine Gattenpflicht, ohne ein einzigesmal seiner Frau untreu zu werden. Sechsmal wird

Marie Antoinette schwanger, vier Kinder zeugt der endlich erlöste Mann. Die grauenhaft lächerliche Tragikomödie ist zu Ende, und wie physiologisch, so übt auch seelisch diese Veränderung auf die Königin den besten Einfluß; sie verbringt nicht mehr so häufig ihre Nächte auf Bällen, beschränkt die Geselligkeit auf einen engen Kreis und widmet sich mit wirklicher Sorgfalt und Güte der Erziehung ihrer Kinder. Der König wiederum verliert sichtbar seine Menschenscheu, seine Mürrischkeit, wird jovialer, zugänglicher, alles scheint in bester Ordnung. Aber in Wahrheit ist es schon zu spät. Bereits sind die Mikroben der Verleumdung ins Blut des Volkes übergegangen und haben rettungslos die öffentliche Meinung vergiftet. Weil man zu lange seiner Unfähigkeit gespottet, nimmt man nun seine Zeugefähigkeit nicht mehr ernst, öffentlich verhöhnt man Ludwig XVI. als Gehörnten und seine Kinder als Bastarde:

„Belle Antoinette
Qu'importe d'òu vient cet enfant?
C'est sans doute quelque planète
Qui nous a fait ce doux présent,
Belle Antoinette".

Die Broschüren und Libelle werden nicht still und aus Wispern und Schwätzern wächst allmählich der große Sturm, der den königlichen Thron in Frankreich umschleudert, und aus der Tragödie des Bettes wird die der Geschichte.

FRANZ WERFEL ALS ERZIEHER — DER VÄTER

Von

Eduard Hitschmann

Aus dem IV. Jahrgang der Zeitschrift „Psychoanalytische Bewegung“.

In dem zunehmenden Unbehagen in einer gefahrumdrohten Kultur ist die Bekanntschaft mit einem neuen und vollendeten Werk der Kunst Genuß und Trost und Hoffnung zugleich.

Die Befriedigung ist umso größer, wenn — wie mit seinem letzten Roman „Die Geschwister von Neapel“ — der Dichter mit seinem Werk über sich selbst hinaus wächst.

Werfel hat selbst erzählt, daß das Werden dieses Buches ein anderes war, als er es bisher in sich beobachtet hat. „Während ich bei anderen meiner Werke oft verstandesmäßig vorausgesehen habe, wohin sich der Keim, der im Geiste zu knospen begann, entwickeln kann, so war es für mich überraschend, daß diese Entwicklung bei den ‚Geschwistern von Neapel‘ anderen Gesetzen zu unterliegen schien, als sonst. Ich müßte fast sagen, alle Worte, wie etwa Intuition, wären nicht richtig, weil all das Geschehen in diesem Roman mit einem Schlag außerhalb meiner Person real dastand, so voll eigenen Lebens, daß ich gar keine andere Pflicht hatte, denn als teilnehmender Mensch diesem Geschehen aufzeichnend zu folgen... Von einem gewissen Augenblick an gewannen die Figuren ein diktatorisches Eigenleben und wählten ihren Weg, so daß ich in die glückliche Lage kam, sie gleichsam nur beobachten zu müssen... Ganz anders stand es bei meinem Roman ‚Barbara‘, wo ich sozusagen erinnertes Leben unbeweglich vor mir hatte, während ich

bei den ‚Geschwistern von Neapel‘ fast das okkulte Gefühl hatte, ein Leben, das irgendeinmal irgendwo in der Welt bestand, durch eine merkwürdige Übertragung innerlich eingeflüstert zu erhalten, ohne im geringsten eigene Erlebnisse damit zu verflechten.“

Eindringlicher kann ein Dichter das Empfangen aus seinem Unbewußten gar nicht schildern; daneben interessiert die Befriedigung, mit der sein Narzißmus feststellt, daß er nicht etwa eigene äußere Erlebnisse abgemalt habe.

Es sei aber gleich an dieser Stelle konstatiert, daß der Inhalt des Romanes das von Werfel oft behandelte Thema vom harten überstrengen Vater in neuer Variation abhandelt, also auch ohne Annahme okkulter Kräfte ein Auslangen gefunden werden kann.

Wenn aber ein Dichterwerk so ganz vom Unbewußten eingegeben, wie automatisch niedergeschrieben wird, so kann man mehr als sonst darauf gefaßt sein, daß die geschilderten Personen eine innere Maschinerie aufweisen werden, die den echten menschlichen Triebkräften entspricht. Die seelische Dynamik muß auch der entsprechen, die wir Psychoanalytiker in unserem geduldigen Brüten über dem seelischen Triebwerk unserer gesunden oder kranken Analysanden durchschauen gelernt haben.

Eine solche typische Figur ist nun der Vater Domenico Pascarella, die Hauptperson des Romanes; ein Meisterwerk feinster psychologischer Charakterisierung. Der polternde Vater ist eine häufige Figur in Drama und Roman; aber mit welcher Lebendigkeit und Wahrheit bis ins letzte Detail tritt uns dieser grausam strenge Vater hier vor Augen neben seinen sechs erwachsenen Kindern! Der Inhalt des Buches ist „die Tragik, die in der Furcht und Liebe liegt, die diese sieben Menschen aneinanderbindet“. Dieser Vater ist ein eitler, selbstsicherer Autokrat in seinem Hause, dem die Mutter längst weggestorben ist. Unzärtlich, hart, jähzornig und geizig, ist der meist

düster-schweigsame Mann geradezu ein Gefängniswärter über seine Kinder, denn seine Pedanterie und Sittenstrenge verbieten fast jeden Ausgang, seine leicht paranoische Einstellung gegen die Umwelt isoliert die ganze Familie.[1]) Alle Initiative des Lebens ist ihm vorbehalten, alles Moderne, alles Künstlerische oder Denkerische ist den Kindern versagt, alle persönlichen Triebe wurden frühzeitig beschnitten. Denn die Zeit ist voll sündhafter Gefahren, die den Eigentümer der Kinder beängstigen. Kein Wunder, daß die Kinder, in deren individueller Schilderung der Dichter die Folgen der Einschüchterung des gebrochenen Willens neben der leidensfreudigen Liebesgefesseltheit an den Vater variiert, unserer Teilnahme, unserer Rührung und Liebe teilhaftig werden.

Das Schicksal, das diese Familie im Verlauf des Romanes durchmacht, ist nur die Folge des Wirkens dieses teuflischen Ungetüms von einem Vater, der dem Leben scheu und naiv gegenübersteht und ohne Menschenkenntnis dann ein Opfer von Menschen wird, denen er nie Interesse entgegenbringen konnte, so egozentrisch, so blind lebte er dahin. Erst allmählich läßt der Dichter versöhnlich durchscheinen, daß hinter der rauhen Außenseite dieses Nur-Vaters ein nur seinen Kindern lebender und — da er sie verlieren soll — nach ihnen brüllender, einsamer Mann lebt, der dann durch das Schicksal grausam zerbrochen und geläutert, seine Schuld einsieht und — wenigstens heimlich — weich wird, seit fünfzig Jahren zum erstenmal wieder weint!

Wer das Werk Franz Werfels kennt, weiß, daß es vom Konflikt zwischen Vater und Sohn nicht loskommt.[2]) Man findet darüber Ausführliches in der Arbeit von K. T. Wais „Das Vater-Sohn-Motiv" und in der aufklärenden Besprechung dieser Arbeit durch Storfer in der „Psychoanalytischen Bewegung" (1931, Heft 5),

---

[1]) Jeder Zoll ein analsadistischer Charakter.

[2]) Werfel schreibt sozusagen immer wieder „Märchen vom Stiefvater".

unter dem Titel „Der Ödipuskomplex bei Werfel und bei Wassermann".

Aber nicht diese ewige Wiederkehr eines Komplexes bei einem Dichter oder dessen persönlicher Ursprung soll uns hier beschäftigen, sondern ich will darauf hinweisen, daß Werfels Werk eine Tendenz aufzeigt, die man geradezu als — Erziehung der Väter bezeichnen könnte. Allerdings merkt man den Werken Werfels und auch diesem neuesten keine tendenziöse Absicht an, was wieder ihren hohen künstlerischen Wert bedeutet. Denn was Goethe einst zu Eckermann gesagt hat, ist immer wahr: „Liegt im Gegenstande eine sittliche Wirkung, so wird sie auch hervorgehen, und hätte der Dichter weiter nichts im Auge als seines Gegenstandes wirksame und kunstgemäße Behandlung."

Diese Tendenz, unbewußte Tendenz, der Werke unseres Dichters sehen wir in der Aufdeckung der Schädlichkeit solcher harter, liebloser, geiziger und pedantischer Erzieher. Werfel zeigt nicht, wie man erziehen soll, sondern wie man nicht erziehen soll. Man erinnert sich der übertriebenen und viel gröberen Schilderung eines solchen Vaters in „Nicht der Mörder, der Ermordete ist schuldig", eines entsetzlichen Unmenschen.

Ist das Gesamtbild hier in „Die Geschwister von Neapel" auch ein gemildertes, der Ausgang versöhnlich, so ist doch der Nachweis der unheilvollen Wirkung dieser Art Väter an den Kindern tragisch genug. Alle sind von vornherein eingeschüchtert; selbst daran wird erinnert, daß in der Kindheit darauf gesehen wurde, daß die Kinder nur mit den Händen auf der Decke schliefen. Sie zittern vor dem Vater, ihr Wille ist zerbrochen, zwei von ihnen sind bereit, ihr Leben im Kloster zu beschließen. Annunziata, die Älteste, ist zur frömmlerischen Masochistin abgetötet, die schöne Grazia ist nur dadurch gerettet, daß sie einen Mann lieben lernt; natürlich ist es ein väterlicher mit grauen Haaren. Sie ist die einzige, die wenigstens eine zeitlang den Vater zu hassen wagt;

um dann umsomehr in Schuldgefühle zu verfallen. Allen hat der Alte die Ausbildung ihrer reichen Talente unterbunden.

Erschütternd ist, wie der Älteste, der Tiefste, der am wenigsten verstanden wurde, doch am Vater leidet, sich fügt und zum Schluß bescheiden als Beamter unterkriecht. Der schöne Lauro, auf den Tiere immer faszinierend gewirkt haben, der sie auch in Ton zu bilden verstünde, — er geht an einem Schlangenbiß in Brasilien zugrunde; eine tiefere Symbolik vielleicht, nur dem Psychoanalytiker verständlich. Nur die beiden Jüngsten, von denen der Sohn die Eitelkeit, die Tochter den Trotz geerbt haben, scheinen halbwegs heil aus der Abhängigkeit von diesem Vater loszukommen.

Nicht kalte Strenge und eingebildetes Besserwissen, nicht Geiz und Pedanterie und Ablehnung alles Neuen, nicht Abschließen und Unterdrücken, nicht Gegentrotz und Prügel sind die rechten Erziehungsmittel, nicht humorlose Düsterkeit; sondern Liebe, Aussprache und Verstehenwollen, Güte und Verzeihen. Der Erzieher muß einer Art von Demut fähig sein, der Duldung von vielleicht ihm selbst Fremdem. In jedem Kinde kann auch etwas Anonymes auftauchen. Talente müssen gepflegt, nicht unterdrückt werden. Liebe und Güte sind, wie feuchte Wärme, das Prinzip des Lebens, nicht in Kälte und Trockenheit gedeiht ein Lebendiges.

Wir freuen uns, hier feststellen zu können, daß die Tendenz von Werfels Werk mit den Erziehungsgrundsätzen der Psychoanalyse ganz übereinstimmt, wie sie vor allem aus dem hervorragenden Buch von Aichhorn „Verwahrloste Jugend" sich ergeben, und wie sie von der „Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik" propagiert werden, in deren Sammelnummer „Strafen" ich gegen die übermäßige Härte, den Geiz, die Pedanterie, Gewalt und Düsterkeit in der Erziehung aufgetreten bin (1931, Heft 8/9). So heißt es auch in dem grundlegenden Büchlein von Anna Freud „Einführung in die Psycho-

analyse für Pädagogen“ an einer Stelle: „Der Analytiker... nimmt sich vor, zumindest für seine Person nicht mitzutun, seine Kinder lieber frei, als so erzogen aufwachsen zu lassen und lieber etwas Ungezügeltheit im Endergebnis zu riskieren, statt ihnen von vornherein eine solche Verkrüppelung der Persönlichkeit aufzuzwingen.“

Freilich ist das Ziel der Ärzte und Pädagogen ein anderes, als das eines Dichters; wir wollen nivellieren, um keine Neurotiker, keine Gehemmten und keine Unglücklichen heranzubilden. Am Ende verhindern wir durch unser Nivellieren die Entstehung von hervorragenden Produzierenden? Sind wir auch über das Wesen der Begabung im Unklaren, so sagt uns doch ein Ahnen, daß intensive Eindrücke der Jugendzeit, und auch unglückliche, verinnerlichen können, jenem Träumen Kräfte zuführen mögen, das dann zur Produktion drängt. Hier ist vielleicht ein Widerspruch zwischen der Gesundheit und dem Glück einer möglichst großen Anzahl, — und dem Werden eines Starken oder Großen!?

Ich glaube aber, wir können uns darauf verlassen, daß so große „Radioaktivitäten“ wie die des Domenico Pascarella nicht aussterben werden, sei es unter den lebenden Vätern, sei es unter den dargestellten Gestalten echter Dichter.

Große Begabungen werden sich immer durchsetzen, auf schwächere verzichten wir gerne.

Ceterum censeo: Väter, seid nicht wie Werfels Väter!

DIE SPRACHWURZEL MR

Von

Ernst Jones

Das folgende Kapitel haben E. und J. Homburger für den Almanach aus dem Werke „On the Night mare“ (Verlag der Hogarth Press, London, 1932) übersetzt. „Das Buch zeigt gewissermaßen an einem Musterfall, wie die unbewußten Seelenvorgänge, auf die die Menschen mit Angst, respektive mit dem Angsttraum reagieren, sich in Massenphantasien und sozialen Institutionen teils Durchsetzung, teils Abwehr erzwungen haben“. (Hanns Sachs.)

Was an mythologischem Material in den bisherigen Kapiteln vorgebracht wurde, hat die Parallelität der Anschauungen über das Pferd und den Nachtteufel gezeigt; dank der Psychoanalyse sind wir zu dem gemeinsamen Ursprung beider in der kindlichen Sexualität vorgedrungen, welche die früheste Quelle der Alptraumerlebnisse ist. In diesem Kapitel nun will ich einen Auszug aus dem umfangreichen etymologischen Material zu den beiden Wörtern *„mare“*[1]) und *„mara“* bringen, deren psychologischer Zusammenhang schon als erstaunlich eng dargetan wurde, und will ferner zu zeigen versuchen, daß die Psychoanalyse den Etymologen gerade zur Lösung ihrer eigensten Probleme wertvolle Beiträge liefern kann.

Um diesen Satz zu illustrieren, wähle ich folgendes Problem. Das englische Wort *mare* (Stute) ist sicherlich das angelsächsische *mere,* die weibliche Form von *mearh* (Pferd). Im Althochdeutschen waren die entsprechenden Wörter *meriha* oder *merha,* ferner *marah, marh* oder *marcha.* Die ältesten sicheren Quellen dieses Wortes sind das germanische *marhja* (weibliche Form von *marha*) und das keltische *marka.* Das Wort war also *mar* mit einem aspirierten oder gutturalen Gaumenlaut als Endung,

---

[1]) Vergl. *„Night mare“.* D. Übers.

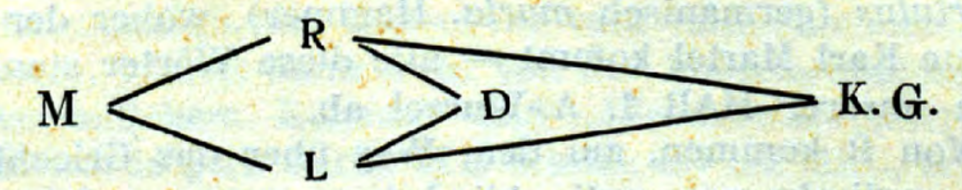
der übrigens in einem entsprechenden modernen Wort nur noch im Tal der oberen Etsch erhalten ist. Die Etymologen müssen nun, nach den bekannten Gesetzen, einen Ursprung in einem altgermanischen und allgemein europäischen *mark-os* annehmen.[2]) Aber aufgezeigt worden ist diese Wurzel weder in den angegebenen Sprachen noch im Indogermanischen, sodaß ihre ferneren Zusammenhänge nur eine Sache der Vermutung sind. Wir haben schon früher zwei oder drei Annahmen darüber von Jähns erwähnt, obwohl die Etymologen sie scheinbar nicht sehr ernst genommen haben. Ich denke nun und hoffe zu beweisen, daß seine Annahmen — mit einigen Einschränkungen — einen gewissen wahren Hintergrund haben, wobei ich eben zu zeigen beabsichtige, daß die Psychoanalyse derlei Probleme lösen helfen kann.

Ich muß mir jedoch für diesen Versuch eine Basis auf einem anscheinend ganz anderen Gelände schaffen und schlage dazu vor, unsere Aufmerksamkeit der Entstehung des anderen Wortes zuzuwenden, das uns hier interessiert: *mara,* Nachtteufel, das den zweiten Teil des „Alptraumes" vertritt. Dieses Wort kann bis zu einer außerordentlich frühen altgermanischen Quelle verfolgt werden und hat sich zweifellos aus einer noch früheren entwickelt. Die von den Philologen unter dem Namen Indogermanisch (besser wohl Indoeuropäisch) rekonstruierte Ursprache enthält eine große Anzahl verwandter Wörter, deren letzte Quelle eine Urwurzel M R ist. Das Studium der ihr entwachsenden Stammbäume ist außerordentlich fesselnd; ich kann jedoch nur einen Ausschnitt geben, der unserem Thema entspricht.

Der Konsonant M war mannigfaltig mit fünf anderen, lauter Zungengaumenlauten, kombiniert, D, R, L, K, G, wodurch neun verschiedene Wurzeln geschaffen wurden. Daraus entstand dann eine große Anzahl einzelner Wörter;

[2]) Vergl. etwa W. W. Skeat, Etymological Dictionary of the English Language, 1910.

wir werden uns jedoch nur mit den Wurzeln befassen. Das nebenstehende Diagramm wird uns dabei das Verständnis der verschiedenen Kombinationen erleichtern.



Die ursprünglichste Kombination war aller Wahrscheinlichkeit nach MR, gebräuchlich als MAR, gelegentlich MER. Sie hatte drei Hauptgruppen von Bedeutungen, die ich hier in der Reihenfolge ihres Alters anführe: dabei sind die beiden ersten auf das Indo-Europäische, die dritte ausschließlich auf die europäische Abspaltung zurückzuführen.

1. A. aufreiben, kleinreiben, wundreiben, mahlen, zerquetschen, verletzen; B. abnutzen, aussaugen, aufzehren; C. schwächen, weichmachen, aufweichen (z. B. Brot in eine Flüssigkeit tauchen).

   Von A kommen folgende Wörter. Das *mare* des englischen Wortes *Night mare,* Alptraum. Es heißt wörtlich „das Quetschende“ und ist verwandt mit dem angelsächsischen Verb *merran* (althochdeutsch *marrjan*), versperren, hindern, ärgern und weiter die Kraft zersplittern, erschöpfen, verwüsten; auch das englische *to mar* (verderben) kommt daher. Sein mittel-holländisches Gegenstück *marren* bedeutet gleichzeitig hindern, beeinträchtigen und binden, festmachen (daher die englischen Wörter *to moor,* vermooren, vor Anker legen und *marline,* Marlleine), wobei die letztere Bedeutung auch die der indogermanischen Wurzel *Mu* ist. Wer nur immer Fälle von Alptraum oder — was fast dasselbe ist — von nächtlicher Gespensterfurcht behandelt hat, wird zugestehen, daß die erwähnten Bedeutungen ganz besonders passend sind. Im Altgermanischen wurden sowohl der männliche wie der weibliche Nachtteufel mit dem Wort *maran* bezeichnet. Ferner: das englische

mortar (welches mahlen bedeutet oder den Gegenstand, in dem gemahlen wird), das griechische *μαρναμαι* kämpfen (wörtlich „sich reiben an"), und das lateinische *martulus* (germanisch *marta*, Hammer), woher der Beiname Karl Martel kommt — alle diese Wörter stammen von unserer MAR 1. A.-Wurzel ab.

Von B kommen, auf dem Weg über das Griechische das englische *amourotic*, blind (von *marva*, weich), und *moron*, schwachsinnig (*mara*, dumm).

Von C kommen *μαραίνω*, schwächen, aufbrauchen; das angelsächsische *mearu*, zart, biegsam (auch von *marva*, weich); das lateinische *mereo*, ich verdiene (wörtlich: bekomme einen Teil), woher *merenda* und das deutsche Dialektwort Mährte (althochdeutsch *meriod*) stammen, die beide Nachmittagsmahl bedeuten, und das englische *merit*, Verdienst; *meritorious*, verdienstlich; und *meretricious*, feil, dirnenhaft, usw.

2. Sterben, ruiniert werden. Hier bekommt die englische Sprache auf dem Weg über das Deutsche das Wort *murder*, Mörder; durch das Lateinische *mortal*, sterblich; *mortify*, abtöten, usw.; durch das Griechische *ambrosia* (= unsterblich); und das wallisische *maru*, tot.

   Eine interessante Sprachgruppe wurzelt hier: hauptsächlich Menschen, welche die Gezeiten nicht erleben, nennen alles nichtfließende Wasser „tot". Daher das gothische *marei*, Meer oder See (im Deutschen braucht man heute noch ein Wort für beide, eben See), in Sanscrit *mîra*, Ozean, altgermanisch *mari*, Meer, lateinisch *mare*, wallisisch *môr*, und die modernen englischen Wörter *mere*, Teich; *marsh* (= *mere-ish*), „Marsch"; *moor*, Moor; *marine* und *maritime*, zur See gehörig, usw.

3. Strahlen, *mara*, rein; lateinisch *merus*, klar, daher das englische *merely*, bloß, nur. Die Bedeutung scheint sich geteilt zu haben einmal über das baltisch-slavische *mara*, in der Bedeutung von „Neuigkeiten" (daher das deutsche „Märchen") und in anderer Richtung zu Vor-

stellungen wie „berühmt", daher Waldemar, die Stadt Weimar usw. Vielleicht ist der Unterschied nur der von „bekannt" und „sehr bekannt". Das deutsche *mär,* lieb teuer (ähnlich wie Mär-chen, vom mittelhochdeutschen *maere*), kommt dann wohl von der Ideenverbindung von „vertraulichem Kennen" und „Liebenswürdigkeit".

M R wurde gern durch M L ersetzt, oft als MEL, seltener MAL. Die Auswechselbarkeit von R und L ist den Philologen sehr vertraut; Beispiele in unserem Zusammenhang sind: *marva, malva,* weich; *mard-, mald-,* weich werden; *marg, malg,* streiche(l)n. Ein amüsantes Beispiel für den umgekehrten Prozeß stellt das Wort „Marmelade" dar; sein erster Teil kommt von *mar* auf dem Weg über *med* und das lateinische *mel;* während aber das Wort selber schon Honigapfel oder Quitte bedeutet, veränderten die Portugiesen, die zuerst Quittenmus herstellten, *mal* wieder in *mar.* Man nimmt an, daß der Wechsel zu L eine gewisse Abschwächung der abgewandelten Bedeutungen bezeichnet, so wie ein Wandel von „mahlen" zu „stoßen" usw., aber wenn dieser Schluß auch im Allgemeinen stimmen mag, gibt es doch gewisse Ausnahmen. Die Wörter aus dieser Wurzel kann man nach ihren hauptsächlichen Bedeutungen roh gruppieren.

1. Stoßen: engl. *mallet,* Schlägel; *(Pall) Mall,* der Kolben beim sogenannten Mailspiel (lateinisch *malleus*).
2. Mahlen: altirisch *molim,* ich mahle. Die englischen Wörter *mould,* Gartenerde (nicht das Verb *to mould*); *mole,* Mal, Mole, dann Maulwurf; *meal,* Mahl; *millet,* Hirse; *muller,* Mahlstein (zum Mahlen von Puder); *mill,* Mühle; *molar,* Mahlzahn, aus dem Lateinischen.
3. Auflösen: engl. *malt,* Malz; *melt,* schmelzen; *milt,* Milz; altnordisch *melta,* verdauen.
4. Weichmachen: engl. *mild,* mild; *mauve,* malvenfarben; *mallow,* Malve; *mal-achite,* Malachit; *mulch,* feuchtes Stroh. Litauisch *melas,* lieb, teuer. Russisch *miliüi,* lieb. Englisch *mildew,* Mehltau; *mellifluous,* honigsüß; *molasses,* Zuckerdicksaft, vom lateinischen *mel,* Honig —

vgl. das germanische *melitha* und das alt-irische *mil,* Honig.

5. (Als *mal:)* beschmieren, schwarzmachen: *melanotic* (auch der christliche Name Melanie) vom Griechischen. Das englische *malice,* Bosheit; *malign,* schädlich usw. vom lateinischen *malus,* schlecht. In Cornwall *malan,* der Teufel.

Die Zusammensetzung mit D scheint ebenfalls einen gewissen mildernden Einfluß auszuüben. MAD (in Sanscrit *madlin)* bedeutete süß oder lieblich, und davon kommt dann (auf dem Weg über *medhu,* Honig) der englische Honigtrank „mead" (das deutsche „Met"). *MELD* bedeutet ganz ähnlich „weichmachen", „auflösen". Das englische *mild* aus der Wurzel *mel* wird wohl davon beeinflußt sein und es ergeben sich ferner die englischen Wörter *mollify,* besänftigen; *mollusc,* Weichtier und *to moil,* sich abmühen aus dem lateinischen *mollis,* weich. MARD anderseits, das wohl auch weichmachen bedeutete, hatte auch die härteren Bedeutungen von mahlen, stoßen, beißen, abnützen. Vgl. die englischen Wörter *mordant,* beißend; *mordacity,* Bissigkeit; und *morsel,* Bissen, vom lateinischen *mordere,* beißen. Diese Wurzel war auch verstärkt durch ein Anlaut-s, welches aber das Lateinische verlor. Übrigens war die Wurzel *mar* ähnlich verstärkt; es gab z. B. in Sanscrit *smr,* erinnern, sich sehnen; das Anlaut-s ist verloren in den englischen Wörtern *mourn,* betrauern, und *martyr,* Märtyrer, die dorther stammen, ist aber erhalten in *smart,* lebhaft, schmerzhaft, im deutschen „Schmerz" und im kaschubischen *Zmora* = *mara,* Nachthexe. *Mard* ist fast sicher eine ursprünglichere Wurzel als *Meld-,* das wahrscheinlich durch Veränderung aus ihm entstanden ist.

Die Grundwurzel war auch durch einen späteren Zungen-Gaumenlaut K oder G erweitert. MARK bedeutete stoßen und über das Lateinische kam das Englische zu *to macerate,* einweichen. MARK bewies ein besonders fruchtbares Wachstum. Es hat drei ziemlich gut bestimmbare Gruppen von Bedeutungen.

1. Verletzen. Engl. *Marescent* vom lateinischen *marcere,* welk machen.
2. Greifen: dann aber auch streichen, schlagen, strafen. Davon kommen verschiedene englische Wörter wie *mulct,* strafen (vgl. das lateinische *mulcere,* streichen; *mulcare,* durch Prügel strafen); *morphia,* Morphin; *morphology,* Morphologie; *merchant,* Kaufmann; *market,* Markt; *mercenary,* käuflich; und das französische *merci,* engl. *mercy.*
3. Streichen, weichmachen, aufweichen. Verwandt mit dem gothischen *marka,* Grenze, sind die englischen Wörter *margin,* Rand; *mark,* Marke; das wallisische *Marches* (vgl. das deutsche „die Marken") und der „Merse" genannte Teil von Berwickshire. Die „weichere" Bedeutung verwandelte die Wurzelform in *malg,* das wir noch betrachten werden. Die Wurzel MARG, oder *merg,* ist nah verwandt mit dieser Gruppe und bedeutet reiben oder streichen; ohne Zweifel beeinflußte sie die Form einiger ihrer Abkömmlinge, z. B. *margin.*

In Einklang mit meiner erwähnten Vermutung finden wir also, daß die Wurzel *MELG,* streiche(l)n, sanftere Bedeutungen hat als die von *MARK* oder *MARG.* Auf ganz verschiedenen Wegen entstehen so die englischen Wörter *milk,* Milch (vgl. melken) und *emulsion,* ursprüngl. Mandelmilch.

Dieser gedrängte Auszug zeigt wohl genügend, wie außerordentlich fruchtbar sich die M R-Wurzel erwiesen hat, eine Eigenheit, die nach Sperbers Ausführungen in hohem Grad charakteristisch für Wurzeln mit ursprünglich sexueller Bedeutung ist. In unserem Falle wird es wohl kein zu großes Wagnis sein, diesen Sinn zu erraten. Wenn man die verschiedenen Gruppen von Bedeutungen, die ich erwähnt habe, an sich vorbeiziehen läßt, wird es ziemlich klar, daß die ursprünglichsten sich auf zwei Vorstellungen bezogen haben, nämlich auf die einer bestimmten Handlung und auf die ihrer Folgen. 1. Der Vorgang

selbst war zunächst reiben an, auf oder gegen etwas, und das verbreiterte sich dann zu einer mehr oder weniger sadistischen Gruppe. Die erste sei umschrieben durch die Wörter stoßen, mahlen, quetschen, beißen, schlagen, wundreiben, bedrücken; die zweite durch die Wörter zusammenbinden, greifen, streichen. 2. Die Folgen der Handlung sind durch Wörter bezeichnet wie (einmal aktiv, einmal passiv) sterben, zerstören, erschöpfen, schwächen, zart oder biegsam machen, weichmachen, beschmieren, (sich) auflösen, vergeuden, verbrauchen. Es ist also wohl berechtigt, als Vertreter dieser beiden Vorstellungen die Wörter „fest reiben" und „weich gemacht werden" aufzustellen, was Ficks Annahme über die Bedeutung der ganzen Wurzel nahekommt, nämlich reiben an, erschöpfen, ermüden. Wir haben hier eine unmißverständliche Anspielung auf den Masturbationsakt, dessen psychologische Bedeutsamkeit durch und durch identisch mit der des Alptraumerlebnisses ist: Schuldgefühl aus Inzestphantasien, Nächtlichkeit des Erlebnisses, Sadismus, Kastrations- oder Todesangst usw.

Dieser Schluß scheint so unumstößlich, daß es einen reizen könnte, weiter forschend bis in die wirklichen Elemente der in Frage stehenden Wurzeln vorzudringen. Über die psychologische Bedeutung einzelner Laute ist noch wenig gearbeitet worden. Den am besten bekannten Anhaltspunkt bieten die lutschenden und auf die Mutter bezüglichen Assoziationen des Konsonanten M. Dieser ist die noch am wenigsten schwankende Grundlage, auf die wir uns bei der MR-Wurzel stützen können, weil der einzige Fall, wo er durch einen Lippenlaut ersetzt wird, durch B, mit einer Auswechslung des Vocals und des R einhergeht, was den Philologen so viel Schwierigkeiten macht. Ich kann in diesem Zusammenhang zwei Beispiele erwähnen, einmal die Verwandlung des indogermanischen *mar,* sterben, in das griechische *βροτός*, ein Sterblicher (wobei das frühere *μορτός* noch in Dialektform vorhanden ist) und dann die des indogermanischen *mardu,* weich,

in das griechische *βραδός*, langsam, lateinisch *bardus*, dumm.

In der Reihe von Wurzeln, die wir betrachtet haben, verbindet sich M dann mit dem einen oder anderen Zungengaumenlaut R, L, D, K, G. Von diesen ist wohl R der Wichtigste, weil es von seiner An- oder Abwesenheit abzuhängen scheint, ob die entstehende Bedeutung zu der mehr oder der weniger sadistischen Gruppe gehört, von der oben die Rede war. Daß hier ein psychologisches Problem vorliegt, ist von einem neueren Philologen bemerkt worden: „Was zunächst den Anlaut betrifft, so wäre es interessant und wie es scheint, auch bedeutungsvoll, das Verhalten der Sprachen in Bezug auf den Liquida-Anlaut zu untersuchen. Eine große Anzahl von Sprachen können nämlich entweder kein r oder kein l, oder keines von beiden im Anlaut halten... Jedoch scheint es fast sicher zu sein, daß derlei Beschränkungen des Anlautes nicht primärer, sondern secundärer Natur sind, daß die Sprachen der älteren Kulturkreise sowohl r als l im Anlaut anstandslos gebrauchen."

Eine der vedischen Strophen, dazu bestimmt, durch Vorsagen den Fluß der Sprache beweglicher zu machen, hat die ausstoßenden und befruchtenden Kräfte von Indras Zwillingshengsten zum Thema. Der Buchstabe r kommt in jedem Wort der Strophe vor, die zum großen Teil aus einem Wortspiel von *varsh* und *vrish* besteht; beide bedeuten ausstoßen und befruchten. In Piemont besteht oder bestand bis jüngst ein Gesellschaftsspiel bei Hochzeiten, bei dem jeder Gast die Gabe zu beschreiben hatte, die er der Braut darzubieten beabsichtigte, nur mußte er dabei alle Wörter vermeiden, die ein r enthielten, sonst hatte er eine Buße zu zahlen. Mit anderen Worten, der r-Laut bezeichnete etwas, was der Gast der Braut nicht geben oder antun durfte.

Diese beiden Beispiele sind geradezu ein Wink mit dem Zaunpfahl, wie der Volksgeist den r-Laut unbewußt in einem sexuellen Sinn auffaßt, was durch die außer-

europäische Bedeutung der Wurzel *ar* nur bestätigt werden könnte: *ar* = Feuer und *Ra* = Gott. Ich möchte aber zu überlegen geben, daß die obigen Betrachtungen eine spezifischere Urbedeutung des r-Lautes sichtbar machen, nämlich eine sadistische und insbesondere eine oral-sadistische. Diesem Vorschlag kann Jespersons Beobachtung eine Stütze leihen, daß der Laut mit der gröberen Seite der Männlichkeit zu tun hat und daß er weicher wird, wenn er dem verfeinernden Einfluß der Weiblichkeit ausgesetzt wird. Er schreibt: „Es gibt in vielen Sprachen eine charakteristische Wandlung, bei der allem Anschein nach die Frauen eine bedeutende Rolle gespielt haben, wenn sie auch nicht allein dafür verantwortlich sind: ich meine die Abschwächung des alten, völlig gerollten Zungenspitzen-r's. Ich habe an anderer Stelle (Fonetik, p. 417 ff.) zu zeigen versucht, daß diese Abschwächung, aus der sowohl verschiedene andere Laute als auch manchmal der völlige Wegfall des Lautes selbst in bestimmten Kombinationen resultiert, im Allgemeinen die Folge einer Wandlung im sozialen Leben ist oder wenigstens von ihr begünstigt wird: der alte, stark gerollte Spitzenlaut ist natürlich und erlaubt, wenn das Leben sich hauptsächlich im Freien abspielt, während das Leben im Haus im Ganzen weniger lärmende Sprachgewohnheiten zuläßt, und je mehr dieses häusliche Leben sich verfeinert, um so mehr werden alle Arten von Geräuschen und von Sprechlauten gedämpft werden. Eine der Folgen davon ist dann, daß der ursprüngliche r-Laut, Trommelwirbel im Orchester der Sprache, nicht länger in die Ohren dröhnen darf, sondern auf verschiedenerlei Wegen abgemildert wird, wie es hauptsächlich in den großen Städten und in den gebildeten Schichten zu bemerken ist, während die Landbevölkerung mancher Striche mit Beharrlichkeit an dem alten Laut festhält. Nun finden wir nicht selten die Frauen mit dieser Schwächung des gerollten r in Zusammenhang gebracht; so bestand im Frankreich des sechzehnten Jahrhunderts eine Neigung,

das Rollen wegzulassen und sogar noch das modern-englische ungerollte Spitzen-r zu übertreffen, indem man statt dessen ein z aussprach; einige ältere Grammatiker aber erwähnen diese Aussprache als Charakteristikum der Frauen und weniger Männer, die ihnen nacheifern (Erasmus, *‚mulierculae Parisinae'*; Sylvius, *‚mulierculae ... Parrhisinae, et earum modo quidam parum viri'*; Pillot, *‚Parisinae mulierculae ... adeo delicatulae sunt, ut pro pere dicant pese'*. In der Umgangssprache gibt es einige Überbleibsel dieser Tendenz; so, wenn wir jetzt neben dem ursprünglichen *chaire* auch die Form *chaise* haben, und es ist bemerkenswert, daß die letzte Form der alltäglichen und deshalb der Frauensprache gemäßeren Bedeutung vorbehalten ist (Stuhl, Sessel, engl. *chair)*, während *chaise* die speziellere Bedeutung von ‚Kanzel, Lehrstuhl' hat. Nun wurde dasselbe Bedürfnis, für r z oder — nach einem stimmlosen Laut — s einzusetzen, in unseren Tagen bei den Frauen von Christiania vorgefunden, die *gzuelig* für *gruelig* und *fsygtelig* für *frygtelig* sagen (Brekke, *Bitrag til dansknorskens lydloere,* 1881, p. 17; ich habe selbst den Laut öfters gehört). Und sogar im fernen Sibirien finden wir, daß die Tschutschkenfrauen *nîdzak* oder *nîzak* für das männliche *nîrak,* zwei, sagen, auch *zërka* für *rërka,* Walroß usw."

Es gibt in der englischen Geschichte fast unserer eigenen Tage eine Reihe von Beobachtungen, die Jespersons Meinung über den Einfluß der Frauen auf den r-Laut bekräftigen. Wie kürzlich von Wingfield-Stratford gut dargelegt worden ist, war die auffallendste kulturelle Tatsache der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts der verfeinernde Einfluß, den die Frauen, darunter in nicht unbeträchtlicher Weise die junge Königin, auf den Engländer ausübten, dessen Grobheit und Brutalität gerade unter den vorhergehenden Generationen West-Europas sprichwörtlich geworden war. Dieser Einfluß nahm oft Formen an, die uns grotesk anmuten müssen, und eine davon berührt unser Thema. Mancher von uns ist alt

genug, sich an Spuren einer sterbenden Sprachmode zu erinnern, die auf der Bühne in „The Barretts of Wimpole street" bewunderungswürdig dargestellt wurde. Ich meine das Tabu, mit dem überfeinerte Leute den r-Laut belegten, der durch w ersetzt werden mußte.[3]) Wer Zuschauer bei jenem Stücke war, wird die ultra-feminine und tatsächlich effiminierte Natur dieses Tabus nicht bezweifeln; wer aber nicht so glücklich war, sei durch folgende Stelle aus der Vorrede zu J. M. Barries *Dear Brutus* überzeugt. „Es bleibt nun noch Lady Caroline Laney von der hochmütigen Gestalt übrig, erst kurz zurück aus der ungeheuer exklusiven Schule, wo gelehrt wird, r wie w auszusprechen; sonst wird scheinbar nichts gelehrt, aber für eine gute Heirat ist auch nichts anderes nötig. Jede Frau, die r wie w ausspricht, wird einen Gatten finden; es appelliert an alles, was ritterlich am Manne ist."

Wenn wir weiter nach den physiologischen Beziehungen unseres Lautes fragen, so ist nicht schwer zu sehen, daß sie die für Zorn und Furcht charakteristischen sind. Das Rollen stammt wahrscheinlich zunächst von Brummen und Knurren; man spürt instinktiv die lautmalerische Ähnlichkeit des germanischen *marren,* knurren wie ein Hund, und des deutschen „murren". Jesperson bemerkt über die Gaumenlaute, „es ist merkwürdig, daß man unter den Säuglingslauten oft solche entdecken kann — z. B. k, g, h und r — die das Kind später nur mit Schwierigkeit wird aussprechen können, wenn sie in einem richtigen Wort vorkommen, oder welche in der Sprache, die es eines Tages sprechen soll, unbekannt sind", ein Phänomen, das man sehr gut dem Einfluß früher Verdrängung zuschreiben kann. Andererseits entstammen die schnarchenden und würgenden Laute, die für den tiefen, durch Angstträume gestörten Schlaf und besonders für

[3]) w ist natürlich der leichteste Ersatz für r und wird z. B. von Kindern und von solchen Erwachsenen — meist Frauen — gebraucht, die den härteren Laut nie bemeistern lernten.

Alptraumerlebnisse bei Jung und Alt charakteristisch sind, gleicherweise dem Zorn (verdrängtem Sadismus) und der Furcht.

*

Nach diesem Exkurs bis in die letzte Wurzel sprachlichen Ausdrucks für das Alptraumerlebnis können wir nun zu der Frage zurückkehren, die wir zu Beginn aufgeworfen haben, nämlich nach der Etymologie jenes anderen Wortes „*mare*". Seine männliche Form im alten Germanisch war *marha,* im keltischen *marka,* im Alt-Hochdeutschen *marh, marcha.* Die weibliche war *marhja* im Alt-Germanischen, im Alt-Hochdeutschen marhâ, wobei der dann eintretende Vokalwechsel zum deutschen „Mähre" und zum englischen *mare* wohl als Bezeichnung des weiblichen Geschlechts zu verstehen ist. Ein Synonym der oben besprochenen *mar*-Wurzel war im Alt-Germanischen *marja,* und es frägt sich, ob das Wort *mare* letzten Endes zu der *Mar*-Gruppe gehört oder zu einer davon unabhängigen und ganz unbekannten Wurzel.

Das Wort kann tatsächlich nicht über das hinaus zurückgeführt werden, was ich eben festgestellt habe. Es gibt aber verschiedene Wege, auf denen die Philologen in derlei Schwierigkeiten Hilfe finden. Ihre Kenntnis der Lautwechselgesetze — wie z. B. der Grimmschen Gesetze über die Verschiebungen zwischen dem Englischen und Deutschen — erlaubt ihnen Vermutungen darüber, welche Form ein bestimmtes Wort in einer anderen Sprache angenommen haben muß, auch wenn es dafür keinen dokumentarischen Beweis gibt. Oft wird auch wiederum ein Vergleich mit verwandten oder eingeschobenen Sprachen wertvolle Anhaltspunkte liefern. Ein Beispiel dafür mag aus unserem Zusammenhang angeführt werden: die Tatsache, daß das litauische *melzu* sowohl streichen wie melken bedeutet, zeigt den Zusammenhang des alt-germanischen *malg,* melken, mit dem indogermanischen *marg,* streichen. Nun spricht sicher alle Wahrscheinlichkeit für die Auffassung, daß das *mare*-Wort auf irgend einem Weg

verwandt mit der *Mar*-Gruppe ist, d. h. daß das altgermanische *marhja* und *marja* nicht ganz ohne Zusammenhang sein können; die Hinzufügung eines Gaumen- oder Kehl-Hauchlautes zum *mar*-Stamm ist so häufig und verbreitet, daß man sehr geneigt ist, das *marcha* (männl. Pferd) als ein Beispiel mehr anzusehen.

Können psychoanalytische Betrachtungen weiteres Licht auf dieses dunkle Problem werfen: indem sie etwa auf den unbekannten Punkt hinweisen, an dem sich das Pferdewort von der Hauptgruppe abgespalten haben könnte? Jähns bezieht sich auf keltische und wallachische Analogien, wenn er betont, daß die Vorstellung von Bewegung zum ursprünglichen Sinn des Wortes gehört habe und stützt sich ferner auf Max Müllers Studien über den gleichen Ideenkreis, wenn er meint, daß die Vorstellung des Strahlenden (Sonne = Kopf, Strahlen = Mähne des Pferdes) genau so unerläßlich war, wobei der letztere Zusammenhang direkt auf *mar* Nr. 3 = strahlen zurückgeht. Gegen den ersteren Schluß könnte die Tatsache angeführt werden, daß man von der riesigen Anzahl von Wörtern, die von der *mar*-Gruppe kommen, schwerlich wird sagen können, daß sie viel mit Bewegung im gewöhnlichen Sinn zu tun haben — mit wenigen, unbedeutenden Ausnahmen (z. B. das griechische *μάγος*, auf Wanderung, und *μαρίτνς*, ein Wanderer). Zwar läßt wohl „mahlen" und „zerquetschen" an heftige Tätigkeit denken, wie es das Trampeln der Pferde tut — aber doch nicht in dem Sinn, der im Allgemeinen in der Pferdemythologie gemeint ist, nämlich das schnelle Durchmessen des Raumes. Und was den zweiten Zusammenhang betrifft, so stellt er uns vor die noch gar nicht erwähnte Schwierigkeit zu verstehen, wie das *mar* Nr. 3 („strahlen", „scheinen") mit den anderen Bedeutungen der Wurzel zusammenhängt. Meint man, es sei das gleiche Wort wie die anderen *mare*, so ist das noch nicht ganz sicher; „strahlen" und „reiben" oder „mahlen" scheinen sehr auseinanderliegende Vorstellungen zu sein.

Hier nun möchte ich an die eingehenden Betrachtungen des III. Kapitels erinnern, die den sehr bestimmten Schluß nahegelegt haben, die Vorstellung, in der die beiden auffallendsten Attribute des Pferdes in seiner Mythologie, nämlich Bewegen und Strahlen, zusammentreffen, sei das primitive Interesse an den Urinierleistungen des Pferdes gewesen, als an den Anzeichen bewundernswerter Potenz. Wenn dieser Schluß einen Wert für das etymologische Problem des *mare*-Wortes hat, so der, daß die Abspaltungsstelle des Wortes von der *mar*-Gruppe mehr unter den Abkömmlingen gesucht werden muß, die, wie wir es oben (s. S. 256) nannten, die Folgen der Handlung meinten, als unter denen, die sich auf die Handlung selbst beziehen. Denn das Urinieren könnte nur die Folge eines vorhergehenden Aktes bedeuten, und zwar das Ergebnis der infantilen Masturbation, die hinter dem Alptraumerlebnis steht; man muß nur die Vorstellungen des „Weichmachens", „Auflösens" vergleichen. Und es würde folgen, daß *mar* Nr. 3 selbst nur einen speziellen Fall dieser zweiten „Konsequenzen"-Gruppe der ganzen Urvorstellung bedeutet, wie *mar* Nr. 2 (sterben) es offensichtlich tat.

Wenn die zukünftige psychologische Forschung die hier ausgeführte, notwendig versuchsweise Hypothese bestätigt, könnte man einen psychologischen Vorschlag zu den ganzen wichtigen Beziehungen zwischen Pferdemythologie und Alptraumvorstellungen erwägen. Und zwar, daß sie letzten Endes eine riesige Kompensation für die Furcht vor dem „Weichwerden" und die Verlustangst bei den Alptraum-Pollutionen darstellen. Denn die Zuordnung außerordentlicher Potenz ist in der Pferdemythologie nicht zu übersehen. Und daß Vorstellungen von Ruhm, Lob und Bewunderung unter den hauptsächlichen Abkömmlingen von *mar* Nr. 3 sind, ein Zug, den Jähns bei den Pferdevorstellungen sowohl Europas wie Indiens erläutert, würde gut zu dieser allgemeinen Tendenz passen.

INSTINKTIVE PSYCHOANALYSE UNTER DEN NAVAHO-INDIANERN

Von

Oskar Pfister

Ausschnitt aus einem größeren Aufsatze, der im XVIII. Band der „Imago. Zeitschrift für Anwendung der Psychoanalyse auf die Natur- und Geisteswissenschaften" erschien. (Jährlich vier Hefte im Gesamtumfange von etwa 560 Seiten. M. 22.—.)

Im Sommer 1930 hatte ich die Freude, Mrs. Laura Adams Armer in Berkeley bei San Franzisko näher kennenzulernen. Begeisterung für die Kunst der Indianer hatte sie bewogen, in den Jahren 1923—1930 im ganzen 16 Monate unter den Navahos zuzubringen. Ihr gütiges Wesen, ihr feines Verständnis für die wertvollen Züge der neuen Umgebung, ihre Bereitwilligkeit, alle Entbehrungen des Lebens in der Wüste zu tragen, um in die Eigenart der Indianer einzudringen, erwarben ihr denn auch das volle Vertrauen des sie beherbergenden Volkes. Es wurde ihr daher gestattet, nicht nur die Zauberriten der Navahos mitanzusehen und kinematographisch festzuhalten, sondern auch die mit ihnen verbundenen großartigen Bildnereien zu kopieren. So gelangte sie in den Besitz von mehr als hundert hochinteressanten farbigen Zeichnungen, die sie dem Museum von Santa Fee zuwies. Von einem zuverlässigen Dolmetscher begleitet, konnte sie auch über die Ansichten des beobachteten Volkes, unter dem sie ihr Haus gebaut hatte, zuverlässiges Quellenmaterial gewinnen. Was im folgenden zur Darstellung gelangt, beruht Punkt für Punkt auf Augenschein der Frau Armer.

Die Navahos sind der größte und höchstentwickelte lebende Indianerstamm. Ihre Kopfzahl wird auf über 30.000 geschätzt. Die von ihnen bewohnte, in Arizona und Neu-Mexiko gelegene Reservation ist die größte, die in

den Vereinigten Staaten einem roten Volke eingeräumt worden ist.

Nach diesen einleitenden Bemerkungen treten wir auf den psychoanalytisch zu beleuchtenden Fall einer Zauberheilung von Angst ein. Bekanntlich spielt die Angst unter allen Primitiven eine ungeheure Rolle. Wir haben es im folgenden mit einem speziell bedingten Fall von Angstdepression zu tun, der in der Nähe von Ganado in Arizona zum Gegenstand einer magischen Behandlung gemacht wurde.

a) Die Zeremonie

Eines Tages während Frau Armers Anwesenheit im Jahre 1928 träumte ein ungefähr fünfzig Jahre alter Navaho von seinen toten Kindern. Leider läßt sich, wie unsere Gewährsperson angibt, nicht ausmachen, ob nur die wirklich verstorbenen oder auch die lebenden Kinder gemeint sind; die Auslegung ist möglich, daß alle tot gesehen wurden. Über den Traum geriet der bisher gesunde Mann in derartige Beunruhigung und Angst, daß er wochenlang fast keine Speisen mehr zu sich nehmen wollte, sich von der Arbeit zurückzog und mit trübsinnigem Grübeln seine Zeit verbrachte. Seine etwa fünfundfünzigjährige Frau vermochte ihn so wenig aufzurichten, wie die Kinder. Der Traum wiederholte sich oft. Endlich begab sich der Leidende zu einem ihm befreundeten Medizinmann, einem Sterndeuter *(Star-Gazer),* vertraute ihm sein Leid an und bat ihn um Hilfe.

Der Sterndeuter stieg auf einen Berggipfel und geriet während seines Betens in Trance. In diesem Zustand sah er einen Bären am Himmel und vernahm die Weisung: „Suche den Medizinmann *(Chanter),* der den *Mountain Chant* (Bergsang) ausführt!"

Dem Kranken gab er den Bericht: „Du wirst sicher sterben, wenn du nicht den Mann findest, der die richtige Zeremonie ausführen kann."

Ein solcher vielwissender Medizinmann wurde wirklich

vom Kranken und Frau Armer, die mit ihm reiste, in fünfzig Meilen Entfernung gefunden. Es war ein Krüppel, dem die Füße fehlten, und der durch seine Tätigkeit als berühmter Medizinmann seinem elenden Dasein einen erheblichen Inhalt zu verleihen wußte.

Dieser *„crawler"* (Kriecher), wie er genannt wurde, teilte dem gemütsleidenden Indianer mit: „Als kleiner Knabe hast du einen kranken oder toten Bären gesehen, oder deine Mutter sah ihn vor deiner Geburt. Der Bär war heilig und muß versöhnt werden. Dazu ist die Zeremonie nötig." Darauf schlug der Medizinmann die männliche Form des *Mountain Chant* vor.

Die Vorbereitungen nahmen längere Zeit in Anspruch. Zwei Hütten wurden gebaut: Eine große *(„house of song"* oder *„medicine lodge")* für den Kranken und einen Teil der mit ihm vorzunehmenden Riten, und eine kleinere für seine Frau und seine Kinder. Alle Clanbrüder kamen, um hiebei zu helfen. Sie sammelten Holz und farbigen Sand. Durch Schwitzbäder im *house of song* reinigten sie sich, zuletzt und am ausgiebigsten der verkrüppelte Medizinmann.

Neun Tage weilten die Freunde mit dem Melancholiker zusammen und wurden mit Speise reichlich bewirtet, indes die weiblichen Verwandten und Freunde in der andern Hütte seiner Frau zudienten.

Am sechsten Tage begannen alle Männer nach den Weisungen des Medizinmannes im großen *„house of song"* die etwa fünfzehn Fuß breite erste magische Zeichnung zu vollziehen, indem sie farbigen Sand auf den geebneten Boden schütteten. Nach den kinematographischen Aufnahmen bekundeten sie dabei eine großartige Geschicklichkeit. Die Art und Weise, wie etwa ein Dutzend Männer in strenger Symmetrie die grotesken Formen der komplizierten Zeichnung zustande brachten, von einem Krüppel geleitet, verdient höchste Bewunderung.

Das im Laufe eines Tages geschaffene Bild hat folgenden Inhalt:

In der Mitte befindet sich ein gezähntes Kreuz, das die Wolken der vier Himmelsrichtungen angibt. Als verlängerte Diagonalen treffen wir die vier wichtigsten Kulturpflanzen: Korn, Bohne, Squash (eine Art Kürbis) und Tabak. Auf farbigen Linien, die den Regenbogen andeuten, stehen in jeder Richtung vier Gottheiten, zwei männliche und zwei weibliche. Die Götterpaare tragen keine den Navahos bekannte Namen, im Gegensatz zu den Göttern, die in Washington Matthews' Buch über den *Mountain Chant* angegeben sind. Es handelt sich sicher um Naturgottheiten, vielleicht um Himmelsgötter. Die männlichen Numina tragen eine Klapper, als Lärminstrument gedacht, die weiblichen einen Korb, der durch ein Hakenkreuz angedeutet ist.

Das Ganze ist von der Gottheit des Regenbogens umgeben. Aber während sonst alle anderen Medizinmänner sie weiblich malen, gibt ihr unser Medizinmann männliches Geschlecht.

Nachdem das Kunstwerk geschaffen war, wurde der Kranke in seinen Mittelpunkt gesetzt. Der Medizinmann vollzog geheimnisvolle symbolische Bewegungen. Der Kranke mußte auf alle Riten und gesungenen Hymnen scharf aufpassen.

Zuletzt schüttete der verkrüppelte Zauberer allen für die magische Darstellung verwendeten Sand über den Kranken. Der Zauber verlöre seine Kraft, wenn die untergehende Sonne das Bild erblickte.

Von den am siebenten und achten Tag gefertigten Sandbildern soll später die Rede sein.

In der neunten Nacht versammelten sich über zweitausend Navahos, Männer, Frauen und Kinder, um den Abschluß des *Mountain Chants* zu sehen. Ein froher religiöser Tanz, bei dem die trotz des Schneefalls nur mit einem Schurz bekleideten Männer sich in raschen, kleinen Schritten dem in der Mitte befindlichen Feuer näherten und sich wieder von ihm zurückzogen, bildete das Ende des Rituals. Die Schwermut des Kranken war gewichen.

b) Das psychoanalytische Vorgehen

α) Die Deutung.

Den Ausgangspunkt der Krankheit bildet im vorliegen-Falle ein Traum. Ein Indianer fällt in Depression, weil er seine geliebten Kinder in einer offenbar peinlichen Schlafphantasie tot sah. Wir wundern uns nicht darüber, daß er dem Traum eine tiefe Bedeutung beilegte und ihn als geheimnisvolle Kundgebung einer rätselhaften, machtvollen geistigen Wirklichkeit ansah. Allen Primitiven ist dieser Glauben eigen, und wir wissen, daß ihm weit mehr Wahrheit zukommt als dem öden Rationalismus, der bis auf Freud die Träume als Schäume ansah.

Unser kranker Indianer fühlt genau, daß die tot gesehenen Kinder eine zentrale Angelegenheit, und zwar eine unheildrohende Wirklichkeit andeuten, kann sich jedoch über ihr Wesen, ihren wahren Sinn keine klare Anschauung bilden. Er verläßt sich auf den Gefühlston, von dem sein Traum begleitet ist. Dieses Stückchen instinktiver Traumauslegung, das zur Traumfunktion selbst gehört, ist ein allgemeines Phänomen, das nichts Auffallendes enthält. Es entspringt der ins Wachbewußtsein fortgesetzten Wirksamkeit des unterschwelligen Konfliktes.

Unsere Aufmerksamkeit wird erregt durch die den Unkundigen befremdende Auslegung, die der Sternseher dem Traum von den toten Kindern angedeihen läßt, „Du hast als Kind einen heiligen toten Bären gesehen." Unsere Analysen haben uns belehrt, daß der Bär sehr oft den Vater vertritt. Ein Beispiel dafür gab ich in meinem Buche „Der psychologische und biologische Untergrund des Expressionismus".[1] Es handelt sich dort um einen Angsttraum, der angeblich im ersten oder

[1] Der psychologische und biologische Untergrund des Expressionismus. Verlag E. Bircher, Bern und Leipzig, 1920, 15 f. Englische Ausgabe: Expressionism in Art. Its Psychological and Biological Basis. Kegan Paul, London (Dutton, N. Y. p. 13 ff.).

zweiten Lebensjahr auftrat und von einem Bären handelte. Das Tier trug Kinn und Bart des Vaters. Es erinnerte an den Bronzebären, den der Vater auf den Tisch stellte, wenn er seinen Nachmittagsschlaf halten wollte. Der Träumer fürchtete das Tier; sein Leben war hauptsächlich vom Haß auf den Vater geleitet. Sollte der Medizinmann unbewußt gleichfalls die typische Auslegung meinen? Nahm er, ohne es klar zu erkennen, an, daß sein Patient den Vater tot träumte, d. h. tot wünschte? Daß der bloße Anblick eines Bären an sich solche Träume und nachfolgende Schwermut hervorbringe, kann er unmöglich annehmen; ereignet sich doch der Anblick des erlegten Pelzträgers im Indianerleben recht häufig. Sowohl der für heilig erklärte Bär als auch sein Anblick muß einen besonderen, bedeutenden Sinn haben. Das Rätsel löst sich mit einem Schlage, wenn wir die Rede des Medizinmannes als Symbolsprache fassen, wie sie uns aus Träumen und Mythen wohlbekannt ist, und somit den Bären als Vertretung des Vaters auffassen. Der Zauberer wollte demgemäß sagen: „Du hast deinen Vater in deiner Phantasie tot gewünscht, und darum kamen der Traum von den toten Kindern und dein Gemütsleiden über dich!"

Den Navahos sind Inzestmythen, in denen der Vater in Tiergestalt auftritt, sehr wichtig. Frau Armer erfuhr, daß nach indianischem Glauben eine Cojote mit seiner Tochter sexuelle Beziehungen pflegte und seine Gestalt so veränderte, daß sie in ihm den Vater nicht erkannte. Prof. Alfred Kroeber in Berkeley benachrichtigt mich, daß manche Indianer diesen Mythus besitzen. Weibliche Personen, welche Inzest mit dem Vater treiben, heißen Hexen. Einzelheiten konnte Frau Armer nicht erfahren. Besondere Zeremonien wollen die Praxis der Hexen unschädlich machen. Es wäre interessant, sie kennenzulernen.

Daß das aus einem Todeswunsch gegen Verwandte sich ergebende Schuldgefühl zur Melancholie führen kann, ist uns durch Freuds Forschungen wohlbekannt. Wir hätten

nur die Zwischenglieder zwischen dem Traum unseres Kranken und der Deutung des Medizinmannes einzusetzen. Der letztere würde demnach, ohne es klar zu erfassen, sagen: „Du wünschtest insgeheim deinen Vater tot. Diesen Wunsch projiziertest du in deine Kinder. mit denen du dich identifiziertest. Du sagtest dir, daß sie dich tot wünschen, wie du es mit deinem Vater tatest. Du wünschtest sie tot, weil sie dich tot wünschten. Deine doppelte Schuld besteht im Todeswunsch gegen den Vater und, auf dem Wege der Introjektion, auch gegen die Kinder. Deine Schuld geht bis in deine frühe Kindheit zurück."

Daß eine derartige Ätiologie möglich ist, leugnet kein Erfahrener. Es müssen nur noch rezente Anlässe, über die wir in unserem Falle nicht unterrichtet sind, hinzugetreten sein, um die Regression ins Infantile zu bewirken, beziehungsweise um die alte Ödipusschuld überstark zu betonen. Daß die Haßeinstellung angeboren ist und zum Stammesgut der Menschen gehört, ist auch Freuds Ansicht.

Man hat sich, wie mir scheint, viel zu einseitig mit dem Haß des Sohnes auf den Vater befaßt, den Haß des Vaters auf den Sohn jedoch außer acht gelassen. Man vergesse doch nicht, daß dem Vatermord des Ödipus die Verstoßung des Sohnes durch den Vater vorausging! Des Vaters Haß und des Kindes Haß sind innerlich verknüpft, darum auch der Haß auf den Vater und auf die Kinder.

Aber haben wir den Magier nicht zu hoch eingeschätzt, wenn wir ihm latente Einsicht in den verdrängten Vaterhaß seines melancholischen Klienten zutrauten? Ist es nicht überhaupt unmöglich, daß Primitive das Unbewußte so geschickt in ihrem Unbewußten belauschen? Der Fortgang der Episode gibt die Antwort.

β) *Die Behandlung.*

Die Zeremonie des *Mountain Chant* wird dadurch eingeleitet, daß der Kranke die intensivste Teilnahme und Unterstützung seiner Clanbrüder erfährt. Ein symbol-

geschmückter greiser „Läufer" ladet sie dazu ein. Die Männer bauen zwei Häuser und bereiten farbigen Sand zu, die Frauen und Mädchen backen. Damit helfen sie geschickt, Übertragung herzustellen. Ihre Teilnahme besagt ihm: „Du bist in der Sozietät freundlich aufgehoben." Aber sie erwarten auch, daß der Kranke sich beteilige. Bleibt die Zeremonie für ihn erfolglos, so ist er als unheilbar preisgegeben und der Isolierung verfallen. Die Entscheidung muß gerade jetzt getroffen werden.

Die Trennung des Kranken von Weib und Kind stellt jene Karenz her, die Freud für die Durchführung der psychoanalytischen Kur empfiehlt.

Schwitzbäder zu Heilzwecken sind üblich auch in Melanesien, Guinea, Polynesien.[2]) Indem die Freunde und der Zauberer sich dem Bad in einer Erdhöhle unterziehen, fördern sie die Übertragungstendenz im Schwermütigen. Sie drücken aus: „Wir sind Sünder wie Du und bedürfen derselben Reinigung."

Die nicht unbeträchtlichen Kosten der Bewirtung[3]) bilden zwar kein eigentliches Opfer, verstärken jedoch die Tendenz der Ablösung von der Krankheit und dem sie hervorbringenden magischen Zwang.

Unser Interesse konzentriert sich jedoch auf die Zauberzeremonie selbst. Ohne Zweifel liegt ihre Absicht darin, daß der Kranke Beruhigung über die üblen Wirkungen seines Todeswunsches gegen den Vater erlangen soll. Nach dem Glauben an die Allmacht der Gedanken meint der Schwermütige vielleicht, des Vaters Tod bewirkt zu haben. Jedenfalls befürchtet er die Rache des Toten.

Diese Vorstellungen werden rückgängig gemacht durch die religiöse Handlung. Schon der Sterndeuter und der verkrüppelte *Chanter,* alle beide ältere Leute von hohem Ansehen und Vertreter jenes höheren, jenseitigen Reiches,

---

[2]) W. H. Rivers, Medicine, Magic and Religion. London 1924, 102.

[3]) Vergl. Washington Matthews, The Night Chant, a Navaho Ceremony, (May) 1902, p. 4—5.

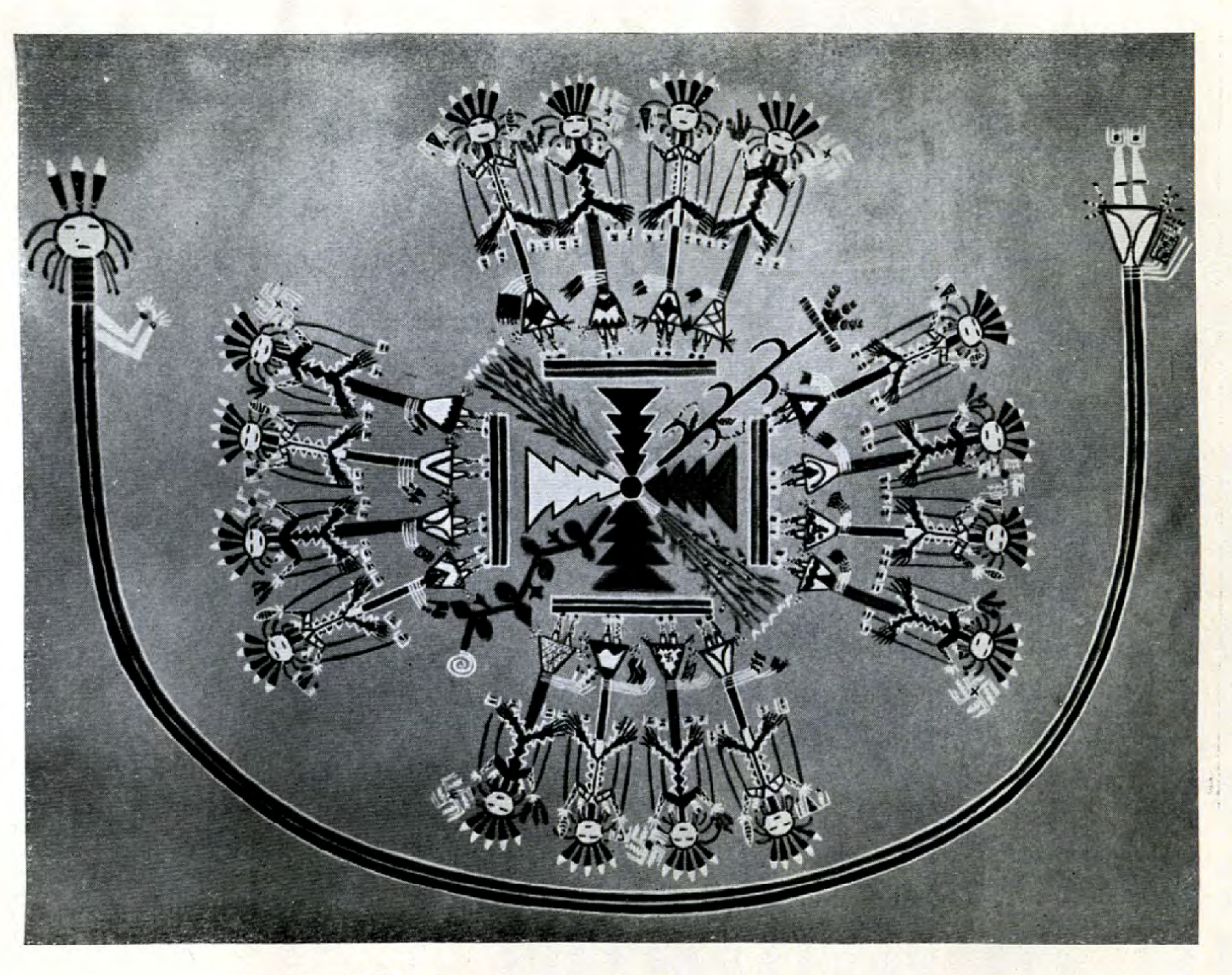
dem auch der Vater angehört, erlangen einigermaßen die Bedeutung eines Vaterersatzes und bilden die Brücke aus dem Zustand der Schuld in denjenigen der Vergebung und Freiheit. Beide Schamanen treten in die Vaterrolle ein.

Noch wichtiger sind die sechzehn Gottheiten, die das Elternpaar achtfach vertreten. Sie setzen sich mit dem kranken Sohn, der in ihrer Mitte weilt, in magische Verbindung. Aber sie tun ihm, der sich völlig in ihre Gewalt begab, nichts zuleide. Im Gegenteil verheißen sie ihm die wichtigsten Nährpflanzen und Tabak. — Die weiblichen Gottheiten vertreten die Mutter. Ihre Verehrung drückt aus, daß keinerlei Ödipusbegehren auf sie gerichtet ist, somit auch der Vater keinen Grund zum Groll auf den Sohn besitzt.

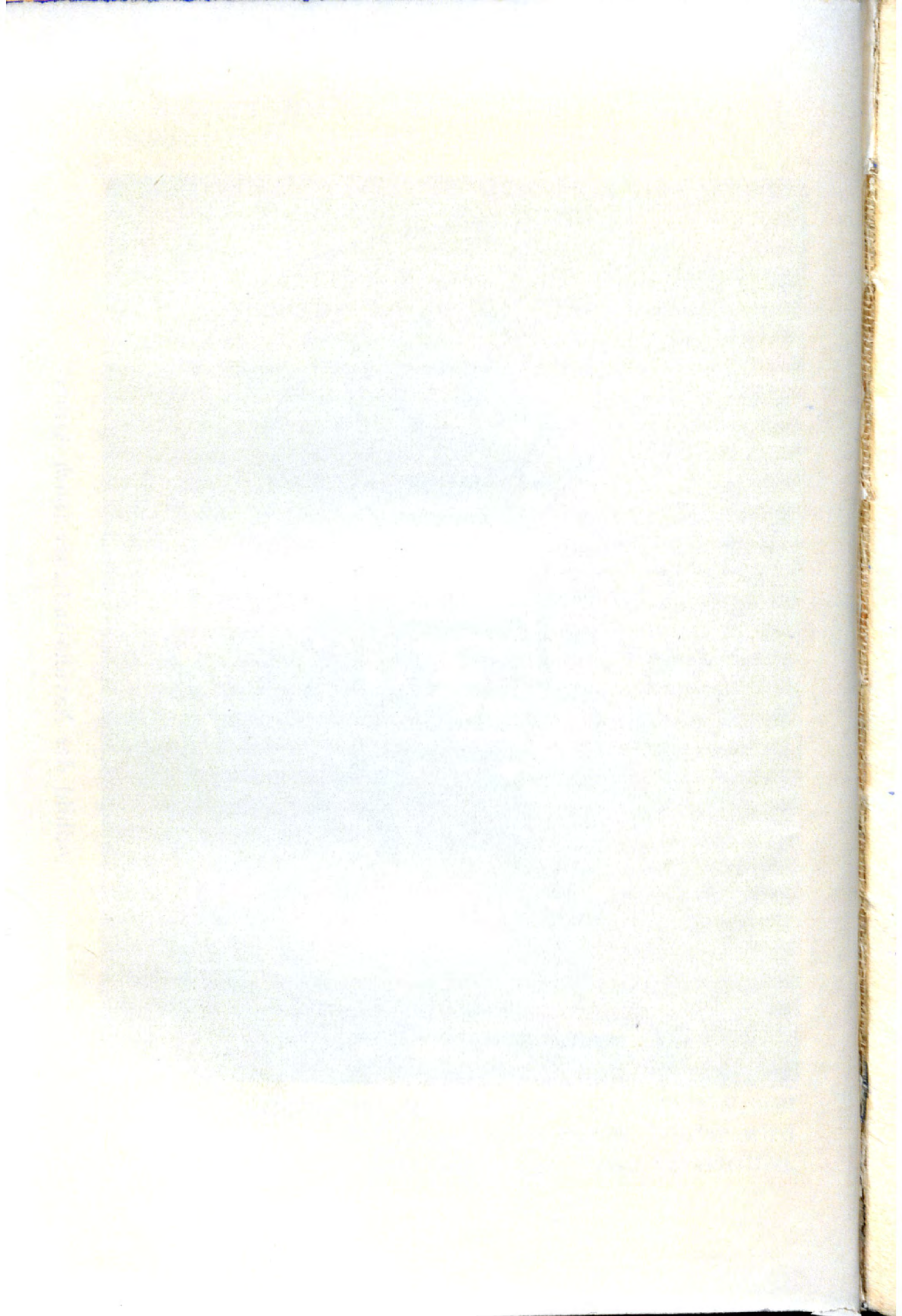
Der Regenbogen symbolisiert das Band der Gemeinschaft, das den sündigen Sohn und seine versöhnten Eltern umschlingt, höchst anschaulich.

Daß der bunte Sand auf den Kranken geworfen wird, hat den Sinn eines Berührungszaubers. Die in den dargestellten Gottheiten und Gaben enthaltenen Kräfte sollen auf den Mann, der den *Mountain Chant* ausführen läßt, übergehen. Dann sollen die höheren Geister, die durch des Medizinmanns Zauberwalten herbeigerufen wurden, wieder in die gewöhnliche Verborgenheit zurücktreten. Sie haben ja kundgetan, daß sie versöhnt sind, nachdem andrerseits der Sohn durch den magischen Ritus ausdrückte, daß er seinen Todeswunsch reumütig zurücknahm und sein möglichstes tat, ihr Wohlwollen wiederzugewinnen.

Aber auch die Magier und die sechzehn Gottheiten genügen noch nicht völlig, um die gewonnene Einheit darzustellen. Ein Feuertanz schildert pantomimisch die Reinigung. Alles Unreine, das im Kranken gesteckt hatte, soll gleichsam verbrannt werden. Dabei deuten die Scharen der Tänzer an, daß auch sie vom selben Frevel besudelt waren und der Reinigung bedürfen. Wieder wird dem Kranken in ungemein wirksamer Weise vorgehalten,



Sandbild der Navaho-Indianer (nach Armer)



daß er in die Sozietät gehört und sich nicht abzusondern, in die Schwermut zu verkriechen braucht, denn alle zusammen sind in dieselbe Ödipusschuld verstrickt, alle zusammen aber treten auch in den Zustand der Sündenreinigung.

Selbst damit sind die psychotherapeutischen Maßregeln des *Mountain Chant* nicht erschöpft. Hinzu kommt die fromme Rücksicht auf die Sonne. Während des Ritus muß der Kranke in die Richtung des Sonnenunterganges blicken, und die Sandbilder müssen zerstört werden, bevor die Sonne untergeht. Auch die Sonne ist Vaterersatz, und zwar Symbol des idealisierten Vaters, wie es in so vielen Religionen, sogar in der christlichen, der Fall ist. Dem idealisierten Vater gebührt die höchste Verehrung, und vor ihm muß die Vater-Imago, die nur dem tatsächlichen Vaterbild entspricht und es ins Transzendente, ins Geisterhafte fortsetzt, verschwinden. Daß der Regenbogen unter den vielen Matthews und Mrs. Armer bekannten Darstellungen als einzige Ausnahme in unserem Bilde mit männlichen Merkmalen abgebildet wird, paßt vorzüglich zum Krankheitsfall, der das Bedürfnis nach Vaterliebe in den Vordergrund stellt.

Das zweite Sandbild unterscheidet sich so wenig vom ersten, daß wir es übergehen können.

Dagegen weist das dritte erhebliche Unterschiede auf: Die Götter und Göttinnen, die aus mir unbekannten Gründen die in den Händen getragenen symbolischen Gegenstände vertauschten, lassen eine lange Haarsträhne herunterhängen. Nach dem großen Mythus, der dem *Mountain Chant* zugrunde liegt, besuchte Dsilyi' Neyâni vier Götter, die denselben Namen wie er selbst trugen (W. Matthews, Mountain Chant, p. 409, § 55) und ebenso aussahen wie er, dem das göttliche Schmetterlingsweib eine Haarlocke heruntergelassen hatte, bevor sie ihm wundervolle Gestalt verlieh (406). Seine Begleiter sagen ihm jetzt: „Dies sind die guten Götter, deren schöne

Gestalt die Schmetterlingsgöttin Dir verlieh." Die Haartracht auf dem Sandbild erinnert somit den Kranken an Güte und Schönheit, die der Held des Epos von den seinen Namen tragenden Elterngottheiten empfing. Auch dies drückt geschickt die liebevolle Beziehung zu ihnen aus.

Der andere große Unterschied zwischen dem dritten und dem ersten Sandbild besteht darin, daß statt des Regenbogens die Fußstapfen eines fünfzehigen Tieres das Bild einrahmen. Nach Erklärung des Medizinmannes stammen sie von dem Stachelschwein, das vor einem weißen Kreise steht. Das Stachelschwein wird von den Navahos „der kleine Bruder des Bären" genannt. Der weiße Kreis bedeutet das Gebirge des Nordens. Die Navahos lehren, das Stachelschwein komme nur im Norden vor. Bezeichnet der Bär den Vater unseres Patienten, so stellt dieser selbst das Stachelschwein, den kleinen Bruder des Bären dar. Der Sohn ist also bei seiner Heimat angelangt. Der Bogen besagt:

„Du und Deine göttlichen Ahnen sind von einer himmlischen Macht umgeben, Du bist in die Gemeinschaft aufgenommen, der Vater zürnt Dir nicht mehr." Die Fußstapfen, die übrigens der kranke Navaho nach Bericht der Frau A r m e r abschreiten mußte, zeigen die symbolische Antwort des Sohnes: „Ich will mit meiner Liebe Euch umfassen!" Damit ist die Versöhnung eine vollkommene.

Nachdem die Clangenossen weggezogen waren, verrichteten der Medizinmann und sein Patient in tiefem Ernst ihr Schlußgebet.

Über die Wirkung der Zeremonie weiß Frau A r m e r nur zu berichten, daß der Schwermütige vollkommen geheilt schien.

DER SELBSTVERRAT DES MÖRDERS

Von

Theodor Reik

Das nachfolgende Kapitel ist dem Buche „Der unbekannte Mörder. Von der Tat zum Täter“ entnommen, das im Internationalen Psychoanalytischen Verlag Ende 1932 erschien. Rein stofflich schon bietet dieses Werk eine in kürzeste Form gepreßte Sammlung schwieriger Kriminalfälle, darüber hinaus aber gewährt es tiefste Einblicke in das Wesen der Kriminalität überhaupt, Einblicke, die auch für die Psychoanalyse neu sind und dem Leser alle Reize einer solchen Entdeckungsfahrt vermitteln. Der Preis des Buches beträgt M. 7.— für das in Leinen gebundene, M. 5.50 für das steif broschierte Exemplar.

Innerhalb der Indizien gibt es eine Gruppe, die auf den Beobachter einen bestimmten Eindruck macht: es scheinen Unbedachtheiten oder Unvorsichtigkeiten zu sein, die den Verbrecher verraten, während er seine Aufmerksamkeit darauf gerichtet hat, all seine Spuren zu verwischen. Solche Indizien, deren Existenz man mit der Annahme von „Dummheit“ des Verbrechers zu verknüpfen versucht, liefern ihn häufig der Strafe aus. Diese selbstverratenden Indizien können in der Art des Verbrechens, in den Werkzeugen, in Zeit und Ort der Tat, in allen Begleitumständen entdeckt werden. Am 4. Dezember 1924 meldeten die Zeitungen, daß eine Räuberbande die Villa des Direktors einer Kalksteingrube bei Stegen, Angerstein, überfallen habe. Sämtliche Anwesenden, acht Personen, wurden getötet, mit Ausnahme Angersteins selbst, der schwer verletzt wurde. Man vermutete, daß das Ziel des Überfalls ein Lohngeldraub war; die Villa selbst war von der Bande in Brand gesteckt worden. Dieser Bericht konnte sich vornehmlich auf die Aussagen des schwerverletzten Angerstein, der im Krankenhaus einvernommen wurde, stützen. Man konstatierte indessen, daß die Tat wesentlich früher begangen sein

mußte, als Angerstein angab; an der Leichenstarre der acht Opfer konnte man die Todesstunde ungefähr feststellen. Diese Möglichkeit hatte Angerstein in seinem schrecklichen Mordplane nicht berücksichtigt. Ein anderes Beispiel: Dr. Erdély, der Gatte der schönen Budapester Schauspielerin Anna Forgács, reiste kurz nach der Hochzeit mit seiner jungen Frau nach Millstatt in Kärnten. Bald darauf erfuhr man, daß Frau Erdély in eine 17 Meter tiefe Schlucht in der Nähe des Kurortes abgestürzt sei. Ins Hotel gebracht, starb sie. Der Arzt konstatierte Herzlähmung und gab die Leiche zur Bestattung frei. Der Gatte schien völlig zusammengebrochen zu sein. Immerhin telegraphierte er an die Versicherungsgesellschaft, sie möge ihm sofort die 20.000 Dollar, mit denen das Leben der Frau Erdély versichert war, überweisen. Die Gesellschaft war indessen mißtrauisch geworden und drang auf Obduktion der Leiche. Dr. Erdély hatte nicht bedacht, daß Würgespuren bei durch Absturz Verunglückten nicht vorzukommen pflegen. Wenn der Verbrecher sehr vorsichtig sein will, alle Möglichkeiten genau voraussehen und berücksichtigen will, so kommt es oft vor, daß er zu „vorsichtig" wird, sich gerade durch seine Umständlichkeit selbst verrät. Manche Kriminalisten behaupten, eine sichere Art, ein Verbrechen zu begehen, sei die, es unter der Herrschaft des Impulses zu tun. Wenn der Verbrecher dann durch glückliche Umstände begünstigt wird, wird er vielleicht niemals entdeckt. Die sorgfältig geplanten und bis ins Detail voraus berechneten schweren Verbrechen werden häufig durch einen „dummen" Zufall verraten. Der Verbrecher sorgt z. B. für ein lückenloses Alibi, aber es ist zu sorgsam vorbereitet und gerade dadurch läßt sich eine verborgen gehaltene Lücke erkennen. Der Artist Urban, der den Direktor des Mercedes-Palastes in Neukölln tötete, gab an, daß er um die Zeit der Tat ein Telephongespräch mit seiner Braut in Leipzig geführt hatte. Die Angabe war nahezu richtig, aber die genaue Zeit des Gespräches konnte durch die Buchung des Fern-

sprechamtes kontrolliert werden: Die Korrektheit und Präzision des amtlichen Apparates wurde Urban zum Verhängnis. Ein drittes Beispiel: Der Tankwärter Hoba in Wannsee bei Berlin wurde in einer Septembernacht besinnungslos in seiner Tankstelle aufgefunden. Der Mann röchelte schwer; die Schubladen waren durchwühlt, das Geld geraubt worden; alles deutete auf einen Überfall hin. Der Verletzte konnte am nächsten Tag schildern, wie zwei Männer auf einem Motorrad vorgefahren wären, die ihn niederschlugen und die Kasse raubten. Hoba hatte einen Umstand nicht genügend berücksichtigt: im Tank fehlten 165 Liter Benzin und 165 Liter Benzin konnten die Verbrecher nicht auf ihrem Motorrad mitgenommen haben. Hoba hatte der Zapfstelle Benzin entnommen und die Kassengelder unterschlagen. Der Überfall war fingiert worden.

Die Kriminalisten beweisen uns, daß solche Indizien, die sie als „Sicherung des Beweises durch den Rechtsbrecher selbst" bezeichnen, gerade bei den schwersten Verbrechen nicht selten vorkommen. Man denke nur an die Aufzeichnungen der Massenmörder Haarmann und Denke. Der Leichtsinn, dem solche verräterische Indizien zuzuschreiben sind, kontrastiert seltsam mit der großen Vorsicht bei Ausführung der Tat. In einem von Wulffen berichteten Falle[1]) benützte ein Lackierer, der einen Knaben ermordet hatte, eine Scherbe des Emailkruges, den das Kind vor der Tat in der Hand getragen hatte, als Farbentopf in der Werkstatt. Er hatte diese Scherbe so achtlos auf dem Fensterbrette stehen, daß sie von einem vorübergehenden Polizeibeamten dort gesehen wurde. Niemand findet etwas Sonderbares darin, daß Verbrecher nicht ihre Visitenkarte am Tatorte zurücklassen. Es ist viel sonderbarer, daß sie es manchmal doch tun. Das „Berliner Tageblatt" berichtet z. B. unter der Überschrift „Das durfte nicht kommen" (30. Juli 1931), daß der

---

[1]) Kriminalpsychologie, S. 228.

Schneider Paul Kneisel der Kriminalpolizei nicht viel Probleme stellte. Dieser Mann hatte mit zwei Freunden in der Nacht zum 7. Juli 1931 einen Einbruch in ein Herrenkonfektionsgeschäft in der Berliner Krummen Straße verübt. Die drei Freunde hatten den Wunsch, sich neu zu bekleiden. Beim Weggehen hatten sie weitere drei neue Anzüge mitgenommen, die sie dann verkauften. Kneisel allein hatte, als er seine alte Jacke am Tatort zurückließ, vergessen, seinen polizeilichen Anmeldeschein herauszunehmen.

Das Material ist hier so überreich, daß man nicht die kriminalistische Literatur bemühen muß. Was der Tag uns zuträgt, genügt für unsere Zwecke. Besonders auffällig und aufschlußreich sind Fälle, in denen sich die Züge, die man gemeinhin als Nachlässigkeit, Unachtsamkeit, Verbrecherdummheit bezeichnet, häufen und dies gerade bei Verbrechen, vor deren Ausführung jede Einzelheit sorgsam bedacht und geprüft wurde. Nehmen wir den Fall des Generalkonsuls von Barckhausen, dessen rätselhafter Tod (Juli 1931) viel erörtert wurde. Dr. Barckhausen, der eine glänzende Laufbahn rasch durchmessen hatte, führte ein glückliches Familienleben und war in weiten Kreisen besonders beliebt und geachtet. Niemand ahnte, daß der lebenslustige Mann, der jugoslawischer Generalkonsul in Berlin war, mit schweren materiellen Sorgen zu kämpfen hatte und sein zur Schau getragener Reichtum seinen Ruin auf die Dauer nicht verdecken konnte. Barckhausen beschloß in seiner verzweifelten Lage, wenigstens die Zukunft seiner Familie sicherzustellen. Der Vertrag seiner Lebensversicherung lautete auf 200.000 Mark, welche seinen Angehörigen bei seinem Tode (außer im Falle des Selbstmordes) ausbezahlt werden sollten. Barckhausen arbeitete nun sehr sorgfältig einen Plan aus, der die Untersuchungskommission zu der Annahme führen mußte, daß der Konsul von Einbrechern in seiner Villa überfallen und ermordet worden war. Als man Barckhausen in seinem Arbeitszimmer erschossen

auffand, sprachen alle Zeichen für einen solchen Überfall. Es war alles so inszeniert, daß man eine Ermordung durch unbekannte Täter, die durch das Fenster eingedrungen waren, glauben mußte. Erst spät entdeckte die kriminalistische Untersuchung einige Einzelheiten, welche diesen Tatbestand ausschlossen und endlich nur jenen anderen, den verschleierten Selbstmord, zuließen. Es waren ein paar Kleinigkeiten, winzige Fehler in dem Meisterwerk an Berechnung und Überlegung, das der Plan des Versicherungsbetruges darstellte. Gerade an diesen kleinen Fehlern aber scheiterte der Plan. Es sollte der Eindruck erweckt werden, daß Barckhausen Sonntag nachts während des Schreibens ein Geräusch von Einbrechern vernommen habe, ihnen entgegengeeilt und von ihnen im Kampfe erschossen worden sei. Das war gut berechnet und alle Einzelheiten im Zimmer deuteten darauf hin, aber der Füllfederhalter, mit dem jener so jäh unterbrochene Brief geschrieben war, war geschlossen. Als man die Leiche Barckhausens fand, hielt der Tote in der rechten Hand krampfhaft einen Totschläger und eine zerrissene Krawatte. Der zu rekonstruierende Tatbestand mußte sich dem kriminalistischen Beobachter aufdrängen: Barckhausen war offenbar mit den Eindringlingen in ein Handgemenge geraten und hatte einem im Kampf den Schlips heruntergerissen. Allein auch in dieser Rechnung gab es einen kleinen, unauffälligen Fehler: der Tote hielt die Krawatte so, daß ihr Inneres nach außen lag. Hätte er seinen Mörder an der Krawatte gepackt, und sie zerrissen, so hätte er mit dem Handteller unter die Krawatte greifen müssen und der Totschläger wäre ihm entglitten. Wiesen schon diese zwei Züge daraufhin, daß ein Überfall der angenommenen Art höchst unwahrscheinlich war, so brachte das Verschwinden und das Auffinden der Brieftasche des Toten Klarheit über den Tatbestand. Als die Leiche Barckhausens entdeckt wurde, suchte man vergebens nach seinem Portefeuille. Am nächsten Tag meldete sich ein Briefträger, der beim Leeren des Briefkastens am Nach-

barhause die Tasche gefunden und auf seinem Postamte abgegeben hatte. Zur Zeit aber, als der Briefträger Sonntag nachts den Briefkasten leerte, lebte Barckhausen noch. Zu eben dieser Zeit hatte er sich zum letztenmal mit seiner Hausangestellten unterhalten. Das Fehlen der Brieftasche sollte auf den Einbrecher hinweisen; der Fund am nächsten Tag sollte die Annahme des Einbruches noch bestätigen: Der Verbrecher hatte anscheinend das geleerte Portefeuille in den nächsten Briefkasten geworfen, um sich seiner zu entledigen. Barckhausen hatte aber vergessen, sich zu vergewissern, wann der Briefkasten zum letztenmal entleert werden würde. Er nahm wohl an, daß am Sonntag keine Leerung mehr erfolgen würde. Die Zeit des Einwurfes erbrachte den Beweis, daß Barckhausen selbst die angeblich geraubte Tasche in den Postkasten geworfen hatte. Hier sowie in einer großen Anzahl von Fällen, welche die Kriminalgeschichte berichtet, findet sich eine Reihe verräterischer kleiner Fehlgriffe gerade in einer Aktion, die bis ins kleinste vorausgedacht und berechnet wurde. Oft ist es nur ein winziger Lapsus, der einen ausgezeichneten Plan, ein mit vollendeter Logik aufgebautes, verbrecherisches Schema zum Scheitern bringt. Es ist immerhin auffällig, daß sich solche kleine selbstverräterische Züge, insbesondere bei schweren Verbrechen einstellen; wir werden uns zu fragen haben, ob dafür besondere Gründe erkennbar sind.

Der Verbrecher scheint den Neid der Götter zu fürchten wie die Werkmeister des Tempels von Nihko. Das Tor dieses nordjapanischen Heiligtums war von so vollendeter Schönheit, seine überreichen, erhabenen Schnitzereien so vollkommen gearbeitet, daß die Baumeister nach seiner Fertigstellung annahmen, es habe den Neid der höheren Mächte erweckt. Die Folgen eines solchen Gefühles wären schreckliche gewesen, wenn die Werkmeister nicht absichtlich an einer der Säulen einen ungeschickten Fehler angebracht hätten, um die erzürnten Götter zu versöhnen.

Oft begnügt sich ein Verbrecher damit, einen Teil der zu erwartenden Spuren künstlich zu erzeugen, aber er unterläßt es, sie weiterzuführen. In einer von einem Teich umschlossenen Villa war ein Diebstahl verübt worden. An der Parkmauer fanden sich Spuren davon, daß man dort überklettert war; ebenso waren auf dem sandbestreuten Wege bis zur Villa Fußspuren zu sehen. Eine genauere Besichtigung ergab, daß an der Parkmauer zwar Spuren vom Herunterrutschen einer Person zu sehen waren, daß aber an ihrer Außenseite Spuren vom Überklettern fehlten. Der Dieb war sonach unter den Insassen des Grundstücks zu suchen[2]). Verstand und scharfe Überlegung bieten keinen Schutz gegen diese *„avenging chance“*, die der kriminalistischen Untersuchung manchmal zu Hilfe kam: Ein mit allem Raffinement gefälschtes Testament datierte vom Jahre 1868. Allein das Wasserzeichen des Papiers, auf dem es fixiert war, wies das Wappen des Deutschen Reiches auf; ein großer Aufwand von Scharfsinn war vertan. Auch nachträgliche Versuche der Spurenverwischung sind oft solchen Tücken des Objekts, die vom Subjekt nicht unabhängig sind, ausgesetzt. Die *Materia peccans* revoltiert hier gegen den Menschen. Ein Mann saß wegen Meineides in Untersuchungshaft. Er wurde auch einer Reihe von Diebstählen, die weit zurücklagen, verdächtigt. Es drohte seine Überführung, da man an den Tatorten Fingerabdrücke gefunden und festgehalten hatte. Der Verbrecher wollte nun die Beweiskraft der Fingerabdrücke radikal widerlegen. Er produzierte im Gefängnis seine Fingerabdrücke auf Glasscheiben; eben zur Entlassung kommende Sträflinge nahmen diese Glasscheiben mit. Bei einem neuen Einbruch deponierten die hilfreichen Kameraden diese Fingerabdrücke unauffällig, indem sie die betreffende Glasscheibe unter die zerbrochenen Scheiben eines von ihnen eingeschlagenen Fensters mischten. Der Verbrecher, dessen Fingerabdrücke hier erschienen, konnte unmöglich an der

[2]) Weingart, Kriminalistik, Leipzig 1904, S. 123.

Tat beteiligt gewesen sein, da er zur selben Zeit im Gefängnis saß. Mit der gelungenen List wäre auch das ganze System der Daktyloskopie, eines der wichtigsten Hilfsmittel der kriminalistischen Untersuchung, in seiner Unzuverlässigkeit und Unzulänglichkeit erwiesen worden. Allein die List des Gefangenen mißlang; die Götter wollten sein Verderben. Das Glas mit den Fingerabdrücken war unglückseligerweise dünner als die Scheibe, die bei den Einbruch eingeschlagen worden war. Es gibt Beispiele genug, die zeigen, daß derselbe Mensch, der mit dem eindringlichsten Scharfsinn und dem größten Raffinement alle Künste und Arrangements gewiegter Verbrecher durchkreuzte, selbst zum Verbrecher geworden, demselben dunklen Verhängnis unterliegt, dieselben Fehler und „Dummheiten" begeht, die er bei anderen erkannt hatte. Der Generalstabsoberst Redl, der die österreichische Kundschafterstelle leitete, hatte viele Spione mit besonderem kriminalistischem Geschick entlarvt [3]). Viele Jahre war die Aufdeckung der gegen Österreich arbeitenden Spionage sein Fachgebiet gewesen. In seinem Bureau gab es präparierte Zigarettenschachteln und Bonbonnièren, die dem Besucher gereicht wurden, um so auf unverdächtige Art Fingerspuren zu erhalten; Besucher wurden ohne ihr Wissen photographiert, ihre Worte insgeheim festgehalten. Vielen Spionen wurde auf die raffinierteste Art eine Falle gelegt. So wurde der Major Ritter von Wienckovsky in Stanislau von Redl der Spionage überführt. Eine Offizierskommission nahm in der Wohnung des Verdächtigten eine Hausdurchsuchung vor. Im Kinderzimmer spielte das sechsjährige Töchterchen des Majors mit der deutschen Gouvernannte. Das hübsche Kind, das anfangs sehr befangen war, starrte die fremden Offiziere an. Redl wußte die Kleine zutraulich zu machen, nahm ihr Händchen und plauderte polnisch mit ihr. Er fragte sie, wieviel zweimal vier sind, stellte sich überrascht über ihre rich-

---

[3]) Der folgende Bericht nach Egon Erwin Kisch, Der Fall des Generalstabschefs Redl. Berlin 1924.

tige Antwort und lobte sie sehr. „Bist du auch so gescheit, daß du weißt, wo Papa seine Briefe versteckt?“ — „Natürlich“, antwortete die Kleine rasch, läuft in das Arbeitszimmer des Vaters, kriecht unter den Schreibtisch und deutet unter dessen linke Ecke. Das schwere Möbelstück wird umgelegt; ein verborgener Knopf wird gefunden und ein Fach mit belastenden Dokumenten geöffnet. Derselbe Mann, der so das Vertrauen eines Kindes zu erwerben und zu mißbrauchen gewußt hatte, benahm sich, als sein Geheimnis in Frage kam, kindisch genug. Niemand ahnte, daß der Leiter des Kundschaftsbureaus selbst in den Diensten der russischen Spionage stand. Angesichts der Kriegsgefahr wurde damals die Privatpost überwacht. Im März 1913 kamen zwei Briefe mit der Chiffre „Opernball B“ aus Eydtkuhnen beim Hauptpostamt Wien an. Die Briefadresse war mit Schreibmaschine geschrieben, der Inhalt hohe Geldbeträge. Redl behob den Brief erst am 24. Mai 1913 und entwischte den im Postamte wachenden Detektiven in einem Auto, das er vor dem Amte angekurbelt warten ließ. Der Wagen wurde später festgestellt, der Weg, den er genommen hatte, konstatiert. Er führte zum Hotel Klomser. Im Fond des Taxis fanden die zwei Detektivs das Futteral eines Taschenmessers, eine Hülle aus hellgrauem Tuch. Vermutlich hatte der Unbekannte, der die Briefe behoben hatte, das Taschenmesser zum Aufschneiden benützt. Das Futteral wurde dem Portier des Hotels übergeben; er sollte die Gäste befragen, wem es gehöre. Eben kommt Oberst Redl die Treppe herab, legt den Schlüssel seines Zimmers auf den Tisch. Der Portier fragt: „Haben Herr Oberst das Futteral Ihres Taschenmessers verloren?“ — „Ja“, antwortet der Oberst und steckt das ihm gereichte hellgraue Tuchsäckchen gedankenlos ein, „wo habe ich es denn...?“ Er bricht den Satz ab, da er sich erinnert; sein Blick fällt auf einen fremden Herrn, der am selben Tisch interessiert Briefe durchsieht. Der Oberst ahnt, daß er verloren ist.

Wir haben nun genug Beispiele angeführt. Was sind das nur für dunkle Kräfte, welche die Absichten so vieler Verbrecher durchkreuzen? Es muß doch eine psychologische Erklärung für das Zustandekommen solcher typischer Übersehen und Unvollkommenheiten, die zu wichtigsten Indizien werden, geben. Die Kriminalpsychologie hat dieses Moment als die Lehre „von der einen Dummheit" zusammengefaßt, die fast bei jedem sehr schweren Verbrechen gemacht zu werden pflegt [4]). Trotz dem Übereinstimmen zahlreicher Kriminalisten wollen wir es nicht glauben, daß diese typische Dummheit bei fast allen großen Verbrechen vorkommt. Die Kriminalgeschichte liefert uns eine Unzahl schwerer Verbrechen, die tadellos ausgeführt wurden und deren Täter die irdische Gerechtigkeit schweren Herzens der himmlischen überließ.

---

[4]) Hans Gross, Handbuch für Untersuchungsgefangene, I. Teil, S. 21.

DIE DICHTER HAT SIE FÜR SICH

Von

Alfred Freih. v. Berger

Als Beitrag zur Geschichte der psychoanalytischen Bewegung reproduzieren wir hier eine frühe Stimme zur Freudschen Lehre, sicher die früheste ihrer Art und jedenfalls die erste ausführliche Stellungnahme zu Freuds Entdeckungen. Bezeichnenderweise ist es nicht die Stimme eines Gelehrten, sondern die eines Dichters. Der (1912 als Burgtheaterdirektor verstorbene) feinsinnige Wiener Dichter und Kritiker Freiherr von Berger veröffentlichte am 2. Februar 1896 in der Wiener „Morgenpresse" ein Feuilleton „Chirurgie der Seele", das die Besprechung der Breuer-Freudschen „Studien über Hysterie" darstellt. Wir lassen hier den Mittelteil des Feuilletons aus, das den Inhalt des Buches referiert, und geben die Einleitung und die abschließenden Ausführungen wieder.

Wenn ich mir eine rechte Freude vergönnen will, so lese ich Bücher, die mich eigentlich gar nichts angehen, deren Gegenstand und Inhalt weit abliegt von meinem eigenen geistigen Arbeitsfeld. Merkwürdigerweise erntet man aus solchen Büchern oft die besten und fruchtbarsten Anregungen gerade für das eigene Fach. So hat mir ein freundlicher Zufall vergangenen Sommer ein neu erschienenes nervenpathologisches Buch in die Hände gespielt, und seither ist selten ein Tag vergangen, an welchem ich nicht einen Abschnitt oder wenigstens einige Seiten desselben gelesen und wiedergelesen hätte. „Studien über Hysterie" ist der Titel des Buches; zwei bekannte, allverehrte Wiener Ärzte, Josef Breuer und Sigmund Freud, haben es geschrieben. Die Anziehungskraft, die es andauernd auf mich ausübt, entspringt nicht dem krankhaften Anteil, welchen Laien häufig medizinischen Studien entgegenbringen, noch einem besonderen Interesse für den Gegenstand, sondern meiner künstlerischen Empfäng-

lichkeit, welche sich durch Inhalt und Form dieses Buches in mannigfaltiger Weise angeregt und befriedigt fühlt. Die gelehrten, streng wissenschaftlich gesinnten Verfasser mögen diese Weise, sich ihr Werk anzueignen, einen wunderlichen Mißbrauch desselben schelten. Ihnen war es augenscheinlich nur darum zu tun, einen verwickelten, dem kranken Nervenleben angehörigen Sachverhalt und ursächlichen Zusammenhang auf das gründlichste zu ermitteln und den ärztlichen Fachgenossen möglichst deutlich und vollständig mitzuteilen, um diesen ein Heilverfahren an die Hand zu geben, durch welches gewisse hysterische Krankheitserscheinungen zum Verschwinden gezwungen werden können. Ein Stück Wahrheit wollten sie geben und Nutzen schaffen, nicht ein schönes Buch schreiben. Wenn trotzdem in ihr Buch viel unbewußte und ungewollte Schönheit hineingeriet, so ist diese gewissermaßen nur ein zufälliges Nebenprodukt, dessen rühmende Betonung sie vielleicht mehr verlegen macht als erfreut. Sagt doch gelegentlich der eine der beiden Forscher: „Es berührt mich selbst noch eigentümlich, daß die Krankengeschichten, die ich schreibe, wie Novellen zu lesen sind, und daß sie sozusagen des ernsten Gepräges der Wissenschaftlichkeit entbehren. Ich muß mich damit trösten, daß für dieses Ergebnis die Natur des Gegenstandes offenbar eher verantwortlich zu machen ist, als meine Vorliebe."

Seltsames Zeichen der Zeit! Während unsere Poesie sich geflissentlich mit dem Anschein der wissenschaftlichen Strenge umgibt und sich mit Jodoform parfumiert, errötet die Wissenschaft, wenn sie sich darüber ertappt, daß sie unwillkürlich der Poesie nahegekommen ist. In der Sache trifft jene Entschuldigung das Richtige. Daß sich die Krankengeschichten beinahe wie Novellen lesen, bewirkt der Gegenstand. Wer Seelisches erforschen und beschreiben will, kann den dichterischen Methoden der Auffassung und Darstellung auch bei strengstem Willen zu kühler, nüchterner Sachlichkeit nicht ganz ausweichen.

Doch ist es nicht der Gegenstand allein; noch etwas anderes spielt mit. Viel Weisheit, viel Güte und Gemütstiefe ist in dem Buche, viel psychologischer Scharfsinn, der in der Feinfühligkeit eines allwissenden Herzens wurzelt. Die beiden Forscher haben nur den Gegenstand, den sie ergründen wollen, im Sinne, sie denken nicht daran, wie es selbst der „objektivste“ Dichter tut, auch ihre eigene menschliche Persönlichkeit mit hineinzumischen. Doch seelische Vorgänge, in welchen der innerste Nerv einer fremden Persönlichkeit bloß liegt, locken aus jedem, der sich mit ihnen einläßt, er mag es wissen und wollen oder nicht, die eigene Persönlichkeit hervor. Sie verrät sich darin, wie er jene bemerkt, mitempfindet, versteht und auslegt. Darin liegt vielleicht der feinste Reiz des Buches. Man kann sich schwer von ihm trennen, so traurig und häßlich die Gegenstände bisweilen sind, von denen es handelt, weil man beim Lesen immer das Gefühl hat, in allerbester Gesellschaft zu sein, und das Wohlsein atmet, das ein ganz edler und gebildeter Menschengeist um sich her verbreitet. Eine seltene Freude in unseren Tagen, im Leben und in der Literatur . . .

*

. . . Es grenzt ans Wunderbare, den beiden Ärzten zuzusehen, wie sie . . . eine fremde Seele durchsuchen, um endlich in ihr die bedeutsamen Affektanlässe zu entdecken, deren diese Seele sich selbst aus eigener Kraft nicht zu entsinnen vermag. Treffend vergleichen sie ihr Verfahren, wie sie eine Erinnerungsgeschichte nach der andern bloßlegen, dem systematischen Ausgraben einer verschütteten Stadt. „Der Mensch ist dem Menschen eine Finsternis“, hat Turgenjew gesagt. Diese Finsternis wird in unserem Buch einigermaßen erhellt und durchsichtig gemacht. In den Krankengeschichten sehen wir, wie die Lebenseindrücke und Erinnerungen in der Seele eines Menschen individuell gelagert sind, und die Ahnung erfaßt uns, daß es eines Tages denkbar werden könnte,

den Finger in das innerste Geheimnis der individuellen Persönlichkeit zu legen. Das Leben eines Menschen drückt sich in seiner Seele ab und gibt dieser jenen Inhalt, den wir ihren Charakter nennen. Von dieser Biographie, von welcher derjenige, der sie durchlebt hat, so wenig weiß, obwohl er sie im Haupte mit sich trägt, und an ihren Nachwirkungen leidet, wickeln die beiden Ärzte wenigstens ein Stückchen heraus, wie ein Band, um den Inhalt desselben in umgekehrter Ordnung, als in welcher er erlebt und gebucht wurde, zu entziffern.

Die ganze Theorie ist eigentlich ein Stück uralter Dichterpsychologie. Bei jeder ersten Entdeckung, welche die Wissenschaft auf dem Gebiet der Seele macht, wird sich zeigen, daß die großen Dichter die Wikinger sind, die lange vor Kolumbus in Amerika waren. Den Grundgedanken unseres Buches hat Shakespeare nicht nur in mannigfaltigen Wendungen ausgesprochen, er hat sogar die seelische Entwicklung und Katastrophe seiner Lady Macbeth auf eine ähnliche Auffassung gegründet. Sie leidet an einer regelrechten Abwehrneurose, dadurch entstanden, daß sie die Affekte des Grauens und der Angst bei Dunans Ermordung und Banquos Erscheinung gewaltsam aus ihrem wachen Bewußtsein verdrängt hat. Darum brechen sie in der anomalen Form des Schlafwandelns aus. Jedenfalls würde ein moderner Arzt die hohnvolle Frage Macbeths, ob er die heftigen Phantasien, die seiner Frau die Ruhe rauben, nicht forttreiben könne, anders beantworten, als der Arzt, den Shakespeare die Lady beobachten läßt. Die Heilung des Orestes, wie Goethe sie darstellt, ist ein Fall einer gelungenen „Katharsiskur", und Ferdinand Kürnberger hat eine Novelle: „Die Last des Schweigens", geschrieben, in welcher ein Mord dadurch entdeckt wird, daß der Täter, ohne Reue zu fühlen, dem inneren Zwange erliegt, sagen zu müssen, was er getan hat.

Das urwüchsigste und schönste Beispiel, wie sehr Volk und volkstümliche Poesie zu allen Zeiten das Ausweinen

als eine natürliche Notdurft verstanden, deren die schmerzerschütterte Seele bedarf, um gesund zu bleiben, enthält vielleicht die Edda im ersten Gudrunenlied. Tränenlos saß Gudrun bei der verhüllten Leiche des ermordeten Sigurd, „schier zersprungen wär' sie vor Schmerz". Vergebens bemühten sich die Frauen des Hofes, ihre Tränen zu entbinden durch Erzählung der schmerzlichen Schicksale, die sie selbst schon erduldet hatten. Endlich kam auch ihre Schwester. „Wenig wißt ihr, ob weise sonst, das Herz einer jungen Frau zu erheitern", sagte sie zu den Frauen, hob den Schleier von dem Toten und legte sein blutiges Haupt in Gudruns Schoß mit der Aufforderung, ihn zu küssen, wie einst den Lebenden. „Da sank aufs Kissen zurück die Königin, ihr Stirnband riß, rot war die Wange, ein Regenschauer rann in den Schoß ... und hell aufschrien im Hof die Gänse." Wir wissen nicht, wie die Wissenschaft die Theorien Breuers und Freuds beurteilt. Die Dichter hat sie für sich, und das will nicht wenig sagen. Denn bis jetzt waren Dichter diejenigen, die von den Geheimnissen der Menschenseele das Meiste und Beste gewußt und ausgesagt haben.

DER SOHN ALEXANDERS DES REICHEN

Von

Dr. G. Baissette

Aus dem im Hippokrates-Verlag in Stuttgart 1932 erschienenen Buche „Leben und Lehre des Hippokrates“, einer in Sprache und sachlicher Darstellung gleich ausgezeichneten Biographie des großen Hippokrates, in welchem die wichtigsten Lehren der hippokratischen Schule, teils wörtlich wiedergegeben, teils geistig verarbeitet, eingeflochten sind. Preis für das Exemplar in Leinen Mark 5.25, für das steif kartonierte Exemplar Mark 4.25.

Dann kam der Tod des Anaxagoras. Mit ihm hatte sich zum erstenmal der Menschengeist über die Naturphilosophie erhoben. Er hatte als erster das Prinzip einer ordnenden Gewalt verkündet, deren Einfluß auch die geringste Erscheinung sowohl in der Physik wie in der Physiologie und in der Astronomie untersteht. Dank ihm hatte die Welt aufgehört, ein bloßer Ablauf zu sein, und hatte eine Intelligenz erworben. Und ihn hatte man, trotz Perikles' Einspruch, wegen Ungehorsams gegen die Götter gefangen gesetzt. Im Jahre 428 starb er in Lampsakus im Exil. Hippokrates, der gerade die jonischen Inseln besuchte, begab sich dorthin. Er begegnete all den Schülern des verschiedenen Meisters, einigen Schriftstellern und Philosophen, unter anderem dem Euripides, der nach Mazedonien reiste, und dem alten Hermotines, dem klasomenischen Gefährten des Anaxagoras. Diese Trauerfeier in der Einfachheit des Exils nahm eine symbolische Größe an; all die jonischen, abderitischen, sizilischen und eleatischen Richtungen verbanden sich in der Verehrung dieses Geistes, der der Welt eine Intelligenz gegeben hatte. Hier erfuhr, vielleicht durch die Vermittlung des Euripides, Hippokrates zuerst die Neuigkeit, daß der Mazedonier-

könig Perdikkas II. an einer quälenden Krankheit litt und ihn in Kos und in Athen hatte suchen lassen. Hippokrates brannte darauf, Mazedonien kennen zu lernen. „Uns verbindet“, sagte er, „mit den heraklidischen Königen dieses Landes von den Ahnen her eine alte Freundschaft“. Er zweifelte nicht daran, daß dies unwirtliche Land einer überraschenden Zukunft entgegensah. Und in der Tat führte sein König eine kühne Politik, hatte die unzugänglichen Täler des Berglandes in seiner Hand vereinigt, hatte der fruchtbaren Ebene einen Weg zum Meer gebahnt und schickte sich an, die Wissenschaft und die Künste zu schirmen, zur gleichen Zeit, da das ruhmreiche und gebildete Athen die Philosophen verfolgte und seine Genies entmutigte.

Hippokrates überschritt also den Hellespont und kam längs den thrakischen Küsten nach Mazedonien. 40 Stadien vor Ägä erwartete ihn eine Hoplitentruppe, deren Offiziere ihn an den Hof des Königs geleiteten. Er erfuhr, daß soeben ein großer Arzt angekommen sei, der ihm um wenige Stunden zuvorgekommen war: es war Euriphon von Knidos. Der König Perdikkas empfing Hippokrates mit aufrichtiger Freude und ließ ihn prächtig unterbringen. Er hatte das Recht, nach Belieben im Palast umherzuschweifen, und ein jeder mußte ihm die größte Ehrerbietung zollen. Seit der ersten Begegnung sah er seinen Vetter Euriphon um sich, der ihn sehr höflich anging, und ein wenig scherzhaft über die jungen Leute sprach, die danach trachteten, die alte ehrwürdige Medizin auf Grund vorgeblicher Neuentdeckungen umzustürzen. Hippokrates verneigte sich mit der achtungsvollen Ehrerbietung, die seinem geringeren Alter zukam, und entgegnete, daß er nichts entdeckt habe, vielmehr bemüht sei, sich auf sichere Merkmale zu stützen, um den Ablauf der Krankheiten kennen zu lernen. Er stellte eine baldige Veröffentlichung seiner koischen Vorlesungen und seiner Kritik der knidischen Schule in Aussicht und sagte, daß er sich einer wohlbegründeten Widerlegung von seiten Euriphons

versähe. Dann trank man rosigen Wein aus Bechern, sang einen Päan und opferte den Göttern.

Übrigens war inzwischen eine gänzlich umgestaltete Neuauflage der „Knidischen Sentenzen" erschienen, denen Hippokrates einen etwas höheren medizinischen Wert zugestand. [1])

Euriphon sollte zuerst die Behandlung des Königs übernehmen. Nach ihm sollte, wenn dies noch vorteilhaft erschien, Hippokrates seine Kunst versuchen. So hatte Hippokrates Muße genug, das Wesen des Kranken zu beobachten und darüber nachzudenken.

Gewiß ein sonderbares Leiden. Perdikkas irrte unstet in seinem Palaste umher; alle Energie war aus diesem willensstarken Mann gewichen. Ein schleichendes Fieber hatte ihn befallen, dessen Ursache völlig unklar war. Er vergaß die Entscheidungen, die er eine Stunde zuvor getroffen hatte, und hielt oft unvermittelt in seinem Gang inne. Zuletzt wurde er sehr schwach und lächelte viel, obwohl er traurig war. Was ihn besonders beunruhigte, war der Verlust allen Interesses an der äußeren Politik seines Landes, die er so lebhaft geführt hatte. Er flehte seine Freunde und alle die Gelehrten, die er hatte kommen lassen, um Rettung an. In der Nacht erwachte er plötzlich mit lauten Schreien und fand nicht anders Ruhe als durch einsames Umherwandern. Er versicherte, daß sein Wille zu allen diesen Anzeichen nichts beitrage. Er verlor an Kräften, und die natürlichen Funktionen schienen ihn zu verlassen, ohne daß er die geringsten Schmerzen spürte. Euriphon befragte, befühlte, untersuchte ihn und fand nicht die geringste organische Veränderung. Er rief sich alle Krankheiten vor Augen, von denen der menschliche Körper heimgesucht werden kann. Alle Harnleiden, Bräunen, Lungenentzündungen, Ruhrerkrankungen und Fieber wurden zum Vergleich herangezogen. Jeder neuen Hypothese folgten neue Medikamente: Zuckerstoffe, Sauerhonig, Milch und

---

[1]) Hipp., Die Diät bei akuten Krankheiten.

Buttermilch folgten in täglichem Wechsel, und in diesem Meer von Heilflüssigkeiten drehte sich Euriphon wie eine Triere, die ihre Ruder verloren hat und den Wogen preisgegeben ist.

Er selbst verlor seine Zuversicht und seine vornehme Haltung; Perdikkas hingegen verlor an Gewicht, während sich sein Körper mit den Spuren der knidischen Wirksamkeit bedeckte. Hippokrates' Anteilnahme wuchs, und er ließ spöttischerweise an der Tafel ein Exemplar Platos des Komikers herumreichen, in dem die Rede von einem Kranken war, dessen Körper Euriphon im Laufe einer Behandlung mit Brandwunden übersät hatte. Indessen waren diese Stellen nicht ehrenrührig gemeint, und Euriphon war mit einer solchen kleinen Bosheit nicht anders geschehen als Euripides oder Hippokrates, die beide der spitzen Feder des Aristophanes nicht entgingen.

Nach zweimonatlichen vergeblichen Anstrengungen gab Euriphon die Partie auf und murmelte in seinen Bart, daß es nicht sein Fehler wäre, wenn die für die Griechen heilsamen Mittel einem barbarischen Volke nicht bekämen, heiße es doch im athenischen Sprichwort, daß die Mazedonier nicht einmal gute Sklaven abgäben. Dies entsprach ganz und gar nicht der Meinung des Hippokrates, der in den Anlagen, die von Raum und Zeit bedingt sind, ein allgemeines Prinzip suchte.

Hippokrates bat nun den Perdikkas, seine Behandlung anzunehmen und ihm in allem zu vertrauen. Wie bei jeder verborgenen Erscheinung müsse man den natürlichen Anzeichen nachgehen, wenn man sie aufdecken wolle. Deshalb wäre es jetzt angebracht, Salben und Drogen einmal beiseite zu lassen. Hippokrates verweilte lange bei seinem Patienten, plauderte mit ihm in zutraulichem Tone, unternahm mit ihm morgendliche Spaziergänge und strebte auf einen Gemütszustand hin, der es ihm möglich machte, seine geheimsten Gedanken ohne Argwohn auszusprechen. Im Einklang mit seiner allgemeinen Methode befragte er ihn aufs genaueste über die leisesten Anwandlungen, die

der König verspürte; er verzeichnete die Fehlleistungen des Gedächtnisses, die Veränderungen des Willens und der Sinnesreaktionen seit dem Beginn der Krankheit. Er befragte ihn auch über seine Träume. Schweifende Gestirne herrschten darin vor. Sie strichen von Osten nach Westen über das Firmament und verschwanden mit großer Flammengarbe am Horizont. Sie erschienen ihm finster, von dichter Masse, deren Schwere gleichsam empfunden wurde; in ihrem blendenden Scheine hoben sie sich als unheilverkündende Spuren von den anderen Gestirnen ab. Hippokrates ordnete diese Erscheinungen seiner Traumsymbolik ein und ersah, daß Perdikkas von einem tiefen Seelenschmerz befallen war, den er so beschrieb:

„Ist das himmlische Firmament finster, und nicht klar und durchscheinend, so deutet das auf eine Krankheit, die weder vom Überschuß noch vom Verfall rührt, sondern durch etwas von außen Hereinbrechendes verursacht wird. Den Sternen ist der äußere Kreislauf zuzuschreiben, dem Monde der der hohlen Teile, während die Sonne in Zusammenhang mit den mittleren Teilen steht. Wenn die Sterne ziellos und ohne sichtbaren Antrieb umherschwirren, so bedeutet dies eine Verwirrung der Seele durch Sorgen."

Von Sorgen wußte Perdikkas nichts. Dennoch trug er einen innerlichen Kummer mit sich herum, dessen tiefere Veranlassung es aufzudecken galt. In diese Seelengründe folgte Hippokrates einem Führer, der Erregung. Mit allen Mitteln suchte er sie hervorzurufen. Er veranlaßte den Leidenden, seine Kindheit oder seine früheren Traumgeschichten zu überdenken und drang mehr und mehr in die Tiefenbezirke seines instinktiven Lebens. Was konnte eine so tief verborgene Störung verursacht haben? Er suchte unter den Menschen seiner Umgebung. Welcher Art waren die Gefühle des Königs gegenüber seinem Vater Alexander gewesen? Er hatte für ihn immer eine sehr große Zuneigung gehegt und konnte sich diese Träume nicht erklären, in denen er ihn zuweilen sah, umgeben von

märchenhaftem Gepräge: Tausend Sklaven verneigten sich auf den Wink Alexanders des Philhellenen. Und wenn sein Sohn ihm nahte, hub eine in der Erde steckende Lanze an zu schwingen und trennte ihn so von seinem Vater. Es war unmöglich, diese Lanze herauszureißen, und vergebens streckte sein Vater die Arme aus. Zuweilen war dieser allein, zuweilen war seine Konkubine Phila bei ihm. Und Phila? Perdikkas brachte ihr die Empfindungen entgegen, die der Umgang eingibt. Sie war im Palast zur Welt gekommen als Tochter einer Mazedonierin aus den Bergen und eines Freigelassenen asiatischer Abstammung, war in der Umgebung des Königs herangewachsen, frei und gerne gesehen von allen wegen ihrer Sittsamkeit, ihrer Zurückhaltung, ihrer großen Anmut und Schönheit. Von ihrem vierzehnten Jahre ab war sie Alexanders Favoritin geworden. Sie war neunzehn Jahre, als er starb. Ein wenig älter als Perdikkas, war sie die Gespielin seiner Kindheit gewesen. Jetzt nahm sie eine besondere Stellung im Hofstaat ein und leitete mit geschickter Hand die Palastangelegenheiten. Seit einigen Jahren war ihr prächtiger Körper gereift und umgab Phila mit einem Strahlenkranz von Sinneslust und heißer Schwermut. Perdikkas sprach davon mit ernster Bewegung. Seit wann hatte er diese Veränderungen bemerkt? Deutlich seit etwa drei Jahren. Drei Jahre! Zu gleicher Zeit war sein unerklärliches Fieber aufgetreten. Hippokrates fragte Perdikkas noch, ob er dem geschlechtlichen Verlangen häufig nachgehe. Nein, er lebte enthaltsam und verschmähte Sklavinnen und Hoffrauen.

Für Hippokrates, der die Geschlechtsfragen mit größter Natürlichkeit betrachtete und sie in Diät und Therapie hereinzog, mußte diese Zurückhaltung schon als pathologisch erscheinen. Er konzentrierte seine Nachforschungen auf diesen Punkt. Mehrere Tage überwachte er das Ganze. Endlich erklärte er, das Leiden aufgedeckt zu haben: Perdikkas war krank vor Liebe zu Phila, der Konkubine seines Vaters. Perdikkas Zorn bei diesen Worten nahm ihm jeden

Zweifel an der Wahrheit. Der König zerschmetterte die Lanze, die er in der Rechten hielt, am Felsen, schwor mit der Linken, nie solche Empfindungen verspürt zu haben und eilte davon, um sich in seinen Gemächern zu verschließen, wo ihm bis zum Morgen niemand nahen durfte. Hippokrates ließ sich zur Stunde des gewohnten Spazierganges bei ihm melden. Er zeigte sich durchaus gnädig. In der Nacht war er in sich gegangen und hatte erkannt, daß Hippokrates Meinung nicht unmöglich sei. Phila spielte mit ihm, als er ein Knabe war. Sobald sie vierzehn geworden war, hatte sie sich unvermittelt von ihm getrennt und sprach seitdem kaum mit ihm. Wenn er sich Philas Schönheit vor Augen rief, erinnerte er sich der quälenden Ängste, die er auszustehen hatte. Er berichtete dem Hippokrates nun den Traum, der ihm diese Nacht gekommen war. Die Sterne glänzten darin hell. Sirius und einige andere Gestirne traten aus dem Hundsstern deutlich hervor. Sie bewegten sich über den Himmel, aber in entgegengesetztem Sinne als in den früheren Träumen. Sie waren strahlend und durchscheinend wie Kristall. Hippokrates bemerkte bei diesen Worten, daß er darin die Zeichen naher Gesundung erblickte: „Wenn einer der Sterne die vorgezeichnete Bahn zu verlassen scheint, wenn er zudem hell und glänzend ist und sein Weg nach Osten strebt, so verkündet er Gesundheit, denn das Reine im Körper entrinnt seiner geschlossenen Bahn in einer natürlichen Bewegung, die von Westen nach Osten gerichtet ist, das, sage ich, ist die Regel."

In der Tat schien Perdikkas von diesem Augenblick an befreit von seinen inneren Konflikten. Er folgte Hippokrates, der ihm aufgab, im Interesse seiner Gesundung den Regungen des Instinkts nachzugeben und nicht die Natur zu bekämpfen, wie er immer vorschrieb, wenn die Umstände es irgend erlaubten. Perdikkas eilte zu Phila und begriff bei ihrem Anblick, daß er in heftiger Liebe zu ihr erglühte. Er gestand es ihr. Phila vergoß Tränen. Und sie ließ ihn nicht lange bitten, da sie gewahr wurde,

daß Perdikkas' Leben davon abzuhängen drohte; so gab sie zu, daß auch sie ihn liebe. Sie fühlte ihre Jugend zur Neige gehen. Bald würde ihre Zärtlichkeit vergebens sein. Das stimmte sie schweigsam und traurig. Aber noch blühten ihr einige glückliche Jahre. Das Fieber, das Perdikkas zermürbte, wich. Er überhäufte Hippokrates mit Ehren und lud ihn ein, an seinem Hofe zu leben, solange er daran Gefallen fand. Hippokrates indessen ging nach vollendeter Heilung im Herbst 427 wieder nach Athen, wo er sich lange aufhalten sollte.

SIGM. FREUD

NEUE FOLGE DER
VORLESUNGEN
ZUR EINFÜHRUNG IN DIE
PSYCHOANALYSE

In Leinen gebunden ca. M 7.—

erscheint Ende November 1932

Ein neues Werk Sigm. Freuds, das seine grundlegende Arbeit, die in den Jahren 1916 und 1917 zuerst erschienenen *„Vorlesungen"* fortsetzt und ausbaut.

INHALT

SIGM. FREUD

SCHRIFTEN ZUR NEUROSENLEHRE UND ZUR PSYCHOANALYTISCHEN TECHNIK

Ausgabe in Klein-Oktav
In Ganzleinen Mark 9.—

INHALT:

Die Disposition zur Zwangsneurose
Zwei Kinderlügen
Eine Beziehung zwischen einem Symbol und einem Symptom
Mitteilung eines der psychoanalytischen Theorie widersprechenden Falles von Paranoia
Aus der Geschichte einer infantilen Neurose
Gedankenassoziation eines vierjährigen Kindes
Über einige neurotische Mechanismen bei Eifersucht, Paranoia und Homosexualität
Neurose und Psychose
Der Untergang des Ödipuskomplexes
Der Realitätsverlust bei Neurose und Psychose
Hemmung, Sympton und Angst
Der Familienroman des Neurotikers
Kurze Mitteilungen — Zur Selbstmorddiskussion — Einleitungen und Geleitworte

*

Die Handhabung der Traumdeutung in der Psychoanalyse
Zur Dynamik der Übertragung
Ratschläge für den Arzt bei der psychoanalytischen Behandlung
Über fausse reconnaissance („déjà raconté") während der psychoanalytischen Arbeit
Zur Einleitung der Behandlung
Erinnern, Wiederholen und Durcharbeiten
Bemerkungen über die Übertragungsliebe
Wege der psychoanalytischen Therapie
Zur Vorgeschichte der analytischen Technik

KLEINE SCHRIFTEN ZUR SEXUALTHEORIE UND ZUR TRAUMLEHRE

In Ganzleinen Mark 9.—

INHALT:

Zur sexuellen Aufklärung der Kinder
Die „kulturelle" Sexualmoral und die moderne Nervosität
Über infantile Sexualtheorien
Charakter und Analerotik
Beiträge zur Psychologie des Liebeslebens: I) Über einen besonderen Typus der Objektwahl beim Manne — II) Über die allgemeinste Erniedrigung des Liebeslebens — III) Das Tabu der Virginität
Über Triebumsetzungen, insbesondere der Analerotik
„Ein Kind wird geschlagen"
Über die Psychogenese eines Falles von weiblicher Homosexualität
Die infantile Genitalorganisation
Das ökonomische Problem des Masochismus
Einige psychische Folgen des anatomischen Geschlechtsunterschiedes
Fetischismus
Zur Onanie-Diskussion
Geleitworte zu Büchern von M. Steiner, F. S. Krauss und J. G. Bourke

*

Über den Traum
Märchenstoffe in Träumen
Ein Traum als Beweismittel
Traum und Telepathie
Bemerkungen zur Theorie und Praxis der Traumdeutung
Die sittliche Verantwortung für den Inhalt der Träume
Die Grenzen der Deutbarkeit

SIGM. FREUD

DIE ZUKUNFT EINER ILLUSION

In Ganzleinen M 3.60

. . . spannend und zu tiefer Selbstbesinnung anregend.

(Nationalzeitung Basel)

*

Es wird nicht leicht sein, auch nicht für den religiösen Menschen, an diesem letzten Willen eines großen Mannes achtungslos vorüberzugehen.

(Der Tag, Wien)

*

. . . interessant gleicherweise für Gegner und Zustimmende.

(Münchner Medizinische Wochenschrift)

*

. . . hat, wie fast alles, was Freud schrieb, eine lebhafte, gewiß nicht unergiebige Diskussion gezeitigt.

(Berliner Tageblatt)

*

Es wäre allzu bequem und verhängnisvoll, wenn die christliche Apologetik glaubte, solche scharfsinnigen Darlegungen als ‚Teufelswerk' abtun zu können und zu dürfen.

(„Literar. Jahresber. d. Dürerbundes")

DAS UNBEHAGEN IN DER KULTUR

In Ganzleinen M 5.—

Stefan Zweig
im Berliner Tageblatt:

„. . . Überreich an Anregungen, gedrängt voll mit Denkstoff, merkwürdig in vielen Einzelheiten, erweist abermals dieses Werk, einen wie ernsten und weiträumigen Denker wir gleichzeitig mit dem genialen Forscher in Sigmund Freud zu bewundern haben, und wie sehr diejenigen ihrer selber spotten, die seine Leistung als Psychologe noch immer auf das einspurige Sexualgeleise abschieben wollen, indes seine Wirkung ständig ihre Grenzen erweitert und auf allen Gebieten geistiger Produktivität schöpferisch anregend zutage tritt."

*

„Ein begnadeter Schriftsteller, mit allen Gaben sprachlicher Meisterschaft und einer überzeugenden Logik. Immer folgt man seinen Gedankengängen mit größter Anspannung und ist bis zur letzten Seite gepackt von der Souveränität dieses Denkens dieser Persönlichkeit."

(Rudolf Kayser in der Neuen Rundschau)

*

„Sigmund Freud, der zu Österreichs Ruhm im Ausland mehr beigetragen hat, als alle unsere Schlachten und Heldentaten, hat uns im achten Jahrzehnt seines Leben sein Buch der Altersweisheit geschenkt, das keiner, der seiner ganz inne wird, ohne Schwermut und Dankbarkeit lesen wird."

(Max Ermers im Wiener Tag)

DER PSYCHOANALYSE

EDGAR POE

Eine psychoanalytische Studie

von

MARIE BONAPARTE

4 Teile in drei Bänden ca. M 25.—

Der erste Band, der die Biographie des Dichters enthält und vollständig in sich abgeschlossen ist, wird auch gesondert für ca. M 8.—, in Leinen gebunden, abgegeben.

Der zweite und der dritte Teil behandeln vom Standpunkt der Analyse aus die Werke, der vierte untersucht das Wesen der literarischen Schöpfung und die soziale Bedeutung dieser Leistung (Poes Botschaft an die Menschen).

INHALTSVERZEICHNIS

SONDERHEFTE DER ZEITSCHRIFT

Onanie (II. Jg., Heft 2—3) **M 2.50**

Aus dem Inhalt: Meng: Das Problem der Onanie von Kant bis Freud — Chadwick: Die allgemeine Verschwörung zur Verleugnung — Landauer: Die Formen der Selbstbefriedigung — Zulliger: Schule und Onanie — Schneider: Die Abwehr der Selbstbefriedigung.

Strafen (V. Jg., Heft 8—9) **M 2.—**

Aus dem Inhalt: Aichhorn: Lohn oder Strafe als Erziehungsmittel — Bernfeld: Über die allgemeinste Wirkung der Strafe — Bohm: Strafe als Triebbefriedigung — Yates: Lehrer, Schuldisziplin, Strafen, usw.

Stottern (II., Jg., Heft 11—12) **M 2.—**

Aus dem Inhalt: Schneider: Über den Sinn des Stottern — Graber: Redehemmung und Analerotik — Coriat: Die Verhütung des Stotterns — usw.

Nacktheit (III., Jg., Heft 2—3) **M 2.—**

Aus dem Inhalt: Reich: Wohin führt die Nackterziehung? — Sterba: Nacktheit und Scham — Pipal: Schaulust — Zulliger: „Nackte" Tatsächlichkeiten — usw.

Selbstmord (III. Jg., Heft 11—13) **M 3.—**

Aus dem Inhalt: Meng: Gespräch mit einer Mutter — Kalischer: Selbstmord eines Zwangsdiebes — Federn: Selbstmordprophylaxe in der Analyse — Lorand: Der Selbstmord der Miß X — Leuthold: Eine Schülerin denkt an Selbstmord — usw.

Menstruation (V. Jg., Heft 5—6) **M 2.—**

Aus dem Inhalt: Horney: Die prämenstruellen Verstimmungen — Meng: Pubertät und Pubertätsaufklärung — Landauer: Menstruationserlebnis der Knaben — Schmideberg: Psychoanalytisches zur Menstruation — Chadwick: Menstruationsangst — usw.

Sexuelle Aufklärung (I. Jg., Heft 7—9) **M 2.50**

Aus dem Inhalt: Bernfeld: Über sexuelle Aufklärung — Schneider: Sexualforschung des Kindes — Meng: Sexuelles Wissen und sexuelle Aufklärung — Wolffheim: Vom Gesetz der Generationen — usw.

FÜR PSYCHOANALYTISCHE PÄDAGOGIK

Spielen und Spiele (VI. Jg., Heft 5—6) **M 2.—**

Aus dem Inhalt: Wälder: Die psychoanalytische Theorie des Spieles — Searl: Spiel, Realität und Aggression — Burlingham: Ein Kind beim Spiel — Roubiczek: Die wichtigsten Theorien des Spieles.

Einführung in die psychoanalytische Libidolehre. Von R. Sterba (V. Jg., Heft 2—3) **M 2.—**

Inhalt: I. Trieblehre — II. Sexualtheorie, A) Entwicklungsgeschichte der kindlichen Sexualität, B) Der Narzißmus — III. Triebschicksale — IV. Wiederholungszwang und Todestrieb.

Die Sexualität des Kindes. Von Marie Bonaparte (V. Jg., Heft 10) **M 1.—**

Inhalt: Die Verbreitung der Neurosen — Die infantile Sexualität und ihre Verdrängung — Die Sexualität der Erwachsenen und ihre Schädigungen — Einige Vorschläge zu einer Reform der Erziehung.

Die Psychoanalyse des Kinderzimmers. Von Alice Bálint (IV. Jg., Heft 2—5) **M 2.—**

Inhalt: Das Kinderzimmer und die Erwachsenen — Die Erziehung der Triebe — Der Ödipuskomplex — Der Kastrationskomplex — Die Identifizierung — Die Eroberung der Außenwelt — Das Kind und seine Erzieher — Die Befreiung des Kindes.

Aus der Kindheit eines Proletariermädchens (III. Jg., Heft 5—6) **M 2.—**

Aufzeichnungen einer neunzehnjährigen Selbstmörderin über ihre ersten zehn Lebensjahre.

Intellektuelle Hemmungen (IV Jg., Heft 11—12) **M 2.—**

Aus dem Inhalt: Federn: Psychoanalytische Auffassung der intellektuellen Hemmung — Hermann: Begabtheit und Unbegabtheit — Zulliger: Versager in der Schule — Bornstein: Sexual- und Intellekthemmung — Schmideberg: Hemmung und Aggression — Stern: Episodische Dummheiten einer Sechzehnjährigen usw.

Psychoanalytische Heilpädagogik im Kindergarten. Von Herta Fuchs (VI. Jg., Heft 9) **M 1.—**

Inhalt: Organisation der Sondergruppe — Kindertypen — Schlimmheit und ihre Deutung — Trieberziehung — Familie und Kindergarten — Drei neurotische Kleinkinder — Angst, Wut und Schlimmheit.

ALMANACH DER

1931

Stefan Zweig
Bildnis Sigmund Freuds

Fritz Wittels
Der Antiphilosoph Freud

Heinrich Meng
Goethe und Freud

Theodor Reik
Zu Freuds Kulturbetrachtung

Paul Federn
Die Wirklichkeit des Todestriebs
Vom Nationalgefühl

C. Müller-Braunschweig
Psychoanalyse und Weltanschauung

Leo Schestow
Alexander und Diogenes

Erich Fromm
Der Staat als Erzieher

Ernst Simmel
Zur Geschichte des Berliner Psychoanalytischen Instituts

Helene Deutsch
Ein Fall von Katzenphobie
Der feminine Masochismus und seine Beziehung zur Frigidität

Karl Landauer
Eine „Dirne"

K. Schjelderup
Träume und Halluzinationen der Asketen

Oskar Pfister
Donjuanismus und Dirnentum

Felix Boehm
Der Weiblichkeitskomplex des Mannes

F. Alexander
Zur Genese des Kastrationskomplexes

René Laforgue
Über die Erotisierung der Angst

Siegfried Bernfeld
Ein mißglücktes Tagebuch

Hans Kalischer
Die Entwicklung eines Vagabunden

In Leinen M 4.—

1930

Sigmund Freud
Dostojewski und die Vatertötung

Theodor Reik
Freuds Studie über Dostojewski

Friedrich Eckstein
Das Unterbewußte, die Vererbung und das Gedächtnis im Lichte der mathematischen Wissenschaft

Hanns Sachs
Kunst und Persönlichkeit

Albrecht Schaeffer
Geschichte eines Traumes

Editha Sterba
Der Schülerselbstmord in André Gides Roman „Der Falschmünzer"

André Gide
Der Selbstmord des Knaben Boris

*** * ***
„Kinder können furchtbar schweigen . ."
Aus der Kindheit eines Proletariermädchens

Heinrich Meng
Sexualpädagogik und Psychoanalyse

Fritz Wittels
Kindweib die große Mode

Karl Landauer
Zur psychosexuellen Genese der Dummheit

Ernest Jones
Die englische „Schicklichkeit"

Joan Riviere
Weiblichkeit als Maske

Theodor Reik
Über den zynischen Witz

Franz Alexander und Hugo Staub
Ein Fall von Kleptomanie aus Schuldgefühl

Wilhelm Reich
Die Dialektik im Seelischen

In Leinen M 4.—

PSYCHOANALYSE

1929

Sigmund Freud
Ein religiöses Erlebnis

Theodor Reik
Bemerkungen zu Freuds „Zukunft einer Illusion"

Siegfried Bernfeld
Ist Psychoanalyse eine Weltanschauung?

Oskar Pfister
Psychoanalyse und Methaphysik
Der Schrei nach Leben und die Psychoanalyse

R. Wälder
Die Psychoanalyse im Lebensgefühl

S. Radó
Die Naturforschung im Lichte der Psychoanalyse

Ludwig Hopf
Exakte Naturwissenschaft und Psychoanalyse

W. Eliasberg
Über sozialen Zwang und abhängige Arbeit

M. Wulff
Psychiatrisch-neurologische Untersuchung von Chauffeuren

S. Ferenczi
Gulliverphantasien
Anatole France als Analytiker

Eduard Hitschmann
Zur Psychoanalyse der Misanthropen von Molière

Helene Deutsch
Ein Frauenschicksal — George Sand

Codet und Laforgue
Der Salavin des Georges Duhamel

F. Lehner
Die Psychoanalyse in der französischen Literatur

R. Sterba
Zum dichterischen Ausdruck des Naturgefühl

Fritz Wittels
Rache und Richter

H. Piutti
Identifizierung eines zehnjährigen Knaben mit der schwangeren Mutter

O. Fenichel
Beispiele zur Traumdeutung

Heinrich Meng
Das Problem der Onanie von Kant bis Freud

In Leinen M 4.—

1928

Sigmund Freud
Der Humor
Fetischismus

Lou Andreas-Salomé
Was daraus folgt, daß es nicht die Frau gewesen ist, die den Vater totgeschlagen hat.

Fritz Wittels
Das Sakrament der Ehe

Karen Horney
Die monogame Forderung

W. Reich
Die Spaltung der Geschlechtlichkeit und ihre Folgen für Ehe und Gesellschaft

Theodor Reik
Das Schweigen
Zweifel und Lohn in der Dogmenbildung

B. Alexander
Spinoza und die Psychoanalyse

E. v. Sydow
Primitive Kunst und Sexualität

Yrjö Kulovesi
Der Raumfaktor in der Traumdeutung

Ernest Jones
Der Mantel als Symbol

S. Ferenczi
Über obszöne Worte
Sonntagsneurosen
Analyse von Gleichnissen

F. Boehm
Bemerkungen zu Balzacs Liebesleben

Franz Alexander
Ein Fall von masochistischem Transvestitismus

Siegfried Bernfeld
Der Irrtum des Pestalozzi

Oskar Pfister
Der Schülerberater

Anna Freud
Die Einleitung der Kinderanalyse

Karl Landauer
Das Strafvollzugsgesetz

In Leinen M 4.—

ALMANACH DER PSYCHOANALYSE

1927

Lou Andreas-Salomé
Zum 70. Geburtstag Sigmund Freuds

Prof. E. Bleuler
Zum 70. Geburtstag Sigmund Freuds

Stefan Zweig
Zum 70. Geburtstag Sigmund Freuds

Alfred Döblin
Zum 70. Geburtstag Sigmund Freuds

Sigmund Freud
Vergänglichkeit
Zur Psychologie des Gymnasiasten
Psychoanalyse und Kurpfuscherei

Oskar Pfister
Die menschlichen Einigungsbestrebungen im Lichte der Psychoanalyse

M. D. Eder
Kann das Unbewußte erzogen werden?

Theodor Reik
Gedenkrede auf Karl Abraham

Karl Abraham
Die Geschichte eines Hochstaplers
Über Coués Heilformel

I. Levine
Psychoanalyse und Moral

G. Wyneken
Sisyphos oder: Die Grenzen der Erziehung

L. Binswanger
Erfahren, Verstehen, Denken in der Psychoanalyse

Erwin Kohn
Das Liebesschicksal Lassalles

H. Gomperz
Sokrates und die Handwerksmeister

O. Rank
Don Juan und Leporello

E. v. Sydow
Die Wiedererweckung der primitiven Kunst

Ludwig Jekels
Zur Psychologie der Komödie

Theodor Reik
Zur Technik des Witzes

Franz Alexander
Zu Ferenczis Genitaltheorie

Karen Horney
Flucht aus der Weiblichkeit

Ernst Simmel
Doktorspiel, Kranksein und Arztberuf

Georg Groddeck
Nicht wahr, zwei Damen ...?

In Leinen M 4.—

1926

Sigmund Freud
Die Widerstände gegen die Psychoanalyse
Die „Ausnahmen"
Die okkulte Bedeutung des Traumes

Thomas Mann
Mein Verhältnis zur Psychoanalyse

Hermann Hesse
Künstler und Psychoanalyse

Lenormand
Das Unbewußte im Drama

F. van Eeden
Über Psychoanalyse

Hanns Sachs
Gemeinsamer Tagtraum und Dichtung
Carl Spitteler †

Alfred Polgar
Der Seelensucher

Georg Groddeck
Wie ich Arzt wurde und wie ich zur Abneigung gegen das Wissen gekommen bin

Theodor Reik
Psychoanalytische Strafrechtstheorie

A. Stärcke
Geisteskrankheit und Gesellschaft

Oskar Pfister
Elternfehler in der Erziehung zur Sexualität

Vera Schmidt
Das psychoanalytische Kinderheim in Moskau

August Aichhorn
Die Psychoanalyse in der Fürsorgeerziehung

Siegfried Bernfeld
Bürger Macchiavell ist Unterrichtsminister geworden

Stefan Zweig
Das Tagebuch eines halbwüchsigen Mädchens

*** * ***
Aus dem ‚Tagebuch eines halbwüchsigen Mädchens'

S. Ferenczi
Begattung und Befruchtung

Ernest Jones
Kälte, Krankheit und Geburt

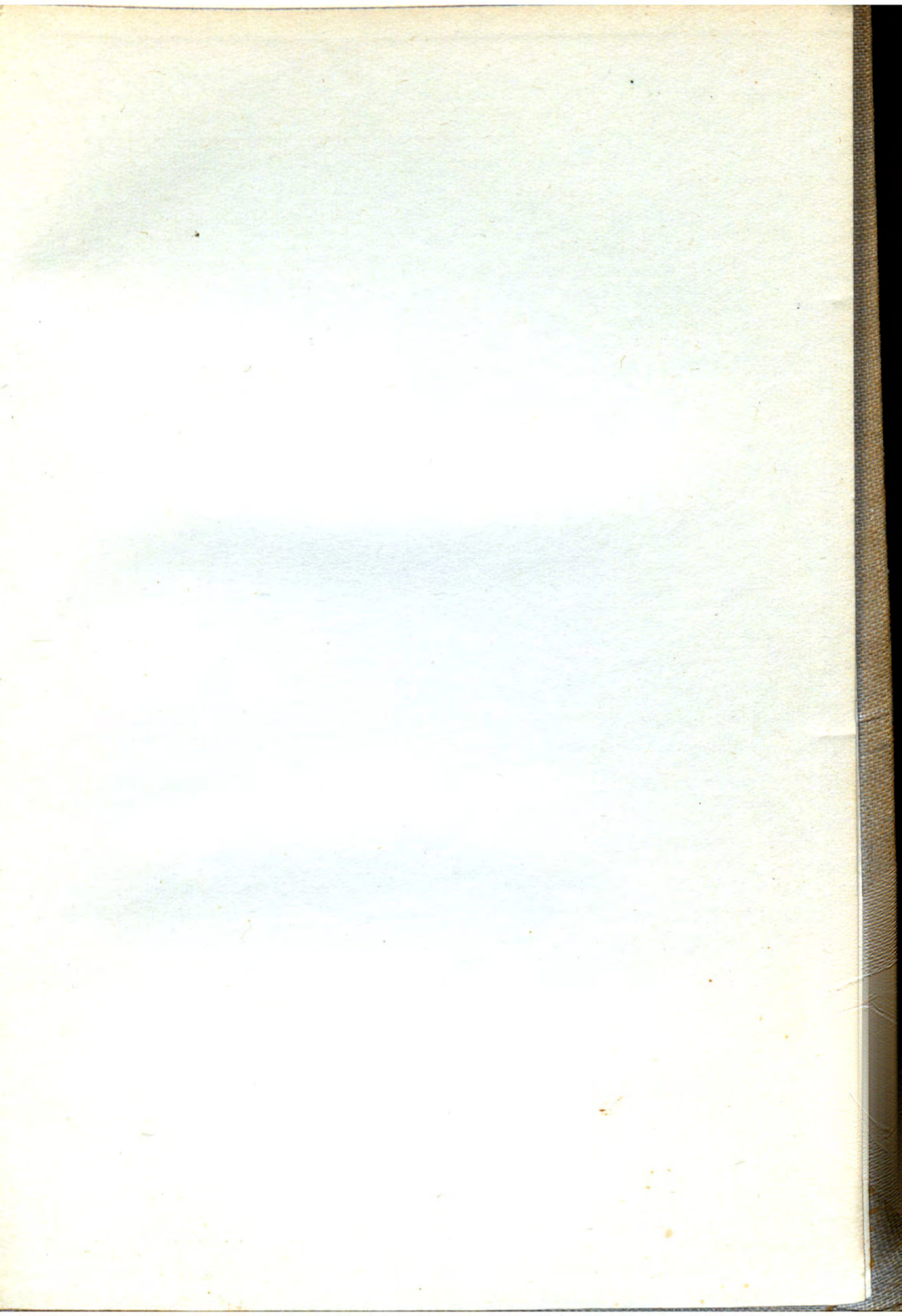
Karl Abraham
Über Charakteranalyse

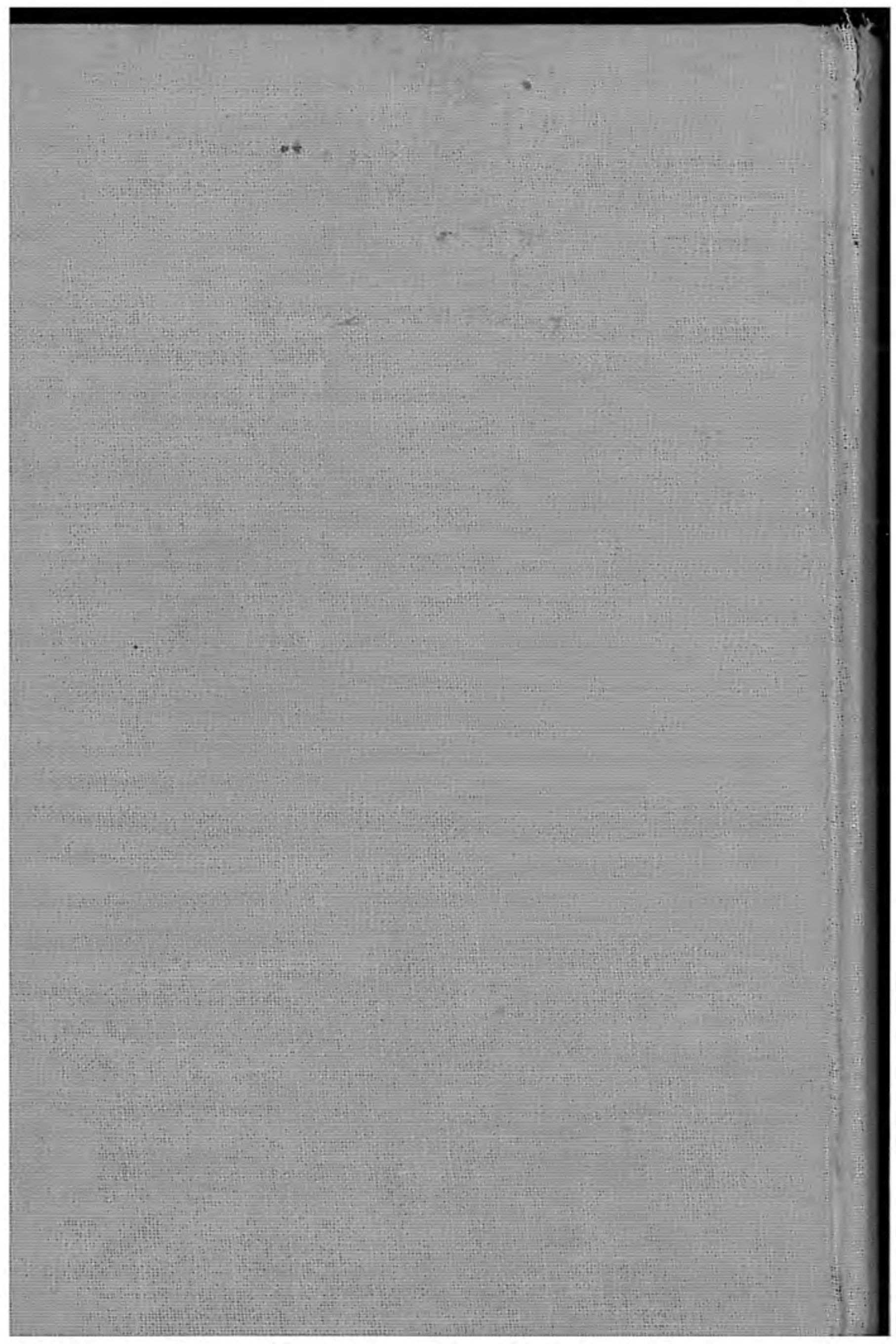
Otto Rank
Drei Stunden einer Analyse

P. Schilder
Selbstbeherrschung und Hypochondrie

A. Kielholz
Über Erfinderwahn

In Leinen M 4.—





ALMA
NACH

1933

I·P·A·V

Almanach der Psychoanalyse

1933